The Library
of

The Gift of

.....

Class 943.1Sch3
Book En25

Von einem
verlorenen Posten.

Ein Buch der Erinnerung

an

Schleswig-Holstein.

Von

Bernhard Endrulat.

Hamburg.
Verlag von Gustav Carl Würger.
1857.

Carl Fischer's Buchdruckerei.

943.1Sch3
En25

Oct. 8, 28 - Prof. Stanfe - Gift.

Seiner Hoheit, dem Herzoge

ERNST II.

von

Sachsen-Coburg-Gotha.

420699

Digitized by Google

Unter den Augen und den Befehlen Eurer Hoheit haben deutſche Waffen auf ſchleswig-holſteiniſchem Grund und Boden einen Sieg erfochten, wie die Kriegsgeſchichte der letzten Zeiten ihn glänzender nicht aufzuweiſen hat; Eure Hoheit haben in Ihren Landen zahlreichen Angehörigen der armen deutſchen Herzogthümer eine ehrenvolle Aufnahme und eine neue glückliche Heimath bereitet, — ſchon dieſe Thatſachen reichten hin, einen deutſchen Schriftſteller, der in Krieg und Frieden ſeine innigſte Theilnahme für die Sache Schleswig-Holſteins bethätigt hat, der gewohnt iſt, jede dieſer Sache bewieſene Gunſt und Liebe wie eine ihm ſelbſt geſchehene Wohlthat zu betrachten, — ſie reichten hin, einen ſolchen Schriftſteller zu veranlaſſen, ein Buch, das aus der Tiefe

nationalen Gefühls entstanden und dem Gedächtniß des unglücklichen Schleswig-Holsteins geweiht ist, Eurer Hoheit darzubringen.

Aber es wäre ein Unrecht gegen Sie, wollte ich an dieser Stelle von andern Beweggründen ganz schweigen. Zwar muß ich es unterlassen, auf Einzelnheiten hinzudeuten und Vergleichungen anzustellen, aber ein Jeder, der die wenigen, leisen Lichtblicke in dem trüben Zuge der jüngsten Geschichte unsres deutschen Vaterlandes gewahrt hat, ein Jeder, dem der Anblick von Gedeihen und Glück geworden ist, den die unter Ihrer freisinnigen und aufrichtigen Regierung stehenden Lande darbieten, wird es verstehen, warum ein deutscher Schriftsteller, der mit ganzer Seele an dem Gedanken der Fortentwicklung des Vaterlandes zur Freiheit

und Einheit hängt, gerade Eurer Hoheit mit öffentlicher Huldigung zu nahen sich gedrungen fühlt.

Genehmigen Sie also von diesen Gesichtspunkten aus die Widmung meines Schleswig-Holstein-Buches als den Ausdruck der Hochachtung und Dankbarkeit eines Einzelnen, der sich jedoch bewußt ist, in dieser Handlung den Gefühlen eines großen und edlen Theils der ganzen deutschen Nation Ausdruck zu geben.

Ich bin Eurer Hoheit

aufrichtig ergebener

Geschrieben zu Hamburg,
im Juli 1857.

Bernhard Endrulat.

Vorwort.

Die nachfolgenden Schilderungen ſind nicht geſchrieben, um einem gerade erwachten Zuge des Intereſſes oder der Neugierde im deutſchen Publikum entgegen zu kommen. Ja, ſie ſind auch nicht einmal zu dieſem Zwecke zuſammengeſtellt worden. Ihre Abfaſſung erſtreckte ſich über einen Zeitraum von ſechs Jahren, und ſie entſtanden, erſchienen auch zum Theil bereits in Zeitſchriften und wurden von Neuem überarbeitet, je nachdem die Erinnerung an Schleswig-Holſtein, dieſen „Verlorenen Poſten“ der

deutſchen Nation, und die Trauer über ſein unglückliches Geſchick in dem Verfaſſer mehr oder weniger mächtig waren. So iſt der Inhalt meines Buches ein Ausfluß derjenigen Treue, die ich ſeit den Jahren der deutſchen Erhebung der ſchleswig-holſteiniſchen Sache in Kampf und Frieden, in Glück und Ungemach redlich bewieſen habe, und die ich ihr auch in alle Zukunft unverbrüchlich zu bewahren gedenke. Wenn es meinem Buche gelingt, hie und da die im deutſchen Volke lebende Theilnahme für die armen Herzogthümer wohlthuend zu berühren, eine alte Erinnerung wieder aufzufriſchen, die Aufmerkſamkeit des Einen oder Andern auf jenes Land hinzulenken, an dem wir Alle, die wir leben, eine ſchwere Schuld zu ſühnen haben, ſo muß ich wohl die Abſicht ſeiner Veröffentlichung für erreicht erklären. Denn auf eine größere Wirkung, auf die Steigerung unfruchtbarer Sympathieen zu thatkräftiger, gründlicher Hülfeleiſtung darf ein heutiger Schriftſteller nicht zählen, und ſpräche er auch für ein ſo ſonnenklares Recht, wie das ſchleswig-hol-

ſteiniſche es iſt, und redete er auch mit Engel- und Feuerzungen.

Aus dem eben Geſagten geht zur Genüge hervor, daß die politiſche, oder, beſſer geſagt, die nationale Tendenz an dem Entſtehen meines Buches den Hauptantheil hat; möge nun die Kritik entſcheiden, wie weit es mir gelungen iſt, mit ihr die Befriedigung auch derjenigen künſtleriſchen Anforderungen, die an ein Buch dieſer Art zu ſtellen ſind, zu vereinigen.

Ueber den Inhalt meines Buches erlaube man mir die nachſtehenden Bemerkungen.

Ich weiß, er wird den Vielen anſtößig ſein, die in unſrer Zeit ſtets ein gewaltiges Geſchrei nach Frieden und Verſöhnung erheben, ſobald irgendwo auch nur ein derbes, wahres Wort geſprochen wird, und ſie verlangen nach dem Frieden, damit ſie in ihm ungeſtört Carriere und Geld machen können. Mein Buch hat nicht darauf gerechnet, von dieſem Publikum auch nur einen Einzigen zu ſeinem Leſer zu gewinnen. Dagegen hofft es, ſich die Freund-

ſchaft Derjenigen zu erwerben, die der Meinung ſind, daß, wer nicht recht haſſen kann, auch nicht recht lieben könne, und die ſich daher ihres Haſſes gegen das Unrecht und gegen den Unrecht-über nicht ſchämen. Dänemark aber zu haſſen, das uns unſer Schleswig, auf das wir das klarſte geſchichtliche und natürliche Recht haben, nicht allein vorenthält und für immer uns zu rauben eifrigſt beſtrebt iſt, ſondern das unſre ſchleswigſchen Brüder aus keinem andern Grunde, als weil ſie unſre Brüder ſind, in unerhörter Weiſe martert und peinigt, Dänemark zu haſſen, wird ein jeder deutſche Mann ſo lange nicht nur das Recht, ſondern vielmehr die Pflicht haben, bis der letzte Schwertſchlag gefallen iſt, der das letzte Glied der Kette zertrümmert, unter deren ſchmerzlichem Drucke das arme Schleswig nun ſchon ſeit ſo vielen Jahren ſeufzt. Dann, ja dann wollen auch wir Dänemark Frieden und Verſöhnung anbieten und keine andere Eroberung an ihm machen, als die unſre Bildung, unſre Sprache, unſre Literatur auf

friedlichem, unbemerkbar leisem Wege an ihm zu machen vielleicht berufen ist.

Was die eigenen Erlebnisse betrifft, die in meinem Buche geschildert sind, so enthalten sie die lautere Wahrheit, die Wahrheit, die ein Dichter zu geben pflegt, dessen Auge nun einmal Vieles sieht, was Andere nicht sehen, und Vieles anders sieht, als es von Andern gesehen wird. Sollte ich hie und da, z. B. bei einer rein militairischen Angabe, einer anderen Anschauung gefolgt sein, als dieser oder jener Betheiligte wünscht oder erwartet, so möge er bedenken, daß mein Buch kein Beitrag zur Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges sein soll, in welchem Falle mir die Einholung so vieler Gutachten über jeden einzelnen Punkt, wie nur irgend möglich, Pflicht gewesen wäre, sondern daß es für das große Publikum bestimmt ist, dem strategische und tactische Kleinigkeiten gleichgültig zu sein pflegen. Die Absicht einer unrichtigen Darstellung habe ich auch nicht bei einer einzigen Sylbe gehabt.

Bei der Auswahl der historisch-novellistischen

Schilderungen, die mein Buch enthält, iſt mein Hauptaugenmerk darauf gerichtet geweſen, den uralten Zwieſpalt hervortreten zu laſſen, der zwiſchen däniſcher und deutſcher Nation von jeher obgewaltet hat. Ich hoffe mir damit die Anerkennung Derjenigen zu erwerben, die uns ſtets auf die Geſchichte der Vergangenheit als auf die große Lehrmeiſterinn der Gegenwart hinweiſen, die nichts Neues für gut und berechtigt erklären, wenn ſie nicht ſeine Anfänge oder Vorläufer in grauer, grauer Vorzeit entdecken können. Das Schickſal des Herzogs Knud Lawards iſt ganz aus dieſem Gegenſatze zwiſchen deutſchem und däniſchem Weſen entſprungen; um von der ehemaligen Größe und Bedeutung der dithmarſiſchen Bauern eine überſichtliche Darſtellung geben zu können, habe ich außer ihren Kämpfen gegen die Dänen die mit den holſteiniſchen Fürſten berückſichtigen müſſen. Möge die Großartigkeit der Freiheitsliebe und des Heldenmuthes, die ſie bei dieſen Gelegenheiten an den Tag gelegt haben, bei dem Leſer den unbehaglichen Eindruck verwiſchen, den dieſe

Fehden zwiſchen blutsverwandten Völkerſchaften ſonſt zu machen geeignet ſind.

Die Quellen, denen ich bei meinen Bildern aus der Vorzeit der Herzogthümer gefolgt bin, habe ich unter dem Texte angegeben; hinſichtlich der Darſtellungen aus der dithmarſiſchen Geſchichte habe ich hier nur noch zu erwähnen, daß ich der trefflichen „Chronik des Landes Dithmarſchen“ von Hanſſen und Wolff (Hamburg 1833), einem in den Herzogthümern wohlgeachteten, im übrigen Deutſchland wenig gekannten Buche weſentlich verpflichtet bin, da es mir die Mühe der genaueren Anſicht der alten Quellenſchriftſteller erſpart hat.

Hamburg, im Juli 1857.

B. E.

Inhalt.

Seite

Kriegsleben in Sundewitt.

I. Ein Spaziergang über die düppeler Höhen 3

II. Ein Kampf..... 45

III. Der 6 Juli..... 71

Die Kirche zu Broacker. Eine Sage aus Sundewitt ... 87

Herzog Knud Laward. Ein Geschichtsbild aus der dänisch-deutschen Vorzeit.

I. Der Reichstag zu Ripen 111

II. Der Haraldstedter Wald 131

III. Die Rache..... 141

Intermezzo 157

Erinnerungen aus dem Feldzuge von 1850—51.

I. Der Ausmarsch..... 183

II. Das erste Zusammentreffen..... 191

III. Ein Gottesdienst vor der Schlacht..... 199

IV. Idstedt..... 209

V. Ein Buchweizenfeld..... 219

VI. Einige Tropfen Blut..... 227

VII. Ein Sieg in der Niederlage..... 235

VIII. Eine Scene bei Duvenstedt..... 251

IX. Schluß..... 257

Seite

Deutſche Bauern. Bilder aus der alt-dithmarſiſchen Geſchichte.

I. Die Dithmarſcher und die Bökelenburg..... 265

II. Bornhöved..... 275

III. Bei Oldenwörden und in der Hamme..... 291

IV. Hemmingſtedt..... 309

V. Die letzte Fehde..... 337

Von

einem verlorenen Posten.

Kriegsleben in Sundewitt.

I.

Ein Spaziergang über die düppeler Höhen.

Junimorgensonne so freudig und heiß! Reine, balsamische Luft, die Brust und Locken wohlthuend hebt! Harmonie von Duft und Klang und Glanz ringsum auf Land und Meer! Bin ich auf einem über-Nacht losgerissenen Stücke des schönen, sonnigen Rheinlands oder des ewig einzigen, reizglühenden Italiens in die blaue See hineinverschlagen?

Ich blicke hin auf das leichtgekräuselte, mit weißblitzenden Sternen übersäete Meer, das die grüne, in Blüthenmassen prangende Halbinsel rings umschließt, — gleicht es nicht den schimmernden Rändern einer silbernen Schaale, auf die der lichte, farbige Reichthum verschwenderisch ausgegossen ist? Und der nordisch-blasse, hochgewölbte Himmel, auf den die Rosenwolkenflöckchen so zart, so bescheiden hingehaucht sind, ist er nicht wie eine große, darübergedeckte Krystallglocke, die das schöne Schaugericht vor der Berührung eines allzu begehrlichen Gefallens schützen soll?

Und es bedurfte dieſes Schutzes! Denn wie oft überraſchte ich mein Auge, daß es mit leidenſchaftlichem Wohlgefallen auf den lieblich gerundeten Linien der vollſaftig-grünen Hügel, der ſchöngeſchwungenen Meeresbuchten, der gartengleichen Eilande auf- und abwogte, und wie oft verſpürte ich in der Hand ein thörichtes Zucken, als wollte ſie die fernen, weichen Kuppen der ſtilldunkeln Buchenwälder ſtreichelnd und liebkoſend berühren.

Holdes, deutſches Land, das du mir wieder in aller deiner unvergeßlichen Schöne vor der Seele ſtehſt! Wir hätten auch für dich gekämpft, wenn du nur Haide und Moor und Sand geweſen wäreſt, aber es war doch herrlich, ſich ſagen zu können: die Scholle, für die du dein Blut hinzugeben bereit biſt, iſt auch um ihrer Reize willen dieſes höchſten Opfers werth!

Die Scene war friedlich und idylliſch; ſo habe ich ſie mir oft bevölkert gedacht von den Geſtalten eines Dichters, der nur wenige Meilen ſüdlicher wohnte und dichtete, von den Menſchen eines Johann Heinrich Voß, mit ihren einfältigen Sinnen, aber klugen Herzen und mit ihrer Rede, die Beides war: treuherzig und verſchlagen. Sie paßten ſo trefflich zu dieſer ſtillen Bühne, daß ich manchmal lange nicht zu begreifen vermochte, wie es doch gekommen ſei, daß ſie nun auf einmal in den Schauplatz einer klirrenden, blutenden Tragödie umgewandelt war.

Es war im Jahre 1849, im zweiten Akte dieſer Tragödie. Wir ſtanden in Sundewitt, der öſtlichen Halbinſel Nordſchleswigs.

Wenn der von Süden kommende Reiſende das handel- und ſchifffahrtbelebte Flensburg, das zweite Hamburg des deutſchen Nordens, die Stadt, in der zuerſt däniſches und deutſches Weſen einander feindlich gegenüberſtehen, hinter ſich hat, theilt ſich ihm bald die nordwärts führende Straße in zwei Arme. Der eine, geradeaus auf dem breiten, unfruchtbaren Landrücken der cimbriſchen Halbinſel entlangführend, bringt ihn nach dem freundlich gelegenen Apenrade. Der andere, rechts abbiegend, der Meeresküſte angeſchmiegt, endet in dem Städtlein Gravenſtein, das jedem Obſtkundigen durch ſeine Aepfel bekannt iſt und jedem Freunde ſchöner Landſchaft durch ſeine liebliche, romantiſche Lage bekannt zu ſein verdiente. Gehſt du von hier einen Schritt weiter, ſo gelangſt du in eine kleine Halbinſel, die einen wahren Garten voll Fruchtbarkeit und einfacher Schöne bildet. Der Boden zeigt noch die wellenförmige Geſtalt, die das Meer ihm gab, das in der Urzeit ihn unzweifelhaft bedeckte. Jetzt ſchmücken ihn tiefgrüne Wieſen und goldene Saatfelder, durchzogen von dichten, zur Frühlingszeit in allen Farben blühenden Hecken, und untermiſcht mit den ſchöngewölbten, dunkeln Kuppeln hochſtämmiger Buchenwälder.

Das iſt Sundewitt.

Während der flensburger Meerbuſen das kleine Halbeiland im Süden vom Feſtlande von Schleswig abſchneidet, beſpült es im Oſten und Norden der ſchmale aber reißende Alsſund. Dieſer trennt von ihm die liebliche, fruchtbare Inſel Alſen, die Obſtkammer der Patricier von Petersburg, und an ſeinem diesſeitigen Ufer zieht ſich jene unter dem Namen der düppeler Höhen bekannte Kette von Hügeln entlang, die der 5. Juli 1848 und der 13. April 1849 ſo berühmt gemacht haben würden, wie die Thermophylen oder die Linien von Torres Vedras, wenn ſie ſich nicht unglücklicherweiſe, ſtatt in Griechenland und Portugal, in Deutſchland erhöbe.

Auf dieſen Höhen von Düppel glühte heiß die Juniſonne, aber weit heißer noch der kriegeriſche Eifer, der ſich in dem Aufwerfen von Verſchanzungen über Verſchanzungen kund gab.

Wir waren noch immer daran, jene koſtbaren Werke zu vermehren, die geeignet ſchienen, ein Jahrhunderte überdauerndes Denkmal der Anſtrengungen des vereinigten Deutſchlands zu werden, ein „Germanenwerk“, als Gegenſtück zu dem vor der Zeit zerbröckelten, in der Oſterſchlacht von 1848 überſtürmten „Danewerk“. Wer hätte damals das traurige Schickſal unſerer mühſeligen, kunſtvollen Bauwerke ahnen können? Keine Armee der Welt wäre im Stande geweſen, ſie uns zu entreißen; der patriotiſche Landmann hätte nach geſchloſſenem Frieden

achtungsvoll den Pflug um ſie herumgeführt und ſie nimmer eingeebnet, das wußten wir; aber Niemand konnte denken, daß der freche Muthwille eines däniſchen Pöbelhaufens ſie dereinſt zerſtören und gar ungeſtraft zerſtören würde.

Die Stellung, die wir ſo befeſtigten, war allerdings eine ſehr wichtige, indem ſie der in Jütland unter dem Befehle des Generals v. Prittwitz operirenden Reichsarmee den Rücken decken und einen etwaigen feindlichen Einbruch von Alſen aus, das in den Händen der Dänen geblieben war, verhindern ſollte. Indeß waren wir mit Rückſicht auf das zur Vertheidigung äußerſt günſtige Terrain, das von einigen höheren Punkten vollſtändig beherrſcht werden konnte, bald mehr als genügend verſchanzt, ſo daß jedes trotzdem noch neu anzulegende Werk von Allen, ſeine Erfinder natürlich ausgenommen, nur noch mit Humor beſprochen wurde.

Wir hatten auf einer Linie von höchſtens drittehalbtauſend Schritt Länge, deren beide Endpunkte an die See, und zwar nördlich an den Alsſund, ſüdlich an den Venning-Bond, eine Bucht des Flensburger Meerbuſens, ſtießen, nicht weniger als 40—50 Geſchütze vom allerſchwerſten Kaliber aufgeſtellt, die in ſteter Bereitſchaft gehaltenen Feldgeſchütze ungerechnet. Dieſe verhältnißmäßig bedeutende Artilleriemacht zu beſchützen und zu unterſtützen, waren drei Infanterie-Bataillone ſtets auf

den Höhen, theils als Vorposten, theils zur nächsten Reserve, anwesend, und zehn andere waren so über die Halbinsel vertheilt, daß sie in wenigen Stunden auf dem etwa durch einen feindlichen Angriff bedrohten Punkte stehen konnten.

Trotz dieser wahrhaft furchtbaren Anstalten verging kein Tag, an dem nicht einzelne Truppentheile des Armeecorps in Sundewitt durch Anlegung neuer Vertheidigungsmittel beschäftigt und ermüdet worden wären.

Da gab es bald dringend nothwendige Laufgräben zur Verbindung von Batterieen aufzuwerfen, die bereits durch eine Terrainfalte auf das Allersicherste mit einander verbunden waren, bald Infanterie- und Artillerieschanzen anzulegen, aus denen nie ein Schuß fallen sollte, bald die Hinterseiten oder, militairisch gesprochen, die „Kehlen“ einzelner Werke durch Brustwehren und Pallisadenreihen zu schützen, die durch die Kanonen der dahinterliegenden Schanzen vor Rückenangriffen hinlänglich gesichert waren, bald Deckungsmittel gegen drohende Werke des Feindes aufzurichten, deren Gefährlichkeit nur in der Einbildung eines Vorgesetzten existirte.

Und diese rastlose Thätigkeit hatte ihre zwei guten, klaren Gründe, einen allgemeineren und einen besonderen. Müßiggang ist auch bei dem Soldaten der Laster Anfang, des gefährlichsten Lasters namentlich, des Denkens, des Nachdenkens über die Dinge, die sich rund

um ihn her begeben, und zu denen man ihn gebraucht. Uns ſtreute man, um uns von ſolchen unbeliebten Beobachtungen abzuhalten, buchſtäblich den Sand in die Augen, den wir bei unſern Verſchanzungsarbeiten aufwühlten. Der zweite Grund unſeres beſtändigen Beſchäftigtſeins war die allzu große Eintracht, die in unſerm Armeecorps herrſchte. Haben wir ſonſt wohl Urſache, darüber zu klagen, daß die Zwietracht die Kräfte des deutſchen Volkes verzehre, ſo war es hier das Gegentheil, das uns aufrieb.

Das Armee-Corps in Sundewitt war aus einer Menge von Contingenten der kleineren deutſchen Staaten zuſammengeſetzt — ſo viele Bataillone, ſo viele Nationalitäten! Keine derſelben konnte einen Anſpruch auf vorwiegenden Einfluß machen; der Höchſtkommandirende ſelbſt erſchien unter ſo vielen Hochkommandirenden nur wie ein primus inter pares, und ſo herrſchte denn nicht nur unter den verſchiedenen Befehlshabern eine löbliche Einigkeit, ſondern auch zwiſchen dieſen und dem General-Commando waltete eine große Zuvorkommenheit ob, die ſich in der Erfüllung jedes von einem Einzelnen ausgeſprochenen Wunſches kund gab.

Schlug alſo etwa der Oberbefehlshaber der Streitmacht von Lippe-Detmold unmaßgeblich eine Aenderung in den Befeſtigungsarbeiten vor, ſo beeilte man ſich, ſie ins Werk zu ſetzen. Fühlte ſich der combinirte Oberſt

von Anhalt-Deſſau-Cöthen-Bernburg mit den ihm anvertrauten wenigen Hunderten nicht gedeckt genug in der Vorpoſtenſtellung, ſo wurden ihm die erforderlichen Bruſtwehren flugs aufgeworfen. Ueber dieſe, die für Mitteldeutſchland gerade ausreichend waren, ragte das ſchlankaufgeſchoſſene, ſechsfüßige Oldenburg bedenklich weit hervor; ſie mußten alſo erhöht werden. Dadurch verſchwand aber Süddeutſchland, namentlich die kleinen, behenden Söhne Naſſau's, ganz in dem Graben, ſo daß wiederum Lug- und Schießſcharten in die Erdwälle geſchnitten werden mußten. Braunſchweig begehrte dies, Kurheſſen das Gegentheil, und Alles wurde, ſo rührend an und für ſich das Streben nach Einigkeit geweſen wäre, zu bereitwillig und höflich zugeſtanden. Die preußiſchen Artilleriſten endlich, deren es hier etwa 200 Mann unter Anführung eines Hauptmannes gab, die durch den Feldzug um die alljährlichen großen Uebungen auf dem Batterie-Bauplatze kamen, mußten das Verſäumte doch auch möglichſt nachholen und ſo wurden zur Uebung Batterieen über Batterieen gebaut.

Haben wir auch gelächelt über die Urſachen, denen unſre Werke ihre Entſtehung verdankten, ſie ſelbſt waren keineswegs geringfügig. Gewaltige, impoſante Maſſen waren es, die wir vom 13. April, dem Erſtürmungstage der düppeler Höhen, an bis zum Juni 1849 emporgethürmt hatten, wohl der Mühe werth, ſie zu durch-

wandern, um ihre Einrichtung und das Leben in ihnen kennen zu lernen. Es hat auch unſern Werken niemals an Beſuchern gefehlt. Zahlreiche Geſellſchaften von Neu- und Wißbegierigen oder Theilnehmenden langten, oft aus weiter Ferne gekommen, an, unſre Wunder zu ſchauen, und wie oft ward ich ſelbſt damals, wenn ich unthätig auf den Höhen umherſchlenderte, zum Cicerone gepreßt! Ich werde alſo vielleicht ein leidlicher Führer ſein, lieber Leſer, wenn du dich mir noch einmal zu einem Spaziergange über die düppeler Höhen anſchließen willſt.

Warum ich dich aber heut dazu einlade, warum ich die alten Tagebücher wieder aufſchlage, dir aus ihnen von längſt verſchwundenen Dingen zu erzählen?

Siehe, ich denke mir: acht Jahre, die ſeit jenen Tagen vergangen ſind, ſind in dem haſtigen, ſtürzenden Fluſſe unſeres heutigen Lebens eine lange, eine ewig lange Zeit. Wie Mancher mag der Erinnerung bedürfen, daß ein theures deutſches Land in Feindeshänden ſchmachtet, an deſſen Erhaltung für uns wir einſt unſere Kraft und unſere Ehre geſetzt haben, die Beide vergeudet und verloren ſind, wenn wir das Streben von damals verleugnen, dem Ziele von damals den Rücken kehren. Aber ich denke auch derer, die trotz der acht verfloſſenen Jahre wach und treueingedenk geblieben ſind; ihnen wird es, hoff' ich, Freude machen, einer verwandten Treue, gleichen Wünſchen und Hoffnungen auf dieſen Blättern zu begegnen.

Und drittens denke ich des jungen, ſeitdem aufgewachſenen Geſchlechtes, das unſchuldig iſt an dem an unſern Brüdern vergangenen Verrathe. Müſſen wir ihm nicht ſagen und zeigen, wo wir gefehlt und geſündigt haben, damit es wieder gut zu machen ſtrebe und unſer Andenken wieder zu Ehren bringe?

So folgt mir denn! Und ſolltet ihr auf unſerer Wanderung eine Kanone brummen, eine Flinte knallen hören, ſolltet ihr einige Tropfen Blutes vergießen ſehen, erſchreckt nicht und fürchtet euch nicht! Sind es doch deutſche Kugeln, die da ſauſen, und deutſche Wunden, die da bluten. —

Wir ſteigen zu dem älteſten der Werke empor, das zugleich am weiteſten zurück und auf dem höchſten Hügel der ganzen Kette liegt. Sein Name bezeichnet ſeine Bedeutung, es heißt: „das Kernwerk“. Die Beſtimmung dieſes Theiles unſerer Verſchanzung war, als allgemeiner Rückzugspunkt zu dienen, falls etwa die vorliegenden Werke durch Ueberfall oder Sturm in die Hände des Feindes gefallen wären; da es von allen ziemlich gleich weit entfernt war, ſo eignete es ſich dazu vortrefflich. Das Terrain in unmittelbarer Nähe des Kernwerks bot rund umher einer feindlichen Annäherung auch nicht die geringſte Deckung; kein Erdwall, kein Baum, kein Strauch war ſtehen geblieben, ſondern Alles, wie der Kunſtausdruck lautet, „raſirt“, ſo daß der vollen Wirkung des

Kartätſchenfeuers Nichts hindernd entgegentrat. Auf dieſe mörderiſche Schußart war die Armirung des Werkes, aus leicht beweglichen Granatkanonen beſtehend, berechnet, und damit jedes einzelne Geſchütz nach möglichſt vielen Seiten hin gebraucht werden konnte, feuerte es nicht wie ſonſt gewöhnlich durch Schießſcharten, ſondern „über Bank“, d. h. über die Bruſtwehr fort, eine Einrichtung, bei der freilich die Bedienungsmannſchaft faſt mit dem ganzen Oberkörper den Kugeln der feindlichen Schützen bloßgeſtellt iſt.

Die Bauart des Kernwerks war die einer gewöhnlichen Redoute; die Vorderſeite der 16—18 Fuß dicken, aus dem ſchweren Lehmboden aufgethürmten Umwallung bildete einen ſtumpfen Winkel, deſſen Scheitel dem Feinde zugekehrt war; die beiden Seitenwälle näherten ſich nach hinten etwas, und die Kehle, die Hinterſeite, ſchloß eine doppelte Reihe hoher und ſtarker, zugeſpitzter Palliſaden, welche oben ſchmale Schießſcharten für Infanterie-Gewehre freiließen. Ein breiter Graben vorn und an den Seiten, deſſen Grund durch dicht nebeneinander eingeſchlagene ſpitze Pfählchen ungangbar gemacht worden war, und außerhalb dieſes ein Verhau von durcheinander geworfenen Büſchen und Baumkronen, ſtellten das Werk gegen eine Erſtürmung noch ſicherer. Im Innern ſtand ein Blockhaus, aus dicken, kaum behauenen Baumſtämmen zuſammengefügt, deſſen ſtarke Balkendecke ſo hoch mit Sand

beſchüttet war, daß eine darauf fallende Bombe ſo leicht nicht durchſchlagen konnte. Es hatte Raum für 60 bis 80 Mann Infanterie, für die ſich auch Lebensmittel, Waſſer und Munition auf einige Tage darin vorräthig befanden, ſo daß die Beſatzung die Vertheidigung noch einige Zeit hindurch hätte fortſetzen können, wenn auch die Wälle des Werkes ſchon vom Feinde erſtiegen und die Kanonen auf ihnen zum Schweigen gebracht geweſen wären.

Das Kernwerk war der Mittelpunkt unſerer Reſerveſtellung. Auf dem Abhange des Hügels hinterwärts von ihm zogen ſich die langen Reihen der Gewehrpyramiden und der Torniſter des Bataillons hin, das ſich gerade in Reſerve befand, und hinter dieſen zeigte ſich das Bivouacleben in aller ſeiner bunten Mannichfaltigkeit. Da wurde gekocht, geſchrieben, geleſen, geplaudert, geſpielt, geſungen, geſchlafen. Ein ſchmächtiges Bächlein ſickerte dort auf der Sohle des Thales entlang; ſeine winzigen Wellen waren dienſtbar gemacht worden. Sie mußten unzählige Räder kleiner Mühlwerke in Bewegung ſetzen, die kunſtfertige Soldatenhände geſchnitzt und aufgeſtellt hatten —

Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange, unendliche Zeit.

Eine kleine Strecke vor dem Kernwerke begann das ſich über die ſämmtlichen Höhen ausbreitende Netz von Laufgräben, die theils gedeckte Zugänge zu den übrigen

Werken bildeten, theils zur Aufnahme von Schützenketten während eines Gefechtes bestimmt waren. Bedienen wir uns dieser Gänge zum Theil und wenden wir uns zunächst dem äußersten rechten Flügel der Verschanzungslinie zu.

Ihn bildet eine am Ufer des Venning-Bond liegende Strandbatterie. Der Weg dorthin führt uns, noch dicht am Kernwerk, an zwei Hügeln vorbei, deren Form uns sogleich sagt, daß es Hünengräber sind, wie sie sich zahlreich auf der ganzen Ostküste Schleswig-Holsteins und Jütlands finden. Aber auf dem Gipfel eines jeden, was bedeuten diese wunderlichen Pfähle? Hohe Säulen von Stroh sind es, fast den Brunnenröhren gleich, die man gegen die Kälte des Winters mit einem Strohpanzer geschützt hat, und auf ihrer Spitze tragen sie umgestülpte Tonnen, aus denen eine schwarze Flüssigkeit herabgeronnen ist. Haben wir auch hier ein Soldatenspielwerk, ein Erzeugniß der Lagermuße zu einem unbekannten, scherzhaften Zwecke vor uns?

O nein! Diese Strohsäulen haben eine sehr ernste, wichtige Bedeutung; es sind Fanale. Nach ihrem Rauche bei Tage, ihrer Flamme bei Nacht spähen unzählige Augen in der Runde. Brennt eins derselben, so bedeutet es einen Angriff des Feindes, den man mit den augenblicklich vorhandenen Streitkräften abzuwehren gedenkt; es fordert also die entfernt stehenden Truppen nur auf,

wachſam zu ſein und ſich bereit zu halten. Flammen ſie aber beide empor, ſo iſt es ernſtlicher gemeint, und dann brechen ſämmtliche Truppen des Armeecorps in Sundewitt gegen die Höhen auf.

Die Strandbatterie, zu der wir gelangen, war in jeder Beziehung vortrefflich ausgeſtattet. Die Natur ſtreute rings um ſie her ihr reichſtes Füllhorn aus. Ein kleines Buchen- und Eichengehölz, von einem Bächlein durchrieſelt, das wenige Schritte unterhalb ſeine jungen, kaum geborenen Wellen in das Grab des Meerbuſens ſenkt, lag auf ihrer rechten Seite und hallte des frühen Morgens und des ſpäten Abends, wenn der Vollmond ſeine breite, goldene Brücke über das Meer ſchlug, vom Geſchmetter vieler Nachtigallen wieder, während einzelne Antwortrufe anderer Sänger aus den vollblühenden Hecken ertönten, von denen die auf der andern Seite wogenden, üppigen Wieſen durchſchnitten waren. Keine Wieſe der Welt außer den Alpenmatten Tyrols und der Schweiz zeigt ein ſo ſaftiges, tiefes Grün, wie die reichen Fluren des deutſchen Nordens, der zwiſchen Oſt- und Nordſee liegt!

Der ſchönſte Vorzug der Strandbatterie aber war ihre herrliche Ausſicht auf das Meer. Ein Blick umfaßte die große, blaue Fläche des Venning-Bonds mit ſeinem maleriſchen Ufer gegenüber, das ſeine ſinnvollen Bewohner ihre „Schweiz“ nennen, und von ſeinem Aus-

gange konnte das Auge meilenweit über die See bis zu den dämm'rigen Küſten Angelns hinüberſchweifen. Dort habe ich oft von hier aus, im Graſe liegend, ein intereſſantes Schauſpiel beobachtet. Eine Luftſpiegelung war's, eine Art Mirage, eine nordiſche Fata Morgana. Während gewöhnlich die ferne Küſte nur wie eine winzige, undeutliche Linie erſchien, ſah man ſie zu Zeiten bei ganz wolkenloſem, ſonnigem Himmel bedeutend gehoben und im Einzelnen klar genug, daß man Gehölze und Häuſer auf ihr, wenn auch nicht deutlich erkennen, ſo doch ahnen konnte. Dabei ſah man Alles zwiefach und zwar das Abbild umgekehrt über dem eigentlichen Bilde. Den wunderbarſten Anblick bot dabei ein Gehölz dar, welches ſich dunkel auf der jenſeitigen Küſte hinzog und in ſeiner magiſchen Verdoppelung die Phantaſie aufforderte, die wechſelnden Geſtaltungen zu verfolgen und ihre Bedeutung zu ſuchen. Da glaubte man denn bald eine lange, lange Brücke mit gigantiſchen Pfeilern zu ſehen, oder die kühngeſchwungenen Bogen eines ſtolzen Viaducts erhoben ſich; bald wieder fuhren die vorher glatten Linien wild durcheinander und zeigten die grotesken Formen, welche der Reiſende in den Tropfſteinhöhlen des Harzes bewundert. Noch öfter zogen ſich die verbundenen Maſſen in einzelne durch regelmäßige Zwiſchenräume getrennte Spitzen auseinander und erinnerten ſo an die ſchlanken, ſchnurgeraden, ſchattenloſen Pappelalleen märkiſcher Kunſtſtraßen.

Doch vergeſſen wir über dieſen aeſthetiſchen und phyſikaliſchen Erinnerungen nicht die militairiſchen Vorzüge unſerer Strandbatterie und ihre Geſchichte. Die fünf auf Räderlafetten ruhenden Geſchütze, die auf Schwenkbahnen ſich nach allen Seiten drehen ließen und natürlich über Bank feuerten, beherrſchten den größten Theil des Meerbuſens, der unſere rechte Flanke beſpülte, namentlich den deutlich wahrnehmbaren, vielfach gezackten Streifen des Fahrwaſſers. Ja ſie erreichten mit ihren Kugeln, wie ſich bei einer Schießübung zeigte, ſogar das gegenüberliegende Ufer des Meerbuſens, deſſen Entfernung wir auf 3000 Schritt ſchätzten. Aber dieſe Geſchütze ſelbſt! Sie lagen ſo gewichtig, ſo ſelbſtbewußt auf ihren plumpen Geſtellen, lauter lange eiſerne Vierundzwanzig-Pfünder, — und wahrlich! ſie hatten ein Recht, ſich auf ihre Trefflichkeit und ihren Werth Etwas einzubilden. Sie gehörten nämlich erſtens zu den an dem ewig-denkwürdigen Tage von Eckernförde, dem 5. April 1849, eroberten Geſion-Trophäen, und zweitens konnten ſie ſich rühmen, ſchon einen Erfolg errungen zu haben. Vor Anlegung dieſer Strandbatterie war unſere rechte Flanke eigentlich offen und, wenn auch eine größere Unternehmung des Feindes von der See aus ihre erheblichen Schwierigkeiten gehabt hätte, ſo konnte es doch ſeinen Kanonenböten nicht verwehrt werden, mit höhniſch-flatterndem Danebrog in dem Meerbuſen auf und abzufahren und unſer Thun und

Treiben auf den Höhen nach Gefallen auszukundſchaften. Dieſe täglichen Spazier- und Recognoscirfahrten geſchahen ſogar zu feſtbeſtimmten Stunden, als ob wir nicht im Stande ſeien, unſern Feind zu irgend einer Vorſichtsmaßregel zu zwingen. Unſer Aller Aerger war groß und groß das Intereſſe, das wir an dem Bau der Strandbatterie nahmen. Sie war am 17. Mai vollendet und zunächſt mit zwei Vierundzwanzig-Pfündern armirt, als der neugierige Gaſt erſchien. Aber einige gut gezielte Boten der Geſionkanonen reichten hin, das kecke Fahrzeug zu verjagen und es ſelbſt ſowohl wie ſeine Kameraden hinfort aus dem Meerbuſen fern zu halten. War es nun nicht eine ſüße Genugthuung für uns und der ſchneidendſte Hohn auf das ſeeſtolze Dänemark, daß ſeine Kriegsfahrzeuge vor ſeinen eigenen Feuerſchlünden das Element räumen mußten, auf dem es ſich für unüberwindlich gehalten hatte?

Wäre übrigens jene Weiſung nicht hinreichend geweſen, ſo beſaß die treffliche Strandbatterie, was ſicher genügend war, feindliche Wimpel in ehrerbietiger Ferne zu halten: einen Glühofen, deſſen Tag und Nacht raſtlos emporwirbelnde Rauchſäule etwaigen kühnen Vordringlingen ankündigte, welche Begrüßung ihrer wartete. Sah ich ſo manchmal in den feurigen Schlund hinein, in welchem die wie durchſcheinend glühenden Kugeln auf ihrem Roſte lagen, dann mußte ich ſtets an jene Feuerbälle

denken, die einſt der Knabe Daniel dem Drachen zu Babel in den Rachen warf, daß er zerbarſt. War nicht auch Dänemarks Abgott, „König Chriſtian VIII.“, vor ſolchen Feuerbällen zerborſten? O, ſo lange es Strandbatterieen und Kriegsſchiffe und glühende Kugeln giebt, muß man deiner gedenken, du herrlicher Siegesſchauplatz von Eckernförde!

Von der Strandbatterie zu dem nächſten Werke hinaufſteigend hatte man eine ziemliche Strecke Weges, ſteile Hügel hinauf und hinab, zurückzulegen. Dieſe Beſchaffenheit des Bodens machte die Anlage von Batterieen oder Redouten unnütz, und die Vertheidigungswerke beſtanden nur in kleinen Gräben mit Bruſtwehren zur Aufnahme von Infanterie und einem oder zwei ſogenannten „Tambours“, Kreiſen von Pallisaden. Die Feldwachen, diejenigen Truppenabtheilungen von etwa 30—60 Mann, denen das Ausſtellen der äußerſten Vorpoſten obliegt, hatten überdies ihren Sitz in den zerſtreuten Bauergehöften, die der Krieg noch nicht zerſtört hatte, die alſo ebenfalls als Stützpunkte der Vertheidigung wenigſtens für einige Zeit dienen konnten. Von allen dieſen Sicherheitsmaßregeln bemerkte man aber des hügeligen Bodens halber Nichts, und ſo geſchah es ſehr häufig, daß die uns beſuchenden Geſellſchaften auf dieſem Wege von einem Gefühl der Verlaſſenheit und der Angſt, auf ein dem Feinde zugängliches Terrain gerathen zu ſein, befallen wurden,

das ſie erſt wieder frei aufathmen ließ, wenn hinter dem letzten zu erklimmenden Hügel die befreundeten Uniformen in der nächſten Batterie wieder auftauchten.

Dieſes Werk, eine einfache offene Batterie, war eines der älteſten, gleich nach der Erſtürmung der Schanzen durch die braven Baiern und Sachſen mit augenblicklicher Benutzung eines vorhandenen däniſchen Walles angelegt.

In Folge deſſen war es das für unſre Zwecke am wenigſten günſtig gelegene, ſo vortrefflich ſein Platz gewählt war, ſo lange es die Front noch landeinwärts gekehrt hatte. Es erfreute indeß das Auge durch die große Regelmäßigkeit und Sauberkeit ſeines Baues, die auf dem Exercirplatz gewiß den größten Beifall gefunden hätte. Die Bewaffnung der Batterie beſtand aus vier Vierundzwanzig-Pfündern, die durch Schießſcharten ſchauten; aber ſie ſchauten ins Blaue hinein. Kein feindliches Werk gegenüber bot ſich als Ziel dar, und die im Angeſicht der Batterie bisweilen erſcheinenden feindlichen Kriegsfahrzeuge auf dem Eingange zur Rhede von Sonderburg waren viel zu weit entfernt, um ihnen von dieſer Batterie aus gefährlich werden zu können.

Weiter nach links kommen wir wieder zu einer Redoute, einem getreuen Abbilde des Kernwerks, vielleicht in etwas verjüngtem Maaßſtabe. Verhau, Gräben und Wälle in Front und Flanke, hohe, ſpitze Palliſaden in der Kehle und das Blockhaus inmitten waren genau die-

ſelben; nur die Bewaffnung und die Aufſtellung der Geſchütze war eine andere. Mächtige 84pfündige Bombenkanonen ragten hier aus mit Schanzkörben eingefaßten Schießſcharten, die ſich gerade auf einen fernen Gegenſtand öffneten, der dem unbewaffneten Auge nur wie ein dicker brauner Strich, über den blauen Alsſund gezogen, erſchien. Es war die Schiffbrücke, welche Alſen mit dem Feſtlande verband. Bombenkanonen ſind erſt in neuerer Zeit allgemeiner gebräuchlich gewordene Geſchütze, es ſind die vielbeſprochenen Paixhans. Sie vereinigen die Fähigkeit der Mörſer mit denen der Kanone, indem ſie die Hohlgeſchoſſe der erſtern und die Kartätſchen der letztern im direkten Schuſſe von ſich ſchleudern, alſo gerade für die Belagerung oder Vertheidigung von Feſtungswerken recht geeignet ſind, wobei es nicht nur auf die Zerſtörung von todtem Material, ſondern auch auf das Zurückwerfen von ſtürmenden Truppen ankommt. Bombenkanonen kleinerer Art ſind die Granatkanonen, die mit in das Feld genommen werden können, und die dann die ehemals dazu gebrauchten Haubitzen erſetzen. Die Bezeichnung: „84pfündig“ iſt dahin zu verſtehen, daß eine in den Lauf des Geſchützes paſſende Vollkugel das angegebene Gewicht haben würde, wogegen die Hohlkugeln natürlich viel leichter ſind. Neuerdings pflegt man das Kaliber ſolcher Geſchütze auch durch die Angabe des Durchmeſſers ihrer Geſchoſſe in Zollen zu bezeichnen.

Den Leſer und noch mehr die Leſerinn bitte ich, dieſe gelehrte Abſchweifung zu entſchuldigen; es iſt ein unverbeſſerlicher Fehler alter Soldaten, mit den Kunſtausdrücken ihres Handwerks zu prunken!

Der Name des ebenbetrachteten Werkes übrigens war „Rechte-Flügel-Redoute“ zum Unterſchiede von einem zweiten derſelben Bauart auf der entgegengeſetzten Seite. In ihm befand man ſich ſchon in dem großen Zuſammenhange von Verſchanzungen aller Art. Laufgräben, Bruſtwehren, Waffenplätze u. dgl. ſicherten jeden bedeutenden Punkt und beherrſchten die Stellen, auf denen eine Annäherung des Feindes möglich geweſen wäre. Die nach Sonderburg und den vorliegenden Gehöften zwiſchen den beiden Vorpoſtenlinien hinabführenden Straßen waren mehrfach durchſchnitten und durch Verhaue oder Barrikaden geſperrt.

Gedeckte Verbindungswege führten uns zu dem Mittelpunkte der Poſition, einer Batterie, die der Augapfel aller Artillerie-verſtändigen und -unverſtändigen Commandeure zu ſein ſchien, ſo ſehr bemühte ſich ein Jeder, den Gegenſtand ſeiner Vorliebe zu erweitern und zu bereichern. Von drei oder vier war die Zahl der in der Batterie aufgeſtellten Geſchütze nach und nach auf zehn geſtiegen, weshalb natürlich die Ausdehnung des Werkes durch allmählige Anſätze ebenfalls um das Dreifache hatte wachſen müſſen. Es glich, als jede Möglichkeit einer Vergrößerung endlich

geſchwunden war, einem jener Gebäude, die zu ihrer Vollendung mehrer Jahrhunderte bedurften, die die verſchiedenſten Style in ſich vereinigen, und deren älteſte Theile bereits wieder Ruinen ſind, wenn der letzte Baumeiſter ſeinem Werke den letzten Stein einfugt. Um die Munition für eine verhältnißmäßig ſo große Zahl von Geſchützen von ſchwerſtem und noch dazu verſchiedenem Kaliber unterzubringen, war die Anlage eines völligen unterirdiſchen Höhlenſyſtems nöthig geworden, das aus wohl einem halben Dutzend Pulver- und Bombenkammern beſtand. Ein Glück war's, daß, als dieſe monſtröſe Batterie endlich im Glanze der Vollendung ſtrahlte, kein feindliches Geſchoß ſich in ſie verirrte; eine einzige an günſtiger Stelle platzende Bombe hätte bei der Zuſammenhäufung von Menſchen und entzündlichem Material auf einen ſo kleinen Raum große Verwüſtungen anrichten können.

Zu den vielen Ueberflüſſigkeiten, an denen die Batterie des Centrums ſo reich war, gehörte auch ein Glühofen. Freilich war man dieſer Meinung nicht, wenn man in den kalten, nordiſchen Mitternächten behaglich um den rings von hohen Erdwänden eingeſchloſſenen Ofen wie in einem traulichen Zimmer ſaß, deſſen hohe Decke der blaue, mit unzähligen, funkelnden Sternbildern geſchmückte Himmel war, und wenn man ſo den renommirten Erzählern lauſchte, deren jede Truppe wie nur irgend ein nomadiſirender

Araberſtamm beſaß, und die ſich bei ſolchen Gelegenheiten nicht lange bitten ließen, ihre Geſchichten, „wie man ſie auf Düppel erzählt“, auszukramen.

Ob dieſe Geſchichten Wahrheit, ob Dichtung, ob ein Gemiſch von Beiden waren, wer möchte es entſcheiden? Um ein Körnlein der Erſtern wird mit der Zeit ſich wohl Hülle auf Hülle der Letztern gelegt, und ſo ſich ein Ganzes mit unmerklichen Uebergängen gebildet haben, an dem eine gewiſſenhafte, aeſthetiſche Kritik gewiß Mancherlei auszuſetzen gefunden hätte, das aber in unſerer damaligen Lage dankbar hingenommen, von Herzen belacht und mit Wohlgefallen weiter erzählt wurde.

Von allen Geſchichten, die an unſern Wachtfeuern gäng und gäbe waren, iſt mir eine vorzüglich in der Erinnerung geblieben. Die Tagebücher aus dem ſchleswig-holſteiniſchen Kriege ſind nicht gerade reich an luſtigen, ergötzlichen Seiten; mag denn dieſe Geſchichte hier noch einmal erzählt werden. Leider muß ich aber auf die Wiedergabe eines ihrer hauptſächlichſten Reize verzichten: meine Buchſtaben ſind nicht im Stande, weder den Dialekt der urſprünglichen Erzähler, noch den des Helden der Anekdote auszudrücken. So folgt denn hier der ſchlichte Bericht:

„Es war kurz nach dem 13. April, dem Tage der Erſtürmung der düppler Schanzen, als der Hauptmann eines deutſchen Contingents, das vielfachen Stoff zu übrigens

ganz harmloſen, ungiftigen Neckereien lieferte, die Feldwache vor der Batterie des Centrums unſerer Poſition bezog. Sein Quartier nahm er in dem für die Feldwache beſtimmten Bauergehöfte. Nun war der gute alte Hauptmann kein ſonderlicher Freund nächtlichen Wachens, ſondern zog einen ruhigen, ungeſtörten Schlaf in der dazu beſtimmten Zeit bei Weitem vor. Andererſeits hatte er aber große Angſt vor einem däniſchen Ueberfalle. Als es daher Abend geworden war, rief er den älteſten Corporal ſeiner Abtheilung zu ſich und ſagte zu ihm:

„Hören Sie, Corporal, ich lege mich jetzt ein Biſſel auf's Ohr; wenn aber ein Hund bellt oder ein Pferd trappelt, ſo kommen Sie geſchwind herein und wecken mich? Hören Sie?“

Der Corporal fuhr mit der Hand an ſeinen Tſchako, ſtieß ſein kurzes „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ heraus, drehte ſich auf dem rechten Abſatz und verließ das Zimmer, um ſich draußen auf die Lauer zu legen, während der Hauptmann drinnen ſich behaglich auf's Ohr legte. Eine halbe Stunde mochte wohl vergangen ſein, der Hauptmann war ſchon eingeſchlummert und fing eben an in tiefern Tönen zu ſchnarchen, da öffnete ſich die Thür und herein und zum Lager des Entſchlafenen ſchritt der Corporal.

„Herr Hauptmann!“ rief er mit ſeinem kräftigſten Baſſe.

Der Gerufene fuhr verſtört auf und wiſchte ſich mit den Händen in Geſicht und Haar herum, eh' er den Wecker erkannte.

„Was giebt's? Was iſt los?“ fragte er endlich.

Mit feierlicher Ruhe antwortete der Corporal:

„Meldung vom Doppelpoſten No. 1, daß in der Gegend der feindlichen Poſtenkette ein Hund bellt.“

Der Hauptmann beſann ſich einen Augenblick und befahl dann:

„Hören Sie, Corporal, ſchicken Sie eine Patrouille nach der verdächtigen Gegend!“

Der Corporal grüßte, ließ wieder ſein „Zu Befehl!“ vernehmen, machte ſeine ſteife Wendung und marſchirte ab. Der Hauptmann aber ſuchte ſich brummend gerade wieder ſo zu legen, wie er vor der verdrießlichen Störung gethan hatte, und bemühte ſich mit allen Kräften, den verſäumten Schlummer nachzuholen. Aber noch hatte er keine Stunde Ruhe gehabt, als die Scene von vorhin ſich wiederholte. Diesmal konnte ſich der unglückliche Capitain eines derben Fluches ſchon nicht mehr enthalten, als er den erſten Befehl erneuerte, durch eine Patrouille nach der Urſache des Hundegebells forſchen zu laſſen. Wieder verging eine kurze Zeit der Ruhe, da ſtand das Schickſal in Geſtalt des unverwüſtlichen Corporals zum dritten Male am Lager des Capitains mit der gleichen Meldung. Der gerieth in helle Wuth, aber die Scheu

vor ſeinem Untergebenen und die Furcht vor den Dänen hinderten ihn, ſeinen Befehl zurück- oder von den Meldungen keine weitere Notiz zu nehmen.

So war die ganze Nacht zuſammengeſetzt aus kurzem, unerquicklichem Schlummer und zahlreichen, höchſt fatalen Störungen. Der Hauptmann ſchäumte zuletzt vor Aerger und Wuth, der Corporal blieb kaltblütig und gewiſſenhaft bis an's Ende.

Der Morgen kam und der Officier ging mit heißem, übernachtem Geſicht, äußerſt verdrießlich- und über energiſchen Maßregeln brütend, in ſeinem Zimmer auf und ab. Er ließ den Corporal kommen.

„Hören Sie, Corporal", — das war der ſtehende Anfang aller ſeiner Reden, — „nun ſchicken Sie noch eine große Patrouille nach allen Gehöften in der ganzen Gegend herum und laſſen Sie alle Maleſizhunde aufgreifen und hierher bringen!"

Der Corporal that, wie ihm befohlen war, und nach einer Stunde wimmelte der Hof des Hauptmanns von Hunden jedes Geſchlechts und jeder Gattung, dreizehn an der Zahl.

Unter ſie trat der tief entrüſtete, um den geliebten Schlaf gebrachte Wachthabende gleich einem Großinquiſitor, und nachdem er ſich wohlgefällig unter ſeinen Gefangenen umgeſchaut hatte, ſagte er zu ſeinem getreuen Untergegebenen:

„Hören Sie, Corporal, nun laſſen Sie die Beſtien an den nächſten Bäumen aufhängen!“

Auch dieſer barbariſche Befehl fand den bekannten blinden Militairgehorſam, und als die dreizehn armen Schlachtopfer des wachſamen Capitains ausgeathmet und ausgezappelt hatten, drehte ihr Mörder ſich triumphirend im Kreiſe der Gehängten herum und fragte mit höhniſch-grinſendem Geſicht:

„Schaut, ihr Maleſizbeſtien, wird euch nun in Zukunft das Bellen vergehen?“ —

Trotz der vorhin gedachten militairiſchen Wunderlichkeiten der Batterie war ſie jedoch gerade diejenige, die allen Beſuchern das meiſte Entzücken verurſachte. — Und mit Recht! Wahrlich, wenn bei ihrer Anlage aeſthetiſche Gründe hätten den Ausſchlag geben dürfen, ſo machte ſie ihres Erbauers Sinn für Naturſchönheit unbedingte Ehre. Sie lag auf einem Punkte, der eine der herrlichſten Ausſichten wohl des ganzen deutſchen Nordens gewährte. Es war von ihm faſt das ganze Alſen, dieſer ſchwimmende Garten, der unvergleichlich friſch und jugendlich aus den glänzenden Armen der Oſtſee auftaucht, zu überſehen. Ueber die maleriſchen Ruinen von Düppelmühle und anderen durch den Krieg zerſtörten Gehöften dicht zu deinen Füßen blickteſt du hinüber zu dem zierlichen Panorama Sonderburgs und den lichtbewaldeten Höhen dahinter,

ließeſt dein Auge über die ſammetnen Wieſen und goldnen Wogen der Kornfelder hinſchweifen, bis es ſchönheitmüde innehielt bei dem am dämmernden Horizonte ſchimmernden weißen Schlößlein von Auguſtenburg, das wie ein Grenzſtein der ſchönen Landſchaft emporragt; weiße Möven und weiße Segel umflattern das Eiland wie die Schwingen glänzender Geiſter, die einen verzauberten Garten bewachen.

Ein Raum von wenigen Hundert Schritten, von Laufgräben und Bruſtwehren vielfach durchſchnitten, trennt uns von dem folgenden Werke. Es iſt das dem Feinde am nächſten liegende. Die Hügel ſenken ſich hier raſch und eine freie, wenig durchſchnittene Ebene führt bis zum Alsſunde hin, an deſſen dieſſeitigem Ufer noch die Poſten des Feindes ſtanden und ſeine Werke drohten. Aber hinter den 16 Fuß dicken Lehmwällen der Batterie konnte die ſchlimmſte Furcht ruhig aufathmen, wenngleich keine Palliſaden-Reihen den Rücken ſchirmten. Fünf lange Geſion-Vierundzwanzigpfünder ſchauten aus dieſem guten Werke mürriſch einen ſchmalen gelblichen Streifen an, der ſich ihm gegenüber in einer Entfernung von mehr als anderthalbtauſend Schritten hinzog. Das war der däniſche Brückenkopf, der einzige feſte Punkt, den Dänemark zur Zeit von dem ganzen Feſtlande ſeiner deutſchen Herzogthümer behauptete. Gegen dieſe Verſchanzung war, zumal aus ſolcher Entfernung, nicht viel auszurichten, denn ihre Umwallung beſtand aus dem ſchweren Lehm dieſes

Landes, der durch die Sommerhitze überdies zu einer steinharten Masse gedörrt war.

In den ersten Tagen nach ihrer Anlage war diese unsre Batterie ein gefährlicher Posten. Vor sich Nichts als die etwa 150 Schritt entfernte dünne Postenkette, die nächste Feldwache seitwärts weit davon, die eigentlich zur Deckung bestimmte Infanterie-Mannschaft eine nicht unbeträchtliche Strecke hinter sich, stand sie dem Handstreich des ersten besten auszeichnungsdurstigen Lieutenants offen, der an der Spitze von fünfzig entschlossenen Leuten die Batterie überrumpeln, die Kanonen vernageln und mit der gefangen-genommenen Artilleriemannschaft verschwinden konnte, ehe ein Dutzend der bestellten Beschützer sich aus dem Stroh der Wachthütte zusammengelesen hatte. Glücklicher Weise unterblieb der Versuch eines solchen Wagnisses und wir sind so billig, unentschieden zu lassen, ob es drüben an Einsicht, an Muth oder nur an Willen dazu gefehlt habe.

Von der Geschichte und den Thaten dieser Batterie hört der Leser gleich nachher; hier nur so viel, daß sie das jüngste Kind der Laune unserer Anführer war.

Wir wandern nun gerade rückwärts. Auf dem Kamme eines Hügels zieht sich eine niedre Brustwehr entlang, die wir für eine einfache Infanterieschanze halten. Da biegen wir um das eine Ende derselben und sind überrascht durch einen unerwarteten Anblick. Wir befinden

uns in einer Mörserbatterie. Sechs dieser eigenthümlichen Geschütze, die 50pfündige Bomben zu speien vermögen, erheben aus ihren blockähnlichen Lagern den weiten Rachen zum Himmel. Mörser schleudern ihre Geschosse bekanntlich in hohen Bogen, Mörserbatterieen haben daher keine Schießscharten. Auf der Brustwehr sieht man vor jedem Geschütz mehre dünne eiserne Stäbe oder Drähte senkrecht eingesteckt; sie geben die Richtung auf bestimmte Ziele, hier also etwa auf den Brückenkopf, die Brücke selbst oder ein besonders wichtiges feindliches Werk, an. Das Loth und der Quadrant dienen ferner zum Richten des Geschützes. Mörserbatterieen sind die Hochschulen der artilleristischen Wissenschaft; hier geht es niemals hastig, tumultuarisch her; Stille, Besonnenheit, mathematische Berechnung begleiten die gewaltige Arbeit.

Außer den gewöhnlichen Bomben- und Pulverkammern gab es hier noch laubenartige Räume, aus Baumstämmen und Erde erbaut, Werkstätten für die Feuerwerker, die jedes Geschoß vor seiner Entsendung dem Zwecke entsprechend zuzurichten haben. Viele Factoren gehören dazu, einen Wurf zum Treffer zu machen. Die Entfernung des Ziels muß richtig geschätzt sein, die Brennzeit des Zünders der Flugzeit der Bombe entsprechen, und da es hierbei auf das Augenmaaß, auf Sekunden und auf Linien ankommt, so wird man einsehen, wie schwierig die Aufgabe ist.

Unſre Mörſer trugen die Namensſchiffre eines däniſchen Königs und gehörten zu dem geringen Beſtande von bronzenen Geſchützen, welche die mißtrauiſche und habſüchtige Politik der däniſchen Regierung in der Feſtung Holſteins, in Rendsburg, belaſſen hatte. Das Mißtrauen liegt darin, daß man überhaupt die Waffen des holſteiniſchen Arſenals ohne Bedürfniß nach Kopenhagen hinüberführte, und die Habſucht zeigte ſich dadurch, daß man zunächſt die bronzenen, alſo die werthvolleren Röhre, wegnahm. Nur die Mörſer waren noch geblieben, vielleicht weil man einer etwaigen Inſurrektion nicht die Kühnheit und das Glück zutraute, ihre Feuerſchlünde gegen königlich-däniſche Feſtungsmauern und Brückenköpfe richten zu können. Und freilich, was unſre ſechs angeht, ſo hatte man ſich nicht getäuſcht; ſie blieben ſtumm und ungefährlich während des ganzen Feldzuges, aber ſie hatten Brüder, deren dumpfe Stimmen wir oft über die morgenſtillen Waſſer herüberdröhnen hörten, wenn ſie die Schläfer in Friedericia aufrufen mochten, um ſie vielleicht gleich darauf zu ewigem Schlummer dahinzuſtrecken.

Da ich einmal von unſern Mörſern ſpreche, ſo will ich dir, geneigter Leſer, Alles zeigen und ſagen, was davon hier auf den düppeler Höhen gezeigt und geſagt werden kann. Blick' hin in jene Ecke! Du glaubſt eine zahlreiche Nachkommenſchaft, kleine harmloſe Kinder, der ſechs ehrwürdigen Alten hier zu ſehen, nicht wahr? Und in

der That! jene Geſchöpfe ſind ihren Aeltern wie aus den Augen geſchnitten: Stoff, Geſtalt, Farbe, Bezeichnung ganz dieſelben, nur der Maaßſtab iſt ein ſehr verjüngter. Sehen ſie nicht aus wie Kinderſpielzeug, dieſe vierzig Handmörſer? Und gar das Ladezeug dazu, dieſe Wiſcher und Setzkolben, wie puppenniedlich! Wahrhaftig, man möchte ein Knabe von acht Jahren ſein und gleich Krieg ſpielen! Wie gut ſind doch im Grunde unſre ſtrengen Väter jenſeits der Belte! Vieles haben ſie uns weggenommen, Alles was nur einigen Werth hatte, materiellen und ideellen, — doch dies Spielzeug haben ſie uns gelaſſen! Aber denke dir: dies Spielzeug ſollen wir in allem Ernſt gebrauchen! Aus dieſen Mörſern ſollen wir den anſtürmenden Feinden Granaten auf die Köpfe werfen — freilich ohne ſicher zu ſein, ob die nach kurzem Fluge platzenden Geſchoſſe nicht uns ſelbſt die Glieder zerſchmettern! Und noch mehr: wir haben dieſe Granaten mit Bindfaden umſchlungen, ſo daß ſie an David's Schleuder erinnern, werden den Zünder dann mit der Hand in Brand ſetzen und — wenn es ſo weit kommt — den verhängnißvollen, ſprühenden Ball den Dänen in's Geſicht ſchleudern. Handgranaten heißen dieſe Geſchoſſe und mit Recht, denn manche Hand hätten ſie wohl in Granatſtückchen zerſchmettert, wenn es Gott und unſern Obern gefallen hätte, ſie je zur Anwendung kommen zu laſſen. Wohl bedient man ſich ſolcher Handgranaten in

belagerten Feſtungen, wo man nichts Anderes zu thun hat, als ſie in Brand zu ſetzen und durch eine Schieß-ſcharte in den mit ſtürmenden Feinden angefüllten Graben fallen zu laſſen — die Sache eines Augenblicks — vor den zurückſpringenden Trümmern durch die Feſtungsmauer geſchützt; was wir aber mit dieſen Ungethümen ſollten, die wir ſie über hohe Bruſtwehren und noch höhere Palli-ſaden zu werfen gehabt hätten, während zwiſchen dem Moment des Anzündens und dem des Springens nur 12 Sekunden, vielleicht auch nur die Hälfte lagen, das war Wenigen einleuchtend. Doch halt! Je zwei Artilleriſten ſollten ja einen Handmörſer mit der dazu nöthigen Muni-tion bekommen und dieſe Fuß- oder eigentlich Handartillerie ſollte in den Tirailleurlinien vertheilt wirken. Wer nun das Hin- und Herwogen eines Tirailleurgefechtes kennt, das ſtets wechſelnde Avanciren und Retiriren, der wird ſich die Frage beantworten können, ob Wahrſcheinlichkeit geweſen iſt, daß die unglücklichen lebendigen Mörſer-batterieen vor lauter Laufen auch nur zu einem Wurfe gekommen wären. Doch was ſpotte ich! Eine wunde Stelle zeigt auch das Vollkommenſte, auch der göttergleiche Achilles hatte ſeine ſterbliche Ferſe! Sonſt hatten wir gelacht, wenn die Dänen mit ihren Eſpignolen in's Feld rückten, dieſer abgeſchmackten Kinderei aus alten Zeiten, — ſeit dem Tage, an welchem wir uns mit den Hand-

mörſern waffnen mußten, thaten wir's nicht mehr. Die Handmörſer waren unſre Eſpignolen!

Die bisher auf unſerer Wanderung berührten Werke bildeten den rechten Flügel und das Centrum der Poſition und in einer Hinſicht ein abgeſchloſſenes Ganze, indem ſie von preußiſcher Artillerie-Mannſchaft beſetzt waren, während die Werke des linken Flügels, drei an der Zahl, in den Händen von Schleswig-Holſteinern waren. Ein abgeſchloſſenes Ganze, ſagte ich, und wahrlich, der Ausdruck iſt richtig. Die Pfade, die von den preußiſchen zu den ſchleswig-holſteiniſchen Batterieen führten, waren wie ausgeſtorben; nur ſelten ſah man einen Hinübergehenden oder Herüberkommenden einen Verkehr unterhalten, der bei gleichem Handwerk, gleichen Gefahren und gleichem Ziel unter andern Verhältniſſen natürlich ein ſehr lebendiger hätte ſein müſſen. Mißtrauen von der einen und Schamgefühl von der andern Seite, beide wahrlich nicht unbegründet, richteten eine traurige Scheidewand zwiſchen den Waffenbrüdern auf. Seit den Tagen Wrangels erſchien keine preußiſche Uniform im Angeſicht von Landesſöhnen, die nicht finſtre Mienen veranlaßte und feindliche, ſtechende Blicke auf ſich zog. Wie oft hörte ich, wenn der Träger einer ſolchen kaum den Rücken wandte, daß Einer dem Andern verächtlich ſagte: „Du, das iſt auch Einer von denen —“, eine Verſchweigung, die deutſche Männer mehr beſchäftigen ſollte,

als all' die berühmten, zum Ueberdruß oft interpretirten Apoſiopeſen griechiſcher und lateiniſcher Klaſſiker!

Was die Werke des linken Flügels betrifft, ſo beſtanden ſie aus einer Redoute, die dem Werke des rechten Flügels entſprach und aus einer offenen Batterie, die beide mit Achtzehn- und Vierundzwanzig-Pfündern armirt waren. Das dritte Werk kam nicht zur Vollendung. Gegner dieſer Werke waren die däniſchen Batterieen auf Alſen, die an dieſer Seite ſehr zahlreich waren, vermuthlich weil ſich hier die ſchmalſte Stelle des Meeresarms befand. Die Vorpoſten vor dieſem Flügel der Befeſtigungen ſtanden, da die Unebenheit und Steile des Bodens keine zuſammenhängenden Gräben geſtattete, in einzelnen Erdlöchern oder kleinen hufeiſenförmigen Ausgrabungen — es waren die aus den Schilderungen der Belagerung von Sebaſtopol bekannten ruſſiſchen Schützengruben im Kleinen.

Im Allgemeinen habe ich von den ſchleswig-holſteiniſchen Werken zu ſagen, daß ſie ſich durch eine ungemeine Regelmäßigkeit des Baues, durch Schärfe aller Linien und Kanten und durch eine auffallende Sauberkeit und ſorgfältige Inſtandhaltung auszeichneten; ihre Thätigkeit im Gefechte war ſtets von einem Erfolge begleitet, dem ſelbſt die eingenommenſten Mitglieder des preußiſchen Kriegsheeres ihre Bewunderung nicht verſagen konnten. Es iſt ein treffliches Volk, dies ſchleswig-holſteiniſche! Vor

wenigen Wochen verſtand es nur die friedlichſte aller Künſte, den Ackerbau, und heute wetteifert es mit den geſchulteſten Soldaten und übertrifft ſie!

Wir verlaſſen nun zum Schluſſe unſrer Wanderung die Linien der Batterieen, wir überſchreiten die der Feldwachen, die nur wenige Schritte davor liegt, und begeben uns zwiſchen die Vorpoſten. Wir brauchen keine Furcht zu hegen! Es herrſcht fortwährend Waffenſtillſtand hier, denn da die beiderſeitigen Vorpoſten nur 100, höchſtens 150 Schritte von einander ſtehen, ſo würde es ein ewiges Gefecht geben, wenn die Vorpoſten überhaupt ſich bekämpfen wollten. Früher freilich war es anders, wenigſtens wie erzählt wird. Da, gleich nach der Erſtürmung der Schanzen, lagen hier auch die bückeburger Jäger auf Vorpoſten. Dieſe ehrlichen Seelen meinten, ſie hätten ihre ſchönen Büchſen dazu, ſo viele Feinde wie möglich, und wo ſie nur immer könnten, niederzulegen. Danach handelten ſie denn auch, bis von drüben wegen dieſes „unnützen Blutvergießens“ parlamentirt und von hüben „aus ſtrategiſchen Gründen“ bei Strafe verboten wurde, außer im Fall eines Angriffs auf die feindlichen Vorpoſten zu ſchießen. Die bückeburger Jäger aber wurden zur Belohnung für ihre Bravour abgelöſt, ſo daß ſie während des ganzen Feldzuges nicht in die Verlegenheit gekommen ſind, ſich entſcheiden zu müſſen, ob der Tod eines Dänen

der Sache Schleswig-Holsteins förderlich genug sei, um dafür eignen mehrwöchentlichen Arrest zu erdulden.

Wir sind am Ziele unseres letzten Ganges und stehen vor einem mächtigen Steine oder eigentlich Felsblocke, der gerade vor unserer vordersten Batterie an dem langgestreckten Abhange des Hügels liegt. Er hat wohl die Höhe einer zwiefachen Manneslänge und bedeckt einen Raum, auf dem zwei bespannte Wagen bequem neben einander halten könnten. Auf der Ostseite zeigt er rohe, breite Einschnitte, die indeß doch zu regelmäßig sind, um nicht für von Menschenhänden eingesprengte Stufen gehalten zu werden. Da die Halbinsel Sundewitt, sowie die ganze Ostseeküste Schleswig-Holsteins überhaupt, reich ist an Fußstapfen der grauen, vorchristlichen Zeit, so liegt der Gedanke nahe, daß auch dieser erratische Block in dem aufgeschwemmten Lande einst eine andere Bedeutung gehabt habe, als heut', wo er nur dem ertragluſtigen Bauer ein gutes Stück seines Landes unbrauchbar macht. Vielleicht haben auf seinen Stufen die normännischen Seekönige bei ihren hastigen Landungen gethront, während die meerdurchfurchenden Kiele sich in den nahen Buchten verschnauften, oder er hat als Tribüne in den Rathsversammlungen eines Sachsengaues gedient, oder endlich war er der Altar, auf dem die Priester Wodan's, Thor's und Saxnot's ihre blutigen Opfer schlachteten.

Wenn wir im Angesichte des Feindes den flachen

Gipfel des Felsblocks beſtiegen haben, können wir einen großen Theil ſeiner Vorpoſtenlinie ſowie der unſrigen überſchauen und uns über die geringen Abſtände beider verwundern. Weiteres vom Feinde gewahren wir nicht, ſeine Feldwachen ſind in einzelnen noch unzerſtörten Gehöften untergebracht oder lagern in Strohhütten, die von bebuſchten Wällen verdeckt ſind. Den letzten Blick werfen wir auf jene links unten ſich hinziehende Wieſe. Es iſt die fatale Stelle, in deren ſumpfigem Boden am Tage der düppeler Schlacht von 1849 jene beiden ſächſiſchen Geſchütze ſtecken blieben, deren Anblick in den Städten und Städtchen Dänemarks, durch die ſie auf vielen Umwegen mit einer kindiſchen Oſtentation geführt wurden, einen ſolchen Siegestaumel hervorrief, daß darüber die verlorenen Schlachten und mancher ſonſtige herbe Verluſt, wie z. B. der Chriſtian's VIII. und der Geſion, ſchier verſchmerzt ſchienen.

So haben wir die neun oder zehn größeren Werke der düppeler Höhen durchwandert, uud außerdem in Augenſchein genommen, was ſonſt dem durch das einförmige Lagerleben nicht Verwöhnten intereſſant erſchien. Wir können nun unſern Sparziergang als beendigt anſehen, lieber Leſer, und vorläufig von einander Abſchied nehmen. Doch halt! Ich will dir gleich kurz von dem traurigen Ende unſrer herrlichen Werke berichten!

Es war ein wunderſchöner Herbſtabend, als ich, in

fröhlicher Geſellſchaft von einem fröhlichen Ausfluge zurückkehrend, die Sundewitt gegenüber liegende Küſte Angelns entlangritt. Wir hatten längſt Waffenſtillſtand und freuten uns der kurzen Ruhe. In Süd-Schleswig ſtanden die Preußen, im nördlichen die Schweden und Norweger. Plötzlich gewahrten wir einen röthlichen Schein, der ein gutes Stück des nördlichen Himmels erhellte. „Ein Nordlicht!“ rief der Eine. „Da brennt ein Dorf!“ der Andre. „Sie illuminiren in Sonderburg zu Ehren der Söhne Guſtav Adolphs!“ fügte ein Dritter lachend hinzu und Alles lachte mit. Aber die Kunde, die der andre Morgen brachte, trieb Vielen Thränen der Wuth in die Augen. Die Balken und Bretter des Kernwerks und der Redouten auf den düppeler Höhen und die Faſchinen und Schanzkörbe der Batterien waren von den Flammen verzehrt worden, die wir geſtern geſehen hatten. Däniſcher Pöbel und untermiſchte däniſche Soldaten hatten in jener Nacht zerſtört, was auf neutralem Grund und Boden und unter dem Schutze des Völkerrechtes ſtand. Mir aber war, als ich die Stätten vernichtet wußte, in denen ich die erſten feindlichen Kugeln hatte pfeifen hören, das erſte deutſche Blut im Kampfe mit einem auswärtigen Feinde vergießen ſah, in denen ich ſo manche liebe Nacht unter dem Rauſchen des ſchwarz-roth-goldnen Banners verträumt hatte, mir war zu Muth, als ſei das Haus zu Schutt gebrannt, das meine liebſte Jugendzeit umſchloſſen habe.

Nun, ſie ſind dahin, unſere ſchönen Werke, ungerächt dahin; der Pflug geht wieder über die Stätten, wo ſie ſtanden. Kein graubärtiger, ſtelzfüßiger Veteran kann ſie dereinſt dem befreiten Enkel mit frohem Stolze zeigen, aber auch die leeren Stätten, wo ſie ſtanden, rufen Euch immerdar die Mahnung zu: Seid Schleswig-Holſteins eingedenk!

Und ſie ſtarben nicht ganz ohne Pulvergeruch. Ich zeichne dir, freundlicher Leſer, auf den folgenden Blättern das Bild eines Kampfes, der in ihnen und um ihretwillen getobt hat.

II.

Ein Kampf.

Digitized by Google

Zweimal nur, seitdem die deutschen Waffen den Sitz ihrer Herrschaft auf die Hügel in Sundewitt verlegt hatten, hat sich von ihren Höhen das Getöse der Schlacht ringsum in die Lande ergossen, wie ein Lavastrom die Tiefen erfüllend, sich an den Bergen brechend und auf der Meeresfläche verschwimmend. Das erste Mal, um die Mitte des Mai's, galt es jenem feindlichen Boote, dessen Neugier zurückgewiesen werden sollte und ward, wie ich vorhin erzählte. Die Kanonen der Strandbatterie hatten das erste Wort gesprochen, das Boot geantwortet und in den groben Wortwechsel hatten sich die andern Batterieen hüben und drüben gemischt. Es war nur ein Geschützkampf; wie verschüchterte Vögel beim Heranrauschen kämpfender Adler duckten sich die Vorposten, ohne von ihren Waffen Gebrauch zu machen. In drei Viertelstunden war Alles zu Ende, die Verlüste auf beiden Seiten kaum des Nennens werth. Seitdem war es ruhig geblieben; wir bauten Batterieen nach Herzenslust und viel

darüber, der Feind ſah dem ruhig zu, als wiſſe er, daß wir anfingen, Alles für ein Blendwerk zu halten, und unternahm Nichts, um uns zum Ernſte zu zwingen. Wie der normänniſche Eroberer Wilhelm in der Handvoll engliſcher Erde, die er fallend ergriff, ſchon das ganze England zu faſſen und zu ergreifen gewiß war, ſo meinten umgekehrt die Dänen, in dem Zipfel des Feſtlandes von Schleswig, den ihre Batterieen noch beſtrichen, und in den beiden Inſelchen Alſen und Arroe, noch das ganze Herzogthum zu halten, das ihren Händen längſt entſchlüpft war, und beruhigten ſich bei dieſem ſymboliſchen Beſitze; uns aber erging es wie dem leichtſinnigen jungen Erben, dem plötzlich eine reiche Hinterlaſſenſchaft wie vom Himmel gefallen iſt, und dem nur am Herzen liegt, die Hauptgüter in Beſitz zu nehmen, unbekümmert, ob einige kleine Anhängſel verzettelt und verloren werden. Ob es möglich oder wünſchenswerth geweſen ſei, auch Alſen und Arroe zu nehmen, das ſind heut noch müſſigere Fragen, als ſie ſchon damals waren, wo die Vertheidiger des unterlaſſenen Verſuches als Hauptgrund für die Unterlaſſung die wahrſcheinlich großen Opfer an Menſchenleben hervorhoben. Es iſt gewiß löblich, wenn Sparſamkeit mit Menſchenblut, „dieſem ganz beſondern Safte“, gepredigt wird, nur darf eine ſolche Predigt nicht aus der Furcht vor dem Wagniß, nicht aus der Scheu, die an Großes Großes zu ſetzen zagt, hervorgegangen ſein.

Dann kommt das ironiſche Schickſal oft mit ſeinen ſchlimmſten Streichen, ſolch' ein Schwanken, ſolch' eine Halbheit zu züchtigen.

Wir haben es neuerdings erlebt, daß ein Feldherr zögerte, auf dem Kriegsſchauplatze zu erſcheinen, weil er ſein Heer noch nicht vollzählig glaubte, und er die Verlüſte einer Schlacht ſcheute. Da ſchleicht die böſe Seuche in ſeine Ruhequartiere und er muß bald ſein Heer ſchlimmer gelichtet ſehen, als die blutigſte Schlacht es zu thun vermocht hätte. Wir haben es auch erlebt, daß Feldherren, als es galt, das Hauptbollwerk eines Feindes mit einem einzigen kühnen, gewaltigen Schlage zu gewinnen, davor zurückbebten, weil ſie die große Ziffer des einmaligen Verluſtes fürchteten. Nun gingen ſie langſam und vorſichtig zu Werke und führten viele kleine Schläge, aber ſiehe da! als ſie noch weit vom Ziele ſtanden, überſtieg die Summe aller ſo im Einzelnen gebrachten Opfer um ein Gewaltiges die Zahl, die ſich auch bei dem verluſtvollſten einmaligen Hauptangriffe hätte ergeben können.

Eine ähnliche Erfahrung hatten wir, wenn auch nur im Kleinen, zu machen. Da ſtanden viele Tauſende einander gegenüber, die Gewehre geladen und im Anſchlag — aber weiter erſtreckten ſich die Feindſeligkeiten nicht. War es zu verwundern, daß der tückiſche Zufall die Hähne ſpannte, daß ſein Finger an den Drücker griff, den die Hände der Träger der Waffen nicht berühren

durften? Krieg wurde da geführt; ein Krieg aber fordert Blut, und da die Krieger es nicht fließen machten, ſo that wieder das Schickſal, oder wie wir es heißen mögen, das Seine. Es war eine bedenkliche Thatſache, daß durch unvorſichtiges Umgehen mit ihren Waffen, durch zufälliges Entladen der Gewehre faſt eben ſo viele deutſche Krieger ihren Tod gefunden hatten, wie in allen Gefechten, die in dieſem Feldzuge von der „Reichsarmee“ geliefert waren.

Die träge Ruhe, die Gleichgültigkeit, die Unzufriedenheit und was ſonſt in Folge der thatloſen Zeit für Stimmungen unter den Truppen auf den Höhen von Düppel herrſchen mochten, Alles ward unterbrochen durch einen Tag des Kampfes, deſſen Verlauf ich dir, geneigter Leſer, zu ſchildern verſuchen möchte. Du haſt unſere Batterieen, unſere Kanonen in ſtummer Ruhe geſehen, ſieh' nun auch, wie ſie ſich in ihrer lauten, dröhnenden Arbeit ausnehmen.

Wir hatten wieder eine Batterie gebaut. Es war die am weiteſten vorgeſchobene, deren ſich der aufmerkſame Leſer gewiß noch erinnert. Ihre Bewaffnung war noch nicht vollendet; ſie enthielt erſt drei Vierundzwanzig-Pfünder. Die Feldwache, der zugleich die Beſchützung der Batterie oblag, befand ſich noch eine Strecke hinter ihr, die Vorpoſten, anderthalbhundert Schritt davor, ſtanden faſt ohne Deckung — kurz Alles war noch im Werden,

das Nothwendige noch nicht recht erkannt. Am Abende des 5. Juni endlich hatte die Ansicht, die neue Batterie läge eigentlich etwas gefährdet, zu dem Befehle geführt, es sollten vor derselben Brustwehren aufgeworfen werden, die der Infanteriemannschaft doch die Möglichkeit, einigen Widerstand zu leisten, gewährten. Am andern Morgen sollten die Arbeiten beginnen. Niemand dachte daran, daß sie gestört werden könnten, war es doch schon lange Brauch, daß wir unter den Augen des Feindes an Werken aufführten, was uns wohlgefiel.

Der Morgen des 6. Juni sah eine Schaar arbeitender Infanteristen des Reservebataillons mit Hacken und Spaten rüstig das befohlene Werk fördern, die gewöhnliche Zahl preußischer Artilleristen, neun Mann, befand sich zerstreut in der Batterie und um dieselbe, von der dahinter liegenden Feldwache hatten Einige Urlaub genommen, die Uebrigen beschäftigten sich mit Wassertragen, Feueranmachen und Zubereitung ihres Frühstücks. Plötzlich bricht aus der feindlichen Postenkette eine Abtheilung von etwa 30 Mann geschlossen hervor, wirft sich unter knatternden Salven raschen Laufes auf die erschreckten Arbeiter und scheucht sie in einem Nu hinter die Wälle der Batterie. Mit ihnen zugleich entweichen die erschreckten Vorposten, die Salven des Feindes kaum mit einzelnen Schüssen erwidernd. Welche Veränderung! Hin- und herfallende Schüsse, Fliehende, Rufe des Schreckens und der Ver-

wirrung auf demſelben Platze, auf dem eben noch ruhige Arbeit und unkriegeriſche Künſte zu erblicken waren! Der Feind, der keinen Widerſtand findet, rückt weiter vor und befindet ſich mit wenigen Schritten ſchon unter der Schußlinie der Batterie, da wirft ſich ihm der Officier der ſo plötzlich alarmirten Feldwache mit einem Dutzend ſeiner Leute — mehr gelang ihm ſo ſchnell nicht zuſammenzuraffen — unerſchrocken entgegen. Dieſe entſchloſſene That rettete wahrſcheinlich die Batterie vor der Uebertumpelung. Die Feinde ſtutzten und wichen allmählig in ihre gewöhnliche Vorpoſtenſtellung zurück. Von hier aus aber unterhielten ſie ein lebhaftes Feuer auf Alles, was ſich blicken ließ, ſo daß es unſeren Arbeitern, die ſich nach Verwindung des erſten Schreckens wieder geſammelt hatten und ſich nach ihren Werkzeugen begeben wollten, nach nicht möglich war, die verlaſſene Arbeit wieder zu beginnen. Inzwiſchen war durch den feindlichen Angriff links und rechts von dem bedrohten Punkte ein rüſtiges, ungewohntes Leben hervorgerufen worden. Alle Feldwachen waren ausgeſchwärmt, die Vorpoſten zu verſtärken, und in wenigen Minuten gab es vom Norden der Halbinſel bis zum Süden zwei luſtig feuernde Linien. Die Artilleriſten ſtanden kampfbegierig an den zum Gefecht bereiten Geſchützen und aus dem nächſten Dorfe, Oſter-Düppel, rückten die zur Bedienung aller Kanonen nöthigen Mannſchaften ſchnellen Schrittes die Höhen herauf. Das

Reſervebataillon ſtand unter Waffen, bereit dem erſten Rufe zum Einrücken in die vordere Linie zu folgen.

Aber auch in die Ferne erſtreckte ſich die Aufregung. Von den Hünengräbern qualmten beide Fanale und bald hörte man in allen Dörfern der Runde den dumpfen Ton der Lärmtrommel und die langgezogenen Trompetenſignale, die das ganze Armee-Corps auf den Platz riefen. Kurze Zeit — und aus dem Grün der Dörfer quoll wie ein im Sonnenlichte blitzender Strom der lange Zug der Bayonnette, Staubwolken verkündeten herantrabende Reiterſchaaren und mit ſchnaubenden Pferden raſſelte Feldartillerie im Galopp heran. So waren alle Vorkehrungen getroffen, dem Feinde, falls ſein unerwarteter Angriff der Vorläufer eines ernſtlicheren Unternehmens geweſen wäre, einen tüchtigen Empfang zu bereiten. Zunächſt jedoch blieb es bei dem hitzigen Kugelwechſel der Vorpoſtenlinien aus ihren gewöhnlichen, mehr oder weniger nahen Stellungen.

Einzelne Verwundete gab es bereits auf beiden Seiten. Es war immerhin ein ernſter unheimlicher Anblick, die zwei Bahrenträger mit ihrer Laſt aus dem Gefecht huſchen zu ſehen. Wohl bedeckte dieſe ein faltiger, tiefherabhängender Mantel, aber man wußte doch, daß es ſchmerzende, blutende Menſchenglieder waren, die unter der Decke zuckten.

Es war 10 Uhr Vormittags geworden, da gingen

von den nunmehr vollſtändig eingetroffenen Truppen einige Züge der braven braunſchweigiſchen Infanterie zur Unterſtützung unſrer noch immer dünnen Tirailleurkette vor. Es war ein herrlicher Anblick, zu ſehen, wie dieſe tapferſten aller hier vereinigten Krieger in ihrer einfachen und doch ſo maleriſchen Uniform, den flatternden Roßſchweif über dem Haupte, unerſchrocken und der ziſchenden Kugeln nicht achtend, dem Feinde entgegenſtürmten. Die nachläſſig in der geſenkten Rechten gehaltenen Büchſen erhoben ſie nicht eher, als bis ſie ſich dem Feinde auf etwa hundert Schritt genähert hatten. Da aber warfen ſie ſich hinter einen deckenden Erdwall und ſprühten ein ſo verderbliches Feuer auf die feindliche Linie, daß dieſe in's Wanken gerieth und von dem bisher behaupteten gebüſchgekrönten Walle ſtückweiſe gleichſam abbröckelte. Nicht ſobald bemerkten die Unſrigen dieſe Unſicherheit, als ſie ſich wie mit einem Schlage auf der ganzen Linie erhoben und unter donnerndem Hurrah auf die feindlichen Schützen losſtürzten. Wo hat je ein däniſches Ohr ein deutſches Hurrah ertragen? Nun gings wie die wilde Jagd von Knick zu Knick; erſt unter den Wällen ihres Brückenkopfes kamen die Fliehenden wieder zum Stehen.

Wer von der Höhe der Batterieen herab dem bisherigen Verlaufe des Gefechtes zugeſehen hatte, dem hatte eine Geſtalt nicht entgehen können, die ſich in unſrer Plänklerlinie mit großer Lebhaftigkeit und raſtlos thätig

hin und her bewegte. Es war kein Soldat; die blaue Jacke mit blanken Knöpfen, das loſe geſchürzte Halstuch mit langen, flatternden Zipfeln, das hellgraue Beinkleid und die leichte Mütze verkündeten ſofort einen Seemann, ſelbſt wenn das große Schiffs-Fernrohr unter dem Arme des Beſprochenen nicht geweſen wäre. Der Mann, von dem ich rede, war bei dem ganzen Armeecorps in Sundewitt unter dem Namen „der Obſervateur“ bekannt und allgemein beliebt. Es war eine hohe, ſchlanke Geſtalt in den dreißiger Jahren mit jenen dem deutſchen Seemann ſo eigenthümlichen Zügen, die neben der durch Wetter und Gefahren erhöhten Kraft Gutmüthigkeit und Biederkeit ausdrücken. Der Obſervateur war von der Landesregierung unſerem Kommando zugewieſen, um als Sachverſtändiger in allen nautiſchen Beziehungen Auskunft zu geben. Wir beſaßen bekanntlich eine Strandbatterie und andere Werke, die ebenfalls gegen das Meer hin thätig ſein konnten, leicht hätte alſo ein Conflikt mit neutralen Schiffen oder irgend ein anderes Mißverſtändniß eintreten können, wenn nicht ſtets eine mit den Flaggen der verſchiedenen Nationen und mit den Schiffsgebräuchen vertraute Perſon auf den Höhen anweſend geweſen wäre. Wie kam aber bei dieſem Amte des Obſervateurs Theilnahme am Gefechte, was hatte er im Getümmel unſerer Vorpoſtenkämpfe zu thun? Nun, für einen wackern, unerſchrockenen Mann, der ſein eigner Herr iſt, möchte

es wohl unter allen Umſtänden eine harte Aufgabe ſein, unthätig zu bleiben, wenn es hundert Schritte vor ihm über den Feind hergeht, aber der Obſervateur hatte noch nähere Veranlaſſung, zu handeln ſtatt zu beobachten. Das ſchöne, grüne Alſen war ſeine Heimatinſel und von unſeren Höhen aus konnte er mit ſeinem guten Rohre ſeiner Mutter Haus ſehen und das Fenſter, vor dem ſeine Wiege geſtanden hatte. Mußte ihn da nicht die freudigſte Kampfbegeiſterung hinreißen, wenn ihm der Gedanke kam, nun gälte es der Befreiung ſeiner Geburtsſtätte von der häßlichen Gegenwart verhaßter Feinde, und mußte ihm dieſer Gedanke nicht bei jedem fallenden Schuſſe kommen, mußte er nicht in jedem das Signal zum entſcheidenden Schlage zu vernehmen glauben? Daß heute aber ein Tag der Entſcheidung angebrochen ſei, glaubten Tauſende mit unſerem Obſervateur. Wie leicht konnte der Feind hinter dieſem Plänklergefecht ſeine Maſſen aufſtellen und zu Sturmkolonnen formiren, wie leicht konnten die Unſrigen aus Angegriffenen zu Angreifern werden und die doch einmal alarmirten und ſchlagfertigen Bataillone zur improviſirten Eroberung Alſens gebraucht werden!

Unſer Seemann arbeitete wenigſtens nach Kräften auf dieſes Ziel hin. Zwiſchen den dunkeln Röcken der Braunſchweiger wie zwiſchen den grünen Uniformen der Waldecker ſah man ihn in ſeinem leichten, hellen Seemannskleide hin- und herhuſchen; wo es ſtockte, griff er

ein, wo es vorwärts ging, war er einer der Erſten; keinen Weg ſcheute er, wenn irgend eine Meldung, ein Geſuch um Verſtärkung an die Kommandirenden auf den Höhen zu überbringen war. Bald richtete er ſein herrliches Fernrohr auf den Feind, das ihm jede Bewegung, ja faſt jede Miene des Einzelnen zeigte, bald ein Gewehr, das er einem läſſigen Schützen aus der Hand genommen hatte. Es wäre thöricht, wollte ich behaupten, von ſeinem Blei ſei mehr als ein Däne gefallen; wo zehn, zwanzig Schüſſe in einem Augenblick knallen, wer will da behaupten, dies oder jenes Rohr ſei auf den Sinkenden gerichtet geweſen? Ich weiß nur, daß der Obſervateur ein falkenſcharfes Auge, eine ruhige Hand und eine genaue Kenntniß des Gewehrs hatte — und mehr braucht man ja nicht zum Treffen. Es konnte nicht fehlen, daß des Seemanns weithinſichtbare Kleidung die allgemeine Aufmerkſamkeit des Feindes und ſeine wirkſame Theilnahme am Gefecht die Röhre deſſelben auf ihn zog. Wo er ſich blicken ließ, umſauſten ihn Dutzende von Kugeln; ſie durchbohrten ſeine Mütze, zerfetzten ſeine Kleider, aber ihn ſelbſt ließen ſie unverſehrt, als ſei er gefeit. Oft, wenn ſo eine Todesbotinn ihn verfehlt hatte, ſah man ihn ſeine Mütze oder ſein Fernrohr ſchwenken und hörte ein Triumphgeſchrei, das ſo herausfordernd, ſo grellhöhniſch klang, daß man ſich mit leiſem Schauer an die Indianerhäuptlinge Amerikas erinnert fühlte, die

ſo jubelnd ihres Feindes Ungeſchick verſpotten und die eigene Gewandtheit preiſend verkünden.

Das Tirailleurgefecht hatte bereits zwei Stunden gedauert, ohne wichtige Ergebniſſe zu liefern, man möchte denn dafür halten, daß die Unſrigen, im Beſitze des feindlichen Terrains, da es keinen ſchlimmeren Schaden anzurichten gab, ſich das Vergnügen machten, die Wegweiſer und Signalſtangen umzuſtürzen, die dort zahlreich vom Feinde für ſeine Vorpoſten und Ablöſungtrupps aufgepflanzt waren. Das ewige Geknatter mochte wohl den Dänen langweilig werden und ſie beſchloſſen, durch einen raſchen, verſtärkten Angriff auf unſre Schützenlinie dieſe zurückzuwerfen, ihre alte Vorpoſtenſtellung wieder einzunehmen und dadurch dem ganzen Gefechte vielleicht ein Ende zu machen. Zu dieſem Zwecke erſchienen plötzlich ſtarke Abtheilungen des Feindes auf dem Schauplatze, die das Uebergewicht ſo ſehr auf ſeine Seite brachten, daß die Unſrigen den errungenen Fußbreit Bodens nach kurzem, heftigem Gefechte wieder aufgeben mußten. Aber auch dieſſeits waren gewaltige Maſſen bereit, den Feind im Schach zu halten. Dreizehn Bataillone hatte der Qualm der Fanale theils auf die Höhen ſelbſt, theils auf ihren weſtlichen Abhang gerufen, und ſobald das Eingreifen ſtärkerer Abtheilungen des Feindes in das Gefecht bemerkt ward, marſchirte ein Bataillon naſſauiſcher Infanterie über die Hügel rückwärts von der bekannten,

vorhin erwähnten Batterie, ſei es, um die dünnen Reihen unſerer Schützen zu verdichten, ſei es, um die durch den heftigen Angriff der Dänen ſelbſt bedrohte Batterie zu decken. Der Feind ſah die Wichtigkeit der heranrückenden Verſtärkung in jeder Beziehung wohl ein. Sollte ſein Vorhaben nicht gänzlich ſcheitern, ſo mußte er verſuchen, die herbeieilende Kolonne aufzuhalten oder zu zerſtreuen. Dazu konnte aber nur grobes Geſchütz dienen, das bisher in vornehmem Schweigen auf das Getreibe des kleinen Kampfes herabgeſchaut hatte. Die erſten drei Compagnieen des gedachten Bataillons hatten bereits ihren Vormarſch vollendet und hinter dem Knick, der ſich im Rücken der Batterie befand, Stellung genommen; die vierte Compagnie war im Begriffe, ſich ihnen anzuſchließen, da — mit einem Male erhoben zwei Vierundzwanzigpfünder einer Batterie auf Alſen ihre dröhnenden Stimmen und ſpieen zwei ſauſende Bälle auf das nichts Schlimmeres als Flintenkugeln erwartende naſſauiſche Bataillon. Beide Kugeln ſchlugen dicht vor der Spitze der letzten Compagnie ein und überſchütteten ſie mit dem aufgeworfenen Sande, ohne jedoch irgend welchen Schaden zu thun und ohne eine andere Wirkung auf die tüchtige Haltung der von einer ſo koloſſalen Begrüßung überraſchten Truppe auszuüben, als daß ſie nun im Laufſchritt den noch übrigen Weg zurücklegte.

Inzwiſchen war unſre noch immer ſchwache Tirailleur-

ſchaar überall zurückgewichen und der ſiegende Feind über ſeine alte Vorpoſtenlinie ſo weit vorgedrungen, daß ſeine Kugeln wieder gegen die eiſernen Röhre der Kanonen in unſeren Batterieen klatſchten, gleichſam als wollten ſie ihre träge Ruhe verhöhnen. Aber es war die Ruhe des Löwen.

In der Batterie, vor welcher frühmorgens ſich das Gefecht entſponnen hatte, die damals mit drei Vierundzwanzigpfündern aus der Geſionbeute armirt war, befand ſich ein General, der gleichgültig dem Verlaufe des Kampfes zuſchaute, und ein Lieutenant der Artillerie, der in fieberhafter Ungeduld dem Befehl zum Feuern entgegenharrte. Die unglückliche Anordnung, daß unſre Armee-Abtheilung ſich ſtets in der Defenſive verhalten ſollte, ſchien auch heute ſeine Sehnſucht unbefriedigt laſſen zu wollen. Als aber das ſchwere Geſchütz des Feindes aufgetreten war, da war ja eine Erwiderung des Feuers eine Maßregel ganz defenſiver Natur und der brave Officier beſtürmte den General mit der Bitte, auf jene Schüſſe, die in die Nachbarſchaft der Batterie gerichtet geweſen wären, antworten zu dürfen. Zögernd und wider Willen gab der General nach, aber er gab doch nach. Und nun donnerte Schuß auf Schuß aus den Geſionkanonen gegen die feindlichen Batterieen, gegen den Brückenkopf, gegen die Brücke, gleichſam als wollte die wackere

Batterie dem Feinde den kleinen Schrecken bezahlen, den er ihr um die Morgenſtunde gemacht hatte.

Links von ihr, die noch von preußiſcher Artillerie beſetzt war, lagen die Schanzen der ſchleswig-holſteiniſchen Kanoniere. Brannte ein preußiſcher Officier ſchon nach dem Ernſte des Kampfes, der durch nichts Höheres, als durch das militairiſche Ehrgefühl angefeuert wurde, mit wie verzehrender Ungeduld mochten die einheimiſchen Krieger dem Befehl zum Beginne des Geſchützkampfes entgegenſehen, die ſich bewußt waren, ihrem ſchlimmſten Feinde gegenüberzuſtehen! Kaum waren daher die erſten Kanonenſchüſſe unſrerſeits gefallen, als die ſchleswig-holſteiniſchen Batterieen auch ſchon Theil an dem nun begonnenen gröberen Gefechte nahmen. Dieſer Menſchenſchlag giebt in der That die herrlichſten Artilleriſten ab! In Mitte der größten Erregung ſind ſie dennoch kaltblütig, ja phlegmatiſch. Die erſte Bombe ging zu kurz; ſie war auf eine jenſeits des Alsſundes belegene Schanze gemünzt. Man richtete höher und das Geſchoß ſchlug dicht vor dem fernen Ziele ein. Noch einmal wurde höher gerichtet und der dampfſprühende Ball flog ſchnurſtracks in eine der feindlichen Schießſcharten. Drüben ſtürzten entſetzte Männer, verwundete darunter, von einem demontirten Geſchütz hinter den Palliſaden hervor und zerſtreuten ſich nach allen Richtungen in's Freie; hüben erſcholl ein

kurzes Hurrah des Triumphes und dann weiter Schuß auf Schuß.

Es war nun herrlich auf den düppeler Höhen! Keine Batterie, wenn ſie nur irgend ein feindliches Ziel vor ſich hatte, ſchwieg mehr. Gewaltige Wolken qualmten empor und die Hügel zitterten, als ſollte hier der Untergang der Welt beginnen und ringsum wäre es ihr noch geſtattet, im ſonnigen, lächelnden Putz des Sommers fortzuglänzen. Etwas aber hatte das grimme Getöſe doch auch zur Ruhe gebracht — das Tirailleurgefecht. Wie auf Verabredung hatten die Reihen der Schützen ihr Geknatter eingeſtellt und die Entſcheidung des Tages den koloſſalen Mitteln anheimgegeben, die über ihre geduckten Köpfe hinweg hinüber und herüber ſauſten. Trat aber eine zufällige Pauſe in dem großen Kampfe ein, ſo ließ ſich ſofort das Knallen der Gewehre wieder hören, das freilich dem nun halb betäubten, an ſo rieſige Geräuſche gewöhnten Ohre gar zu winzig und kindiſch klang. Dennoch war die größte Anzahl der Todten und Verwundeten, die wir bis dahin zu beklagen hatten, nicht durch die rieſigen Geſchoſſe, die vierundzwanzigpfündigen Kugeln und die ſechszig- und achtzigpfündigen Bomben, ſondern durch die kleinen bleiernen Sendboten des Kleingewehrs niedergeſtreckt worden. Und das war natürlich, denn die erſteren wendeten ſich einzig und allein gegen das todte Material: Bruſtwehren, Geſchütze und der-

gleichen, da große Maſſen des „lebendigen Materials“, auf die eine Kanone abzubrennen ſich der Mühe verlohnt hätte, während des ganzen Gefechtes nur ſelten auftraten, und die verſchwenderiſche Gewohnheit der däniſchen Artillerie von 1848, auf einſame Poſten und zwei oder drei Plänkler zu kanoniren, ſparſameren Anſichten Platz gemacht hatte.

Am eifrigſten wurde jedenfalls der Kampf von der ſchon oft erwähnten Batterie geführt, in der wir vorhin einen ſo tüchtigen Commandanten kennen gelernt haben. Dieſer brave Soldat benutzte die ihm endlich gewordene Erlaubniß zum Feuern ſo trefflich, daß ſeine drei Geſchützröhre mehr Schüſſe, glaube ich, gethan haben, als alle übrigen preußiſchen Batterieen zuſammen genommen. Auf dem Terrain vor dieſem Werke ſah es auch am bunteſten und intereſſanteſten aus. Einmal kam eine dicke feindliche Tirailleurkette angerückt, einige dreißig Mann zählte ein Artilleriſt, der mit des Lieutenants Fernrohr über die Bruſtwehr lugte. Da befahl der Officier, mit Kartätſchen zu feuern. Der Schuß krachte und mit Entſetzen meldete der Beobachter, daß kaum 6 oder 8 Mann der Schützenkette auf den Beinen geblieben waren. Bald aber legte ſich ſein Erſtaunen oder machte vielmehr einem andern Platz. Denn die vermeintlichen Todten richteten ſich Einer nach dem Andern wieder auf. Es war eben nur der gewöhnliche Kunſtgriff geweſen, die Dänen hatten ſich

niedergeworfen, ſobald ſie die eiſerne Saat gegen ihre Glieder heranrauſchen hörten. Darauf erſchien eine Espignolen-Batterie von vier Stücken dieſes abenteuerlichen Geſchützes der Batterie gegenüber im Felde und eröffnete ihr Feuer. Ich will den Leſer nicht mit einer ausführlichen Beſchreibung dieſer veralteten Höllenmaſchine beläſtigen, es genüge anzugeben, daß das Geſchützrohr im Laboratorium geladen werden muß, und daß es eine Anzahl von Kugeln nacheinander zu ſchießen im Stande iſt, ähnlich wie die Leuchtkugeln aus einer Hülſe fliegen. Unſere Soldaten ſpotteten über dieſe altmodiſche Artillerie, während die Dänen in ihr etwas Wunderbares zu ſehen ſchienen.*) An jenem Tage wenigſtens that ſie keine Wunder. Kaum hatte der treffliche Artillerie-Commandant die neuen feindlichen Angriffsmittel bemerkt, als er auch ſchon einige Kugeln zwiſchen ſie ſandte. Da packte die Mannſchaft eilends zuſammen und flüchtete ſich hinter die Lehmmauer des Brückenkopfes.

*) Die „Denkwürdigkeiten zur neueſten ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte“, III. Buch, S. 408 in der Anmerkung ſagen: „Die däniſche Armee führte ſolche Espignolen überall mit ſich, obgleich ſie während der drei Kriegsjahre nicht ein einziges Mal vortheilhaft verwendet werden konnten, und ihr Transport eine zu große Menge von Fahrzeugen nöthig machte. Sobald ein Stück entladen war, mußte es, um neugeladen zu werden, ins kopenhagener Laboratorium zurückgebracht werden.“

Das raſtloſe Gedonner aus der ſo thätigen Batterie klang nun aber freilich nicht wie eine Defenſive, ſondern wie ein ſehr offenſives Bombardement, und ſo ſah ſich der tapfre Commandant bald durch eine höhere Weiſung in ſeiner vergnüglichen Thätigkeit gehemmt. Doch nur auf Augenblicke. Er ſollte nämlich nur feuern, entweder wenn die Batterie ſelbſt durch feindliche Kanonen angegriffen würde, oder wenn ihm das feindliche Schützenfeuer zu heftig zu werden ſchien. Der erſte Theil der Vorſchrift ließ ſich nicht wohl drehen und deuteln, aber nach dem letztern war ja die Entſcheidung dem Ermeſſen des Befehlshabers überlaſſen. So ſchaute denn der Officier, und ſeine Mannſchaft nicht minder, eifrigſt über die Bruſtwehr auf die feindlichen Büſche und ſobald es aus ihnen dampfte und knallte, entlud ſich aus der kampfluſtigen Batterie jedes der drei Geſchütze. Zweiundſiebenzig Pfund Eiſen auf einige Loth Blei — war das nicht eine hochherzige Vergeltung?

Eine Weile ging dies Frage- und Antwortſpiel ruhig fort, da ſprengte der vorhin erwähnte General heran und fragte ziemlich ungehalten den Commandirenden, ob er den Befehl zum bedingten, mäßigeren Feuern nicht erhalten habe.

„Zu Befehl, Excellenz,“ war die raſche, franke Antwort des Officiers, „aber ſehen Sie nur ſelbſt, wie heftig die verdammten Tirailleure uns beſchießen!“

Der General guckte nach der bezeichneten Stelle, wo es zum Glücke gerade zwei oder dreimal aufblitzte, und — „Erſtes Geſchütz, Feuer! — Zweites Geſchütz, Feuer! — Drittes Geſchütz, Feuer!“ klang die Stimme des Lieutenants, als hätte es gegolten, Breſche in das Himmelreich zu legen. Der General ſagte kein Wort, wandte ſein Pferd und ſprengte davon, wohl noch verdrießlicher, als er gekommen war.

Inzwiſchen war der Tag ſo weit vorgerückt und das Gefecht hatte ſo lange in einer und derſelben Weiſe fortgedauert, daß Niemand mehr die Hoffnung hegte, es möchten von der einen oder andern Seite noch großartigere Unternehmungen verſucht werden. So wäre es das Einfachſte geweſen, den Kampf überhaupt abzubrechen, wenn nicht ein Umſtand dem entgegengeſtanden hätte. Das von Anfang an ziel- und planloſe Gefecht hatte allmählig unabſichtlich einen Mittelpunkt gewonnen, um den ſich Alles drehte, von deſſen Verluſt oder Gewinn Sieg und Ehre des Tages oder das Gegentheil abhingen.

Ich ſprach oben von Gehöften, welche die Dänen gleich uns zum Aufſtellen ihrer Feldwachen oder Repli's benutzten. Gegen eines derſelben hatte ein braunſchweigiſcher Infanteriehauptmann auf eigene Hand zu operiren begonnen, von dem Wunſche beſeelt, durch die Zerſtörung der Gebäude dem Feinde Schutz und Bequemlichkeit zu rauben. Die in dem Gehöfte und um daſſelbe verſammelte

Macht des Feindes jedoch hatte ihm die unmittelbare Annäherung an die Strohdächer der Wohn- und Wirthschaftsgebäude nicht gestattet, und die aus der Ferne auf dieselben geschossenen Gewehrraketen wollten nicht zünden. Allmählig hatte der gedachte Officier Unterstützung in seinem Vorhaben und höheren Orts Billigung desselben gefunden, so daß er seine Annäherungsversuche erneuerte. Endlich erschien sogar braunschweigische Feldartillerie und beschoß mit den gefürchteten Shrapnells die belebten Umgebungen der Häuser und zwang dadurch die in ihnen versteckten Feinde sich hinter den Wänden von Steinen und Lehm zusammenzuziehen, die immerhin einen leidlichen Schutz darboten. Niemand bei uns hatte bald mehr einen andern Wunsch, als das so hartnäckige Häuflein Mauer- und Holzwerk in Asche und Trümmer sinken zu sehen. Als mehre Versuche, es im raschen Anlauf mit dem Bayonnett zu nehmen, an dem heftigen Feuer gescheitert waren, das der Feind aus Fenstern und improvisirten Schießscharten auf die Stürmenden sprühte, kam — ich weiß nicht, wer — auf den Gedanken, das strohgedeckte Haus aus der zunächst liegenden Batterie vermittelst glühender Kugeln in Brand zu stecken. Der Vorschlag fand Beifall. Die betreffende Batterie war jene, die später zu einer solchen Riesenhaftigkeit anwuchs. Damals aber hatte sie noch keinen Glühofen, folglich auch keine glühenden Kugeln. Nun hätte man den Eifer

der Kanoniere ſehen müſſen, wie ſie über den hügligen Abhang zum Venning-Bond nach der über tauſend Schritt entfernten Strandbatterie hinunterliefen, wie ſie in einen eiſernen Eimer die lichtrothen Bälle thaten und ſie keuchend an einer durch den Eimerring geſteckten Handſpeiche die Hügel wieder hinanſchleppten. Die athemloſeſte Erwartung empfing ſie oben, nur die Augen thaten die wichtigſte Frage des Augenblicks: ſind die Kugeln noch warm genug, um einen Brand zu erzeugen? Man hielt zur Prüfung trockene Spähne daran, — ſie flammten hell auf. Raſch wurden die Kugeln in die Kanonen geladen und ihrer fünf in das dem feurigen Verderben geweihte Haus geſendet.

Noch donnerten links und rechts unſre übrigen Geſchütze, noch kamen von Alſen herüber die Kugeln und Bomben geflogen, noch knallten hüben und drüben die Flinten der Infanterieketten, aber wer von denen, die ſich im Mittelpunkt der Verſchanzungen befanden, dem gegenüber nun auch der Mittelpunkt des Kampfes war, achtete darauf! Viele Secunden waren verfloſſen, ſeitdem die letzte Gluthkugel in das Strohdach gekracht war, nachdem ſie die Krone eines vor demſelben ſtehenden Apfelbaumes weggeriſſen hatte, und ſchon hörte man hie und da die verſtimmte Aeußerung: „Sie zünden nicht, ſie waren zu kalt!“ — ſchon begann man ſich über das Mißlingen zu tröſten und andere Mittel in Vorſchlag zu bringen,

da ſah man plötzlich einzelne feindliche Soldaten und dicht hinterdrein ganze Trupps aus dem Hauſe ſtürzen und in großer Eile nach dem Brückenkopfe zu entfliehen. Da mußte etwas Außerordentliches vorgefallen ſein. Und wirklich! ehe man ſich noch die freudige Vermuthung ausſprechen konnte, brach eine ſchlanke, helle Flammenſäule aus dem Dache hervor, Rauchwirbel folgten auf zwei, drei, ſechs Stellen, Flammenzungen folgten ihnen und faſt in einem Nu war das ſo lange beſtürmte Gebäude von einem lodernden Kranze überwallt. Da war des Jubels kein Ende. Auf die Bruſtwehren der Schanzen, der Laufgräben die ganze Linie hinunter ſprangen die Kanoniere, die Infanteriſten; Officiere und Gemeine ſchwangen triumphirend ihre Mützen und Tſchako's und ein weithinhallender Jubelruf, der immer wieder von Neuem ſich erhob, drang mit den Flammen und Rauchwirbeln gen Himmel und verkündete zugleich mit dem Lichtſchein des ſeinem Verhängniß erliegenden Gebäudes dem ſchweigenden Feinde unſere Genugthuung.

Der, ergrimmt und wie in ohnmächtiger Anſtrengung, unſre Freude uns zu verbittern, ſandte noch einmal aus allen ſeinen Batterieen eine Saat von Bomben und Kugeln herüber und verſtummte dann.

Wohl hielten wir ſein Streben für ohnmächtig, wohl ſpotteten wir ſeiner hinter und neben uns niederſchlagenden Geſchoſſe, — bald aber ſollten wir erfahren, daß es ihm doch gelungen war, unſern Siegesjubel zu dämpfen.

Wir fragten uns: „Wo war denn während des letzten Kampfes unſer Freund, der Obſervateur?“

Eine Ordonnanz ging von Batterie zu Batterie, um den Befehl zum gänzlichen Einſtellen des Feuers zu überbringen, den der Höchſtkommandirende nunmehr nach Erreichung des hauptſächlichſten Zieles geben zu müſſen glaubte. Als ſie ſich der Batterie näherte, vor der am Morgen der Kampf entbraunt war, ſtieß ſie auf eine Leiche, die, das Geſicht zur Erde gekehrt, lang ausgeſtreckt, etwa hundert Schritt hinterwärts des Werkes lag. Die blaue Jacke mit den ſilbernen Knöpfen, das hellgraue Beinkleid ließen keinen Zweifel. Ihn, den die Kugeln im heftigſten Feuer verſchont hatten, zerſchmetterte ein Stück einer in ſeiner Nähe ſpringenden Bombe, der einzigen vielleicht, die ſo weit nach hinten drang. Das Eiſen hatte ihn von rückwärts erfaßt und er war gräßlich verſtümmelt. Sein treuſter Begleiter, ſein Fernrohr, hatte ſein Schickſal getheilt; wir fanden nur Stücke vom Rohre und Splitter der Gläſer, die manch' Einer wohl heut noch als ein Andenken aufbewahrt.

So waren die aufſteigenden Flammen, die wir ſo freudig begrüßt hatten, die Todtenfackeln des Mannes geweſen, den wir Alle liebten, und der im Angeſichte ſeiner Heimat, in der Vorahnung ihrer Befreiung, die aber leider nie zur Wahrheit geworden iſt, gefallen war.

III.

Der 6. Juli.

Wochen waren ins Land gegangen ſeit dem letzten Kampfe, ohne irgend ein erhebliches Ereigniß zu bringen. Unſre Verwundeten begannen zu geneſen und unſre Todten moderten auf dem Kirchhofe zu Atzbüll. Die drei Salven, die wie eine ehrende Nachrede über ihre Gruft dahin gerollt waren, ſchienen die letzten kriegeriſchen Klänge geweſen zu ſein, die dieſes Land und dieſes Meer vernehmen ſollten.

Wenn den Todten noch die Dinge des Lebens am Herzen liegen, ſo war ihr Begräbnißplatz gut gewählt. Wenn ſie etwa Nachts aus der Tiefe emporſtiegen und ſich auf ihren Grabhügeln niederließen, konnten ſie im Mondenſcheine weit und breit das ſchöne Land überblicken, für das ſie geſtorben waren, und die freundliche Nacht verbarg ihnen dann wohl die Zeichen der Knechtſchaft, die es dennoch trug und noch heute trägt.

Uns, die wir im Leben und im Tagesſcheine wandelten,

ward es nicht so gut. Wir sahen und hörten genug, was uns das Herz schwer bedrückte und unsre Stirn in tiefe Falten zog. Hoch oben in Jütland zog General Prittwitz mit seinem ungeheuren Heere bedächtig Schritt für Schritt hinter dem winzigen Feinde her, es klüglich immer so einrichtend, daß er auf dem angestrebten Punkte anlangte, wenn der müdeste Nachzügler des Feindes sich längst gerettet hatte. Wäre in jenem Heere nicht die kleine, wackere schleswig-holsteinische Armee wie ein brausendes, nicht zu beschwichtigendes Ferment gewesen, man hätte geglaubt, Manoeuvrebewegungen auf einem Uebungsplatze zu sehen.

Die Schleswig-Holsteiner waren es, die gegen den ausdrücklichen Befehl des Reichsgenerals, der aber nur den Anweisungen des preußischen oder vielmehr russischen Cabinets folgte, die dänische Uebermacht bei Kolding in einem glorreichen Gefechte schlugen und die brennende Stadt mit Sturm nahmen, die Schleswig-Holsteiner waren es, die den Feind zum zweiten Male bei Gudsoe angriffen und besiegten, die Schleswig-Holsteiner endlich, die vor Friedericia, das Bollwerk Jütlands, rückten und es in allem Ernste und Eifer belagerten.

Einer unsrer Officiere, der einem Freunde im Generalstabe des Oberbefehlshabers sein Befremden über eine solche Kriegführung ausgedrückt hatte, erhielt die verhängnißvolle Erklärung: „Wir können nicht anders, da uns

die politiſchen Verhältniſſe nun einmal mehr auf die Seite der Dänen, als auf die ihrer Gegner ſtellen!“ So führten wir alſo gedoppelte Waffen; die ſtumpfe, unſchädliche Spitze war dem Feinde zugekehrt und mit der ſcharfen Schneide bedrohten wir Herz und Mark des Bruderſtammes, den zu ſchützen wir vorgaben gekommen zu ſein, und für deſſen Rechte geſtorben zu ſein unſre Todten noch heut zu Tage meinen. Dazu ſchlich bald ein häßliches Gerücht durch die Truppen und füllte die vom Verdachte weit aufgethanen Ohren mit der Kunde von einem unehrenhaften Waffenſtillſtande, Abzuge und Preisgeben der bisher wenigſtens dem Scheine nach verfochtenen Sache. Alle glaubten es; hatte doch ſchon einmal der Waffenſtillſtand von Malmö einen unvertilgbaren Flecken auf den Wappenſchild deutſcher Ehre geworfen! Die Leichtſinnigen ſpotteten und witzelten, die Feigen freuten ſich der Rückkehr an den heimiſchen Heerd, aber die Guten und Tapfern gingen herum beſchämt, traurig und darüber brütend, was zu thun ſei, wenn nun die Herzogthümer, von Deutſchland verrathen, auf ihre eigene Kraft angewieſen, daſtünden. Es war eine unheimliche, ſchwere Zeit. Aber dennoch gab es einen Troſt. Die ungeſtörte Muße, der wir leider verfallen waren, hatte es uns möglich gemacht, mit den Einwohnern des Landes bekannter und vertrauter zu werden. Im Schooße jener Familien, die zerſtreut durch das Land gleichſam als die

Vorpoſten auf der Nordlandswarte deutſcher Nation wohnen, ging auch nach den trübſten Ahnungen uns immer wieder Frohſinn und Zuverſicht auf. Wir thaten einen Blick in die große Verſchwörung, die wie ein Netz ſich über Nordſchleswig ausbreitet, das über kurz oder lang die Reſte des Dänenthums erſticken wird. Weder Verrath noch Waffengewalt kann dieſes Netz zerreißen, denn ſeine Fäden ſind geiſtiger, unverſehrbarer Art. Die Geſchichte zeigt uns hier ein wunderbar-tröſtliches Bild. Die gehöhnte, die gekränkte, die beraubte Germania macht ſich auf von den Ufern der Elbe und Eider und ſchreitet nordwärts, unbewaffnet in ein fremdes, in ein feindliches Land. Nur Luthers deutſche Bibel und den deutſchen Schiller trägt ſie in den Händen und vor dieſen zwei Sonnen ſchwindet der Nebel däniſchen Sprachenthums und däniſcher Unbildung, und trotz des Danewerks ſchwindet er immer weiter bis über die Koldingau, bis tief in Jütland hinein. Und auch in Jütland wird es heller. Hier und da ſiedelt ſich deutſches Weſen, deutſche Bildung und Sprache an, und ehe Jahrhunderte vergehen, werden dieſe einzelnen, kleinen, lichten Punkte ſich erweitert haben und über die ganze cimbriſche Halbinſel zuſammengefloſſen ſein, und ſiehe da! Deutſchland hat eine Eroberung gemacht, eine Eroberung, die ihm Niemand entreißen kann, weil ſie eine friedliche, naturgemäße, gottbeſtimmte iſt.

Wer ſich von dem guten Rechte Schleswig-Holſteins in ſeiner Erhebung gegen die däniſche Herrſchaft überzeugen wollte, der mußte nicht in die alten, verſtäubten und vergilbten Pergamente blicken, ſo günſtig ſie auch lauten, der mußte auf das friſche Leben des Volkes der Gegenwart ſchauen. Dann gewahrte er die Hauptberechtigung in der Thatſache, daß Alles in jenen ſtreitigen Bezirken, was gebildet, wohlhabend und ſittlich war, deutſch war und ſein wollte, und nur der Unwiſſende, der Verkommene und der Schlechte zur däniſchen Fahne ſtand. Sollten wir aber da noch im Zweifel ſein, welcher von beiden Parteien die Zukunft und der Sieg gehören wird?

Doch kehren wir zu dem Kriegsſchauplatze auf den Höhen von Düppel zurück! Ehe ich den Vorhang über dieſen Akt des Schauſpiels fallen laſſe, habe ich dem theilnehmenden Leſer noch eine Scene vorzuführen, die erſchütterndſte von allen.

Wie vorhin angedeutet, dachte ſeit Wochen Niemand mehr an ernſte Vorgänge auf dem Kriegsſchauplatze, ja wir waren darauf gefaßt, täglich die Botſchaft von einem Waffenſtillſtande eintreffen zu ſehen. So war es denn leicht, für den Einzelnen Urlaub zu größeren Ausflügen in die Nachbarſchaft zu erhalten. Von einem ſolchen eines Abends ſpät zurückkehrend, fand ich in unſern Quartieren eine ungewöhnliche Erregung. Noch wachte Alles und beſprach ſich über die Vorgänge des Tages

und tauſchte die Muthmaßungen über das, was der folgende bringen möchte, aus. Die Sache war die: Unſre Vorpoſten hatten gemeldet, daß auf der feindlichen Seite eine auffallende Leere und Stille eingetreten ſei. Die Vorpoſten ſeien freilich auf ihren gewöhnlichen Stellen, aber der ſonſt lebhafte Verkehr zwiſchen der Stadt und dem Brückenkopfe und ihnen fehle ganz, größere Truppenabtheilungen ſeien nirgends bemerkt worden und der Hafen und die Rhede von Sonderburg ſeien von ſämmtlichen Kriegsfahrzeugen geräumt. Am Nachmittage und gegen Abend des Tages zuvor aber hatte drüben ein ungewöhnlich lautes Treiben ſtattgefunden; ein Jubel und eine Ausgelaſſenheit hatte geherrſcht, als ob man ein Feſt feire, und das göttliche Nationallied vom „tapfern Landſoldaten“ hatte nie ſo vollſtimmig und herausfordernd herübergeklungen als eben damals.

Zuerſt hatte man geglaubt, die gedachten Erſcheinungen bei dem Feinde ſeien durch die Kunde von dem wirklichen Abſchluſſe eines demſelben günſtigen Waffenſtillſtandes hervorgerufen worden. Längſt mit dem Gedanken an die Möglichkeit eines ſolchen Unheils vertraut, konnte die vermeintliche Gewißheit von demſelben bei den Unſrigen eben keine große Aufregung bewirken; innerlich blutete freilich das Herz eines jeden braven Mannes. Dieſe Anſicht hatte aber eine bedeutende Umwandlung erlitten, als im Laufe des letzten Vormittags der General

unſrer Diviſion, von einem ungewöhnlich großen Stabe umgeben, auf den Höhen eingetroffen war und lange Zeit hindurch die feindlichen Stellungen gemuſtert hatte. Seine von einem Naheſtehenden erhaſchte Aeußerung, ihm ſei von dem Abſchluſſe eines Waffenſtillſtandes Nichts bekannt und ein ſolcher ſcheine ihm überhaupt noch nicht glaublich, ging wie ein Lauffeuer durch die in den Schanzen und deren Nachbarſchaft lagernden Truppen. Bald nach dem Wegritte des Generals und ſeines Gefolges verbreitete ſich aus den höheren Kreiſen in immer niedrigere die von dem Befehlshaber angeblich über die auffallenden Verhältniſſe bei dem Feinde ausgeſprochene Anſicht. Dieſe lautete dahin, er ſei der Meinung, die Dänen beabſichtigten wahrſcheinlich einen Handſtreich oder, militairiſch geſprochen, eine Diverſion an irgend einer vernachläſſigten Küſtenſtelle der Oſtſee, wozu ſie alle irgend verwendbaren Mannſchaften zuſammengezogen hätten. Als möglicherweiſe bedrohter Punkt wurde Apenrade angegeben, eine Stadt, die zwiſchen der Hauptarmee in Jütland und unſerer Diviſion mitten inne gelegen war. Falls ſie vom Feinde ſtark beſetzt wurde, war zunächſt die Verbindung zwiſchen beiden Heeren unterbrochen und dem einen oder dem andern konnten allerdings erhebliche Verlegenheiten bereitet werden. Noch legte das Gerücht dem General die Aeußerung in den Mund: „Vielleicht iſt jetzt ein günſtiger Moment, Alſen zu nehmen.“

Dieſer Ausſpruch, gerade derjenige, der wohl am Meiſten bezweifelt zu werden verdiente, dem eine Folge gewiß am Erſten gefehlt haben würde, hatte auf die Truppen gerade am Meiſten gewirkt. Er war unter ſie gefallen wie ein Funke in ein Pulverfaß.

So fand ich ſie an jenem Abende ganz Feuer und Flamme. Alle träumten und ſprachen von der Wonne des Retter- und Befreierbewußtſeins, in dem ſie morgen auf Alſen zu ſchwelgen gedachten, und ſo zeigte ſich recht, mit welcher Innigkeit die Mehrzahl der hier verſammelten Truppen an der Sache hing, für die ſie zu fechten gekommen waren, wie ſehr der Gedanke, dem gehaßten Feinde einen Streich verſetzen zu können, ihre kriegeriſche Freudigkeit erregte, und wie himmelſchreiendes Unrecht es war, ſo viel Begeiſterung, ſo viel patriotiſchen Eifer unbenutzt verdampfen zu laſſen.

Es ward Mitternacht, ehe die lebhaft Plaudernden verſtummten und der Traum Freiheit erhielt, den Kreis der wachen Bilder zu vervollſtändigen und auszumalen. Der Schlaf dauerte nicht lange. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, da ſprang Alles ſchon wieder vom Lager auf, denn horch! draußen Trompetenklänge! Wahrhaftig! Das Allarmſignal der preußiſchen Artillerie!

Ein Soldat im Felde, dem Feinde ſo nahe, hat bald Toilette gemacht. Es braucht bei ihm keiner Ueberwindung, aus den weichen, verführeriſchen Federn zu

kommen, denn er ruht in keinen, ſondern auf dem harten, raſchelnden, unſchmiegſamen Stroh; er bedarf keiner Zeit, in die Kleider zu fahren, denn er legt ſie ja Tag und Nacht nicht ab. So ſtand die gerufene Truppenabtheilung wenige Sekunden, nachdem ſie den erſten Ton vernommen hatte, auf dem Sammelplatze, wo bald Officiere und Mannſchaften in freudiger Rührigkeit und lebhaftem Geſpräche Gruppen bildeten. Eingetroffene Ordonnanzen vom Hauptquartier des Diviſions-Generals, vollſtändige Beſetzung der Schanzen, Bombardement der feindlichen Werke, Sturm auf Alſen — das waren die Schlagworte in der Beſprechung, die überall das höchſte Entzücken hervorriefen.

Durch den noch kühlen, thaufeuchten Morgen rückten die Artilleriſten die Höhen hinauf, durch ihr Erſcheinen auch dort Spannung und Freude verbreitend. Die Mannſchaften für die einzelnen Batterieen wurden abgetheilt und eilten an ihren Beſtimmungsort. Hier, in den Batterieen, begann nun ein eifriges, emſiges Treiben. Zunächſt wurden die Bedienungen für die einzelnen Geſchütze abgetheilt und unter dieſe wieder die einzelnen Nummern vergeben. Der hatte die Munition herbeizuholen, der zu laden, der zu richten, der abzufeuern. Dann wurden die Geſchütze completirt, d. h. alle kleineren Gegenſtände, die zum Laden und Abfeuern dienen, und die der Witterung wegen und damit ſie nicht abhanden

kommen, in verſchloſſenen Räumen aufbewahrt zu werden pflegen, herbeigetragen und zurechtgelegt, die Pulver- und Bombenkammern wurden geöffnet, die Munition unterſucht und ſortirt, Lunten und Schlagröhren in Bereitſchaft gehalten.

Nach alſo vollſtändig erfüllter Pflicht ging es denn an ein Beobachten der Dinge vor und hinter uns. Vor uns war Alles, wie erwünſcht, in der geſtrigen Stille und Leere. In rührender Ahnungsloſigkeit ſchlummerte noch, von den erſten Morgenſtrahlen berührt, das Städtlein zu unſern Füßen, das nach wenigen Stunden vielleicht ſchon in tauſend Flammen gen Himmel lodern ſollte. In den feindlichen Redouten des jenſeitigen Ufers regte ſich Nichts, nicht einmal die gewöhnlichen Schildwachen waren ſichtbar; nur die dunkeln Röhre der wenigen Geſchütze, die der Feind in ſeinen ſchartenreichen Werken hatte, zeigten ſich wie ſonſt, während wie ſonſt die Morgenſonne hell und ungehindert durch die vielen leeren Luken hindurch ſchien.

Hinter uns wünſchten wir etwas Anderes als Leere und Einſamkeit zu finden. Da ſehnten wir uns, die Infanterie-Bataillone ſich heranwälzen zu ſehen, ohne die ja ein ernſter Kampf und vollens der Sturm nicht zu unternehmen war. Aber auch hinter uns Alles ſtill und öde. „Es iſt noch zu früh,“ tröſteten wir uns, „man will den Feind erſt ganz ſicher machen, daß er Nichts

zu fürchten habe, um ihn, den Unvorbereiteten, deſto ſchneller zu überwinden!“ Ach, man hat tauſend Mittel, die Möglichkeit deſſen ſich vorzulügen, was man hofft, und tauſend andere, die ſchon entſchiedene Täuſchung ſich ſelbſt noch eine Zeit lang zu verhüllen.

Es vergingen Stunden, ohne daß ſich in der Lage der Dinge das Geringſte geändert hätte. Unſere Lunten verkohlten vergeblich; wir löſchten ſie bis auf eine in jeder Batterie wieder aus — mit jeder Lunte erſtickte eine unſerer Hoffnungen.

Schon konnte man nicht mehr von Morgen, ſchon mußte man von Vormittag ſprechen, da entdeckten unſere Augen, die des Spähens noch immer nicht müde waren, eine Staubwolke, die ſich von der Gegend von Rübel, in welchem Dorfe das Hauptquartier war, heranbewegte.

Endlich, endlich!

Wir ſahen bald die Voreiligkeit unſerer Freude ein.

Jene Wolke ward nicht durch die Spitze einer marſchirenden Infanterieabtheilung, wie wir gemeint hatten, ſondern durch eine kleine Reiterſchaar erregt, die ſich raſch näherte. Bald erkannten wir den General, den Herzog von Naſſau und andere höhere Befehlshaber mit ihren Adjutanten nnd Ordonnanzen.

Wollten dieſe Herren den Brückenkopf allein ſtürmen oder hatte kriegeriſches Feuer ſie nur den Truppen ſoweit vorangetrieben?

Sie langten bei dem Kernwerke an, ſie ſtiegen von den Pferden, ſie gingen langſam von einem Ende unſerer Vorpoſtenlinie bis zum andern, ſtatt der Kanonen die Fernröhre auf den Feind richtend.

Geſpannt und noch nicht ganz aller Hoffnung bar verfolgten wir jede ihrer Bewegungen, wiewohl es uns thöricht ſchien, falls noch Etwas unternommen werden ſollte, die Aufmerkſamkeit des Feindes durch eine ſolche General-Recognoscirung zu erregen.

Die Herren hatten ihren Umzug vollendet. Sie ſchoben die Fernröhre zuſammen und in die Futterale, kehrten zu ihren im Kernwerke gebliebenen Pferden zurück, ertheilten einige kurze Befehle an die harrenden Unterbefehlshaber, ſchwangen ſich auf und ritten davon. Wir ſahen ihnen nach und mit welchen Gefühlen! Dann legten wir die nun unnützen Geräthſchaften wieder an ihren Ort und marſchirten dann im tiefſten Schweigen in unſere dörflichen Quartiere hinab.

So verbrachten wir auf den Höhen von Düppel den Morgen und den Vormittag des 6. Juli 1849, während zu derſelben Stunde die ſchleswig-holſteiniſche Armee blutend und zerbrochen von den Wällen Friedericia's zurückwich, dem dreifach überlegenen Feinde das ehrenvoll beſtrittene Schlachtfeld, tauſend ihrer beſten Streiter todt oder ſchwerverwundet und faſt alle ihre Geſchütze vernagelt überlaſſend. Und durch die zerriſſenen Reihen des Rückmarſches, die ſchlotternden Herzen und Häupter

muthig wieder erhebend, ging seltsam das tröstende Wort:

„Kinder, guten Muth's! Alsen ist erobert!“

Sollte man nicht meinen, den Unglücklichen verfolgten die Götter mit ihrem Spotte?

Wenige Tage noch und es ward wirklich Waffenstillstand, ganz wie wir ihn gefürchtet hatten. Die Geschichte der folgenden Tage, der fröhlichen wie der traurigen, erzähle ich Euch ein anderes Mal. Für heute sei es mir genug, Euch Alle, die Ihr einst unsre Bundesgenossen wart, sei's mit dem Schwerte in der Hand, sei's mit dem Scherflein der Liebe, an die vergangene, vergessene Zeit und an den dritten verlorenen Posten unserer Nation, für den Augenblick verloren wie Riga und Straßburg, erinnert zu haben. Von den Blättern aber, die Ihr durchlesen habt, mögt Ihr Nichts behalten als die Bitte, die in ihnen lebt und klingt, die Bitte für jetzt und für eine Zukunft, die — wer weiß wie bald! — zur Gegenwart wird, in der das alte Europa zu einer neuen Gestaltung zusammen gerüttelt wird, in der das Feindselige sich meidet und abstößt und das Verwandte sich zu finden und zu verbinden trachtet, die Bitte:

Seid Schleswig-Holsteins eingedenk!

Die Kirche zu Broacker.

Eine Sage aus Sundewitt.

Drei Dinge beſonders waren es, durch die es mir und vielen meiner Kameraden ſo ſchnell wohl und heimiſch in den deutſchen Familien Sundewitts wurde, die aufzuſuchen uns unſere thatenloſe Anweſenheit auf den düppeler Höhen geſtattete: eine Gaſtfreundſchaft, wie ſie namentlich im mittleren Deutſchland mit ſeinen beſchränkten, ärmlichen Verhältniſſen ſchon längſt zur verklungenen Mythe geworden iſt; eine auf deutſcher Grundlage ruhende Bildung, die wir an dieſem, von Dänemark als ſein natürliches Eigenthum angeſprochenen Orte am wenigſten erwartet hatten, und vor Allem ein lebendiges Vaterlandsgefühl.

Wie oft wirbelte der Staub der Landſtraße unter den Hufen des Roſſes empor, das mich in ſeinem raſcheſten Trabe der Einförmigkeit des Lagerlebens entzog und meinen neuen Freunden entgegenführte! Es war freilich ein ſchlechter Gaul, und wenn er je der Ehre theilhaftig geworden war, einen jugendlichen Reiter zu tragen, ſo waren ſolche Erinnerungen durch den Wuſt ſpäterer gemeiner Thätigkeit gewiß tief begraben, denn es war

eben das Pferd irgend eines ehrſamen Bauern des Dorfes, in dem wir unſer Quartier aufgeſchlagen hatten. Aber was ſchadete das? Von dem elendeſten Klepper ſiehſt du noch einmal ſo frei und ſtolz auf die Welt hinab, die dich mit ihren Eindrücken bewältigt, als wenn du, ein unbedeutender Fußgänger, in ihrer Mitte wandelſt, und von dem winzigſten Trabe fühlſt du dein Blut höher wallen, dein Herz raſcher pochen, als von dem geflügeltſten Laufe deiner eigenen Schritte.

Und wie fröhlich und leicht pochte ſtets mein Herz, mein dem Einerlei und dem Geräuſch des Lagers entnommenes Herz, wenn ich erſt den Kriegsſchauplatz hinter mir hatte und wieder die ungeſtörte, unverdorbene Schöpfung der Natur mich umgab! Ich lenkte mein Pferd zu den Ufern des Meeres hinab und ließ ſeine Hufe von den leiſ' auf dem Sande verrinnenden Wellen beſpülen. Das Knirſchen des feuchten Uferſandes, das ewige Murmeln der ewigen Wogen, die kühlende Briſe, die von Oſten kam, das waren freilich Dinge, gemacht, auch das ödeſte Herz nach langer, kranker Haft zu erfriſchen.

Bergan ging der Weg und ſtatt der flachen, winzigen Wellen der See nahmen mich die großgeſchwungenen Wogen des Hügellandes auf. Ich befand mich nun ſchon abſeits der Heerſtraßen und Kolonnenwege, und Häuſer und Gegend zeigten Nichts als die ſaubern Reize gedeihlicher Ländlichkeit, frei von der maleriſchen Verwirrung

und dem gruppenreichen Durcheinander, das diejenigen Dörfer darboten, deren urſprüngliche Bewohnerſchaft faſt unſichtbar war vor der Fluth der augenblicklichen militairiſchen Beſitzer.

Die wenigen Stunden Weges waren bald zurückgelegt. Ich ritt durch das Dorf, deſſen kleine Häuſer Behaglichkeit und Wohlſtand verriethen. Zumeiſt erfreuten mich die Fenſter, dieſe Augen des Hauſes, die in ſpiegelnder Blänke die Strahlen der Mittagsſonne blendend zurückwarfen. Die Gluth dieſer hielt alles Leben im Innern der Wohnungen zurück. Die Straßen des Dorfes waren ſo ausgeſtorben, daß ich unwillig die kleine Münze wieder einſtecken mußte, mit der ich irgend ein freundliches Kind zu beglücken dachte, wenn es mich, was freilich unnöthig war, nach dem Förſterhauſe gewieſen haben würde. Kaum ſah ich hie und da ein verſchlafenes Mütterlein-Geſicht hinter den blanken Scheiben ſich aufrichten, die flüchtige Neugier nach dem fremden Reiter flüchtig befriedigen und ſich wieder zum vorigen Träumen niederſenken. Nur die immer wache Polizei der Dörfer, die großen und kleinen Hunde aller Art, die ſich blinzelnd auf den Schwellen der Hausthüren ſonnten, nahmen leidenſchaftlichere Notiz von meinem Pferde und mir und fuhren mit einem ſolchen Gekläff und Geknurr auf uns los, als wollten ſie uns in der That nach unſern Päſſen fragen.

Den Weg zum Förſterhauſe mußte ich alſo ohne

Führer finden. Ein von der Hauptſtraße zur Rechten abbiegender Nebenweg zeigte mir das ſchmucke, weiße Haus, das, abweichend von der üblichen Bauart der ländlichen Wohnungen dieſer Gegend und faſt den Styl einer Villa tragend, als ich es zum erſten Male ſah, einen um ſo angenehmeren Eindruck auf mich machte, als ich ſeit langer Zeit meinen Geſchmack, abgeſehen von den dörflichen Gebäuden, nur an der luftigen, mannichfaltigen Architektur unſerer ſtrohernen Bivouac-Hütten hatte bilden können.

Die grünen, lebendigen Umgebungen des Hauſes vereinigten ſich mit ihm zu einem zierlichen, idylliſchen Bilde. Alte, breitblättrige Kaſtanien und rieſige, weichgerundete Buchenwipfel überſchatteten es von oben, vollblühende Roſenhecken umkränzten ſeinen Fuß und ſendeten von der Ueberfülle ihres Duftes dem Nahenden köſtliche Wogen wie begrüßend entgegen.

Die Familie des Förſters gehörte zu den älteſten und liebſten meiner Bekannten in Sundewitt. Das war eine ächte, eine ausdauernde Patriotenfamilie! Der Vater hatte als Mitglied eines Freicorps im Jahre 1848 einen Arm auf dem Schlachtfelde gelaſſen, die Mutter um ihrer deutſchen Geſinnung willen mit ihren nächſten Blutsverwandten, die in das feindliche Lager hinübergegangen waren, gebrochen; der Sohn, ein achtzehnjähriger Jüngling, ſtand in einem Jägercorps vor Friedericia gegen

den Feind und die Tochter pflegte die Gräber der gefallenen deutschen Krieger auf dem benachbarten Kirchhofe und selbst die Blumen ihrer Gartenbeete mußten die geliebten Farben: blau, weiß, roth zeigen.

Im Umgange mit dieser Familie wurde mir Vieles klar, wovon ich früher nur eine sehr lückenhafte Kenntniß gehabt hatte. Die Geschichte, die Rechte, die Bedürfnisse, der Charakter des Volkes der deutschen Herzogthümer gaben den Hauptstoff für unsere Unterhaltungen ab. Die Tochter namentlich hing mit schwärmerischer Liebe an Allem, was ihrem Volke, ihrer Heimat eigen war. Selbst das rauhere Klima Nordschleswigs, über das ich mich im Scherze oft beklagt hatte, wenn eine Mitternacht auf den umwindeten Höhen von Düppel zu durchwachen gewesen war, erschien in ihren Augen als ein Vorzug und sie wußte in der That diesen Vorzug zu begründen. Oft suchte ich durch einen Widerspruch den Eifer des patriotischen Mädchens zu erhöhen und freute mich an der Wahrnehmung, daß auch in dem Herzen des Weibes das Vaterlandsgefühl seine berechtigte Stelle haben müsse, weil es ihm so schön steht.

Eines Abends glaubte ich, einen ernstlichen Mangel im Wesen der Bewohner der norddeutschen Herzogthümer zur Sprache bringen zu können. Ich sprach dem Volke den poetischen Sinn ab.

„Nie," sagte ich, „habe ich den Bauern auf dem

Felde ſingen hören, nie iſt mir des Abends aus den Hütten ein Volkslied entgegengeklungen, von keinem todten Geſtein des Landes tönt eine lebendige Sage. Da ſollten Sie zu uns kommen in unſer Thüringen, in unſer Schwaben, nach Tyrol, nach Oeſterreich — überall ſingt und klingt es im Volke! Hinter dem Pfluge ſchreitet der ſingende Bauer und ſingende Mädchen laſſen das Spinnrad kreiſen. Kein Gemäuer zu winzig, dem nicht eine Sage Ruhm und Bedeutung gäbe! Aber hier —? Das alte Wort hat leider Recht: Holsatia non cantat — Schleswig-Holſtein ſingt nicht!“

Man konnte mir nicht Unrecht geben; meine Behauptung enthielt Wahrheit. Aber die Tochter des Förſters war gleich bereit, den gerügten Mangel zu erklären und die Vertheidigung ihrer Landsleute zu übernehmen.

„Wie können Sie uns nur,“ ſagte ſie, „mit den Leuten im Herzen von Deutſchland vergleichen, die unbeirrt und unangetaſtet von außen der ruhigen Entfaltung ihres Weſens ſich hingeben können. Wenn Ihre Regierungen auch nicht gerade die beſten ſind, es ſind doch wenigſtens keine Fremdherrſchaften. Ein Volk, das unter einer ſolchen lebt, das muß ſein Eigenſtes, Innerſtes in ſich verſchließen, ſtatt im Geſang es laut werden zu laſſen, denn der Feind belauſcht und beſtraft jede volksthümliche Aeußerung; ein ſolches Volk wird, wenn der fremde Druck Jahrhunderte währt, zuletzt mißtrauiſch, ſchüchtern und ſchweigſam. Und

noch ein anderer Druck, als der der Fremdherrſchaft, laſtet noch heut zu Tage auf den Schultern unſeres Volkes. Wie der Laſtträger, der Tage hindurch ſeine ſchwere Bürde geſchleppt hat, noch lange, nachdem er ſie abgelegt hat, ihren ſchmerzhaften Druck fühlt, ſo daß er ſich, glaub' ich, leicht einbilden kann, er trüge ſie noch auf den Schultern, ſo geht es unſerm heutigen Volke. Vergeſſen Sie nicht, daß es kaum ein halbes Jahrhundert her iſt, daß die Schultern dieſes Landvolkes die Laſt der Leibeigenſchaft von ſich gelegt haben! Laſſen Sie die letzten Erinnerungen an dieſe und die Dänenherrſchaft erſt vertilgt ſein, ſo wird, hoffe ich, der nur verſchüttete Schatz der Volkspoeſie auch wieder an das Tageslicht kommen. Es iſt damit wie mit andern Schätzen. Das Gold, das in der Erde ſchläft, ohne daß ein Menſch ſein Daſein ahnt, iſt darum doch vorhanden und der Enkel und Urenkel kann ſich ſeiner freuen, auch wenn Großvater und Altvorderer Nichts von ihm gewußt haben. Mögen Jahrhunderte hingehen, ohne daß ein Volkslied, eine Sage laut wird, der ſpäte Enkel wird ſie ſingen und ſagen, ohne ſie von ſeinen Vorfahren vernommen zu haben!"

Das Mädchen ſchwieg, erröthend, daß es eine ſeiner Herzensmeinungen ſo offen fremdem Urtheil Preis gegeben habe. Auch ich ſchwieg, da ich nicht wußte, was ich erwidern ſollte. Da miſchte ſich der alte Förſter in's Geſpräch.

„Ich muß meiner Tochter zu Hülfe kommen, ſehe ich. Sie haben Unrecht, lieber Herr, wenn Sie uns ſo ganz den poetiſchen Sinn beſtreiten und meinen, wir hätten ſo gar Nichts, das mit den Sagen Ihres Harzes, Thüringens, des Rheinlandes u. ſ. w. wetteifern könnte. Ich brauche Sie nicht weit von hier zu führen, um zu einem Gebäude zu kommen, an das ſich die lieblichſte Sage knüpft. Sie kennen die Kirche von Broacker, nicht wahr? Es iſt die einzige hier zu Lande, die mit hohen, ſtattlichen Thürmen geſchmückt iſt. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, will ich Ihnen, zugleich um Ihnen einen Irrthum zu benehmen, die Geſchichte erzählen, die uns von der Erbauung dieſer Kirche durch Volksmund überliefert iſt.“

Natürlich willigte ich mit Freuden ein und der alte Förſter begann ſofort. Was er mir erzählte, will ich hier wiedergeben, nur kann ich nicht verbürgen, daß ich gerade die eigenſten Worte des Erzählers überliefere. Durch die lange Aufbewahrung des Gebildes in meinem Innern mag es Manches von mir angenommen haben.

Die Sage von der Kirche zu Broacker.

Es war in der grauen Heidenzeit. Die öſtliche Gnadenſonne begann eben erſt einige Strahlen durch das wildbewaldete Land zu werfen, die wie die Strahlen der irdiſchen Sonne den Lichtungen folgten, die von der Hand

der Kultur in die Wildniß gehauen waren. In einer dieſer Lichtungen ſtand eine freundliche Burg und ſchaute mild-leuchtend über die Baumeswipfel zu den grünen Eilanden in der nahen blauen Fluth hinüber. Ein junger Ritter hatte ſie erbauen laſſen, den der Tod ſeines Vaters in die Heimat und in ein rohes, finſteres Gebäu von Vaterhaus gerufen hatte. Er war in dem geſitteteren Deutſchland erzogen worden und dort mit überzeugtem Herzen Chriſt geworden. Daher gefiel es ihm in dem rauhen Heidenlande nicht ſonderlich, und weil er die Andern nicht ändern konnte, ſo fing er bei dem an, deſſen er mächtig war. So erhob ſich an Stelle des ungefügen Sitzes von unbehauenen Baumſtämmen die freundliche Burg nach der Weiſe des Rhein- und Donaulandes und die rieſigen, finſteren Wälder verſchwanden, um lichten, ſchwanken Halmen Platz zu machen. Daher kam's, daß Herr Björn, ſo hieß der junge Ritter, wenn er dem Vergnügen der Jagd, wie es Brauch war, nachgehen wollte, ſich ziemlich weit von ſeiner Burg entfernen und den Grenzen eines wilden, heidniſchen Nachbarn nähern mußte. Dabei ereignete es ſich einſtmals, daß er, im Gebüſch ſpürend, ein fernes Stampfen, Krachen und Schnaufen und Etwas wie einen Hülferuf vernahm. Raſch ſtürzte er nach der Gegend des Getöſes und Rufes hin und kam gerade zur rechten Zeit, um einem gewaltigen Bären den Spieß in den Leib zu rennen, der eine wehrloſe, blutende Jungfrau

hart bedrängte. Das Unthier ſtürzte zuſammen und Herr Björn hatte Zeit, ſeine Gerettete zu betrachten. Wie ward ihm, als er ein wunderſchönes Weib in voller Jugendblüthe gewahrte! Lange, goldene Locken umwallten das vom Kampfe erregte, glühende Antlitz und die ſchlanken, zitternden Glieder, die ſich nur mühſam an dem Schafte eines zerbrochenen Jagdſpeeres aufrecht erhielten.

„Wer biſt du, wunderſchönes Bild?“ fragte Herr Björn zaghaft, denn ein ſo guter Chriſt er auch war, dieſes Treffen weckte in ihm ſeine heidniſche Vorzeit wieder auf und er meinte fürwahr, eine jener holden, ſinnbethörenden Zauberjungfrauen des nordiſchen Glaubens vor ſich zu ſehen.

„„Ich bin Gunild, Frollo's Tochter,““ hauchte das erſchöpfte Weib, „„aber bringe mich nach Hauſe, ich bin zum Tode matt!““

Herr Björn getraute ſich wohl, den Weg zu ſeines wilden Nachbarn wilder Behauſung zu finden und in ſeltſamer Beklemmung führte er erſt ſeinen köſtlichen Fund ſchweigend davon, und als das wegen der Erſchöpfung des zarten Weſens nicht mehr ging, hob er es auf ſeine Arme. Eine federleichte und doch himmliſch-ſchwere Bürde! Denn als er an Frollo's Thür anklopfte, wußte Herr Björn bereits, daß er ſein Liebſtes auf der ganzen, weiten Welt auf ſeinen Armen getragen habe. War es nicht wirklich eine zaubermächtige Jungfrau?

Frollo's Haus ſtand mitten im dickſten Walde. Wenn man den Herrn deſſelben ſah, mußte man an die rauhen, koloſſalen Eichenſtämme denken, die draußen herumſtanden, ſo ein ungefüger Klotz war er; blickte man aber auf die Jungfrau, die nun in dem finſtern Hauſe auf einem Lager von Moos und Fellen ruhte, die Augen rührend geſchloſſen, ein leichtes Roth auf den Wangen, ein wehmüthiges Lächeln um die Lippen, ſo wunderte man ſich, wie durch den dicken Wald, wo die Vöglein kaum hindurch fliegen konnten, die Sonnenſtrahlen den Weg gefunden hatten, ſolch' eine ſüße Roſe zu zeitigen.

Der Alte zeigte ſich rauh und unwirſch bei der beiden Abenteurer Ankunft. Mürriſch hatte er die leichte Armwunde ſeines Kindes unterſucht und beſorgt und ſah nun in finſterm Schweigen dem jungen Ritter zu, der ſich an Gunild's Lager in allen den zärtlichen Aufmerkſamkeiten erſchöpfte, die ein liebendes Herz zu Boten und Dollmetſchern ſeiner Gefühle macht, ehe es ſich den gefährlicheren Worten anzuvertrauen wagt. Er ſtörte ihn nicht darin, das war aber auch Alles. Keine Frage nach dem Hergang, geſchweige denn ein Wort des Dankes kam über ſeine Lippen.

Herr Björn ſchied erſt, als Gunild die ſüßen, veilchenblauen Augen wieder aufgeſchlagen und ihren Retter mit einem innigen Blicke daraus belohnt hatte. Von nun an trat er jeden Tag in das wilde Blockhaus, darin es

ihm nun beſſer gefiel, als in ſeiner lichten, zierlichen Burg, erſt, um ſich nach ſeines Schützlings Wunde zu erkundigen, und als dieſe keinen Grund mehr abgab, um eine Stätte der Raſt und der Erfriſchung nach den Anſtrengungen der Jagd zu finden. Der alte Frollo blieb ſich immer gleich, ſchaute nicht gar zu leutſelig d'rein, aber ließ den jungen Ritter gewähren.

Einſtmals traf der glückliche Herr Björn Gunild allein, und der lang erſehnte, kaum gehoffte Augenblick entriß ihm das Geſtändniß ſeines Geheimniſſes. Gunild legte freudig erglühend ihr Haupt an ſeine Bruſt, hob dann die Augen voll Himmelsglück zu den ſeinigen empor und ſchloß ſie in überſeligem Entzücken, als ſie ihm ihre unberührten Lippen zum erſten Kuſſe darreichte. Hand in Hand blieben die beiden Liebenden bei ei ander und harrten unter heiterm Reden und Koſen der Rückkehr des Alten, der mit ſeinen Genoſſen auf der Jagd die Wälder durchſchweifte. Spät am Abend erſt kehrte er heim. Herr Björn trat ihm edel und freimüthig mit der großen Kunde des Tages entgegen und warb um Gunild's Hand. Da aber brauſte der alte Frollo furchtbar auf und ſchwur, daß ihn eher Thor's Hammer zerſchlagen ſolle, ehe er ſeine Tochter einem Abtrünnigen, einem Bekenner des falſchen Götzen, Chriſtus geheißen, zum Weibe gäbe. Gunild barg ſich entſetzt in dem hinterſten Winkel der vom Kaminfeuer röthlich durchſtrahlten Halle und Herr

Björn mußte vor dem Raſen des ergrimmten Heiden Schutz in der draußen dunkelnden Nacht der Wälder ſuchen.

Das war ein furchtbar tiefer Abgrund, der da zwiſchen den beiden Liebenden gähnte!

Der alte Frollo bot Alles auf, um einen Bruch ſeines Schwurs zu verhüten, und dazu ſchien das Geeignetſte, ſeine Tochter ſobald wie möglich anderweitig zu vermählen. Er lud alſo ſein altes Haus Tag für Tag voll Gäſte, und das waren die jüngſten, ſchönſten und tapferſten Recken des heidniſchen Adels der Umgegend von Nah und Fern. Sogar von Jütland und den Inſeln kamen ſie auf ihren raſchen Barken herübergeſchifft. Das war ein Schmauſen und Freien in der Eichenhalle Ritter Frollo's, wie zur Zeit des ſeligen Odyſſeus und ſeiner Frau Penelope. Aber Gunild war eben ſo treu wie dieſe, und wie jene ſelbſt die feſſelnden Fäden des verhängnißvollen Gewebes auftrennte, ſo übte Herr Björn hier das gordiſche Geſchäft. Auf jede Liebeserklärung folgte eine Fehde und vor dem ſcharfen Flammberg des jungen Deutſchen und ſeiner Dienſtmannen ſprangen die Streitäxte und Schildränder, die Schädel und die Burgen der kecken Freier in eitel Trümmer. Er ſelbſt entging allen Feindſeligkeiten, offenen und heimlichen, gleich glücklich, und ſeine guten Ringmauern, wie oft auch bei Sonnenſchein und bei Nebel und Nacht beraunt, ſpotteten

der Anſtrengungen der eiferſüchtigen, racheſchnaubenden Belagerer.

Darüber vergingen aber viele Jahre und die beiden Liebenden hatten ſchon die goldene Mitte des Lebens überſchritten, ohne dem Ziele ihres Kämpfens und Duldens auch nur um Haares Breite näher gekommen zu ſein; aber noch immer ſtrahlte die Sonne ihrer Liebe ſiegreich im Zenith ihres Lebens.

Nun war damals noch eine Zeit, in welcher der Finger der Vorſehung ſich ſichtbar in die Geſchicke der Menſchheit hineinreckte, und das erfuhren auch Gunild und Herr Björn zu ihrem Heile.

Eines ſchönen Morgens war der alte Frollo mit ſeinen wilden Spießgeſellen auf die Jagd hinausgezogen. Der ſchöne Morgen aber verdüſterte ſich plötzlich und ein furchtbares Gewitter brach über die Geſellſchaft herein, die ſich nach allen vier Winden zerſtreute. Und als man am andern Tage, als der Ungeſtüm der Natur ausgetobt hatte, ſich wieder ſammelte und zur Auffindung der noch fehlenden Gefährten den Wald durchſtreifte, da lag der alte Frollo unter einem zerſplitterten, flammengeſchwärzten Eichenſtumpfe vom Blitz erſchlagen. Das war Thor's Hammer!

Als die Trauerzeit vorüber und Gunild inzwiſchen in den Lehren des Chriſtenthums befeſtigt war, ſtand der endlichen Vereinigung der lang-getrennten, ſchwer-geprüften

Herzen Nichts mehr im Wege. Die Hochzeit ward vollzogen und Gunild zog als Herrinn auf Herrn Björn's lachendes Schloß.

Aber volles Glück, volle Zufriedenheit zog nicht mit ihr ein.

Denn als die Zeit erfüllt war, als dann Jahr um Jahr verſtrich, und der müde Stamm der gealterten Ehefrau kein junges, friſches Reis treiben wollte, da zog tiefe Bekümmerniß in die Seelen der beiden alten Gatten. Wohl blieben ſie einander gut wie vordem, aber wenn Herr Björn den Blick durch ſeine leere Halle ſchweifen ließ, die nach ihm verfallen oder eines Fremden Erbe werden ſollte, ſeufzte er tief, tief auf und ſtarrte ſchweigend vor ſich hin, und Gunild, die den geliebten Eheherrn alſo ſah, ſenkte ihr Haupt und weinte heiße Thränen in ihren unfruchtbaren Schooß.

Da erſcholl durch die chriſtlichen Lande und drang auch bis in die nordiſchen Marken der erſte flammende Ruf des heiligen Vaters zur Rettung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen. „Gott will es!“ klang es, und aller Segen wurde dem verheißen, der Gottes Willen thäte. Herrn Björn durchzuckte es wie ein Strahl. Er theilte ſeiner Gattinn ſeinen Entſchluß mit, das Kreuz zu nehmen, und wie er hoffe, ſich dadurch vielleicht die Gnade Gottes in ſolchem Maaße zu erwerben, daß ſein heißer Wunſch nach Kinderſegen wohl

noch in Erfüllung ginge. Halb freudig über dieſe neu aufgethane Ausſicht auf höchſtes Glück, halb traurig ob des Schmerzes der langen Trennung willigte Gunild ein und Herr Björn beſtellte hurtig ſein Haus, ſorgte für ſeines Weibes Sicherheit hinreichend und machte ſich fertig, ſich mit einer auserleſenen Zahl ſeiner Dienſtmannen einzuſchiffen.

In der Stunde aber, da er ſein Weib zum letzten Male mit aller Glut umfing, ſprach er zu ihr:

„Wenn Gott meines Herzens Wunſch erhört und dein Leib geſegnet wird, dann ſollſt Du mir ein Zeichen aufrichten, daß ich heimkehrend ſchon von Ferne über Land und Meer Botſchaft meines Glückes empfange. Laß alſo auf dem höchſten Hügel unſeres Beſitzes Gott zu Ehren und Dank und mir zur Wonne ein weißes, weithinleuchtendes Kirchlein erbauen!“

Das verſprach Gunild mit Hand und Mund, und beruhigt und glückgewiß ſegelte Herr Björn den Gefahren und Kämpfen im gelobten Lande entgegen.

Bald nach ſeiner Abreiſe merkte Gunild, daß ſie Mutter werden ſollte und endlich gebar ſie ein Zwillingspaar, zwei wunderſchöne Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Eingedenk ihres Verſprechens ließ die überglückliche Mutter ſogleich kundige Meiſter von Nah und Fern herbeirufen und auf dem bezeichneten Platze eine

Kirche erbauen, und zwar nach der Weiſe des Nordens thurmlos.

Längſt war der Bau geendet, Jahre verfloſſen und weder Herr Björn kam noch eine Kunde von ihm. Gunild verzehrte ſich faſt in Schmerz, der um ſo brennender war, da ſie nun beſaß, womit ſie den Verlorengeglaubten ganz glücklich gemacht hätte, wenn er heimgekehrt wäre. Ihren einzigen Troſt fand ſie in ihren ſpätgebornen Zwillingskindern, die unter ihrer liebevollen, verſtändigen Pflege immer herrlicher emporblühten.

Da verkündete einſt wieder das Horn des Thurmwarts, daß ein Segel in Sicht ſei, und wie oft auch Gunild vergebens nach den ſchwänengleichen Fahrzeugen hinausgeblickt hatte, die fremd und eilig an dem Strande vorüberflogen, der ihrer ſo ſehnſuchtsvoll harrte, ſo ſpähte ſie doch auch heut wieder nach dem angemeldeten Schiffe hinaus. Und — war's Wirklichkeit oder Täuſchung? — es ſchien gerade auf die benachbarte Hafenbucht loszuſteuern und — o übergroße Wonne! — als es näher und näher kam, erkannte das ſcharfe Auge der Liebe deutlich die wohlbekannten Wimpel des Gemahls. Wenige Stunden und die Gattinn lag an des Gatten, die Kinder an des Vaters Herzen.

Als aber die vier Glücklichen Hand in Hand der Burg zuwandelten und an der Votiv-Kirche vorüberkamen, da ſprach Herr Björn:

„Liebes Weib, deine Kirche hat mir, wie ſie da iſt, eine ſelige Freude in's Herz gegoſſen, als ich ſie zuerſt von der See erblickte, aber daß ſie ganz ein Abbild meines Vaterglückes ſei, dazu fehlt ihr noch viel. Sieh, wie aus deinem Schooße die beiden ſchlanken Zwillingsroſen emporgeblüht ſind, ſo ſollen auf dem Schiff dieſer Kirche zwei ſchlanke Thürme ſich erheben, und gleich wie unſre Kinder treu und feſt, wie Bruder nnd Schweſter ſollen, ſich durch des Lebens Fährlichkeiten ſchlagen werden, ſo ſollen auch die Thürme, innig mit einander verbunden, der eine durch des andern Stärke geſtützt, den Wolken und den Stürmen trotzen!“

So wie er ſprach, iſt's geſchehen, und noch heut ragt die Kirche von Broacker gegen Himmel, dem trauernden Gläubigen eine tröſtliche Mahnung, in keinem Herzeleid zu verzagen, und dem ſehnſüchtig ſpähenden Schiffer auf der offenen See ein freundlich winkendes Wahrzeichen. Scharfe Augen wollen noch bemerken, daß der eine der beiden Thürme um ein Kleines niedriger ſei, als der andre, wodurch, wie ſie meinen, das verſchiedene Geſchlecht der beiden Zwillingsgeſchwiſter habe angedeutet werden ſollen.

Das iſt die Sage von der Kirche zu Broacker.

Ueber der Erzählung war es ſpät geworden. Die falbe, ſchmale Mondſichel zeigte ſich zwar hoch am Himmel

aber ſie verſprach meinem nächtlichen Ritte wenig Licht zu ſpenden. So hielt ich es für nothwendig, von meinen freundlichen Wirthen herzlich dankend aber raſch Abſchied zu nehmen.

Kühle, ſchweigende Nacht um mich! Der Himmel überzog ſich mit eilenden, dunkelnden Wolken, durch die nur ab und zu das Mondfragment und einzelne Sterne hindurchblickten. Dennoch fand mein Pferd den Weg leicht, den zu ſuchen ich ihm ganz allein überließ, da mich ſelbſt tiefe Träume, Wiederholungen und Fortſetzungen des Gehörten umfingen. Nach kurzem Ritte murmelten die Wellen wieder neben mir und der Meerſand knirſchte.

Da überkam mich plötzlich ein ſonderbares Gefühl. Mir ward zu Muth wie einem Verzauberten. Wohl glaubte ich, nur wenige Stunden von meinen Batterien und Lagerhütten entfernt geweſen zu ſein, in der That aber, ſo ſagte mein wacher Traum, hätte mich übernatürliche Verlockung viele Jahre hindurch ferngehalten. Nun fürchtete ich, da Alles anders zu finden: den Krieg geendigt, die Lorbeern deſſelben von Andern gepflückt, alle meine Kameraden längſt in die Heimat zurückgekehrt, nur ich war zurückgeblieben inmitten des Friedens, inmitten eines fremden Landes, eines fremden Volkes! In dieſer ängſtlichen Vorſtellung von Verlaſſenheit wollte ich mich wieder rückwärts dahin wenden, von wo ich gekommen und wo mir ſo wohl geweſen war.

Als ich mich umdrehte, dämmerte mir ein zwiefacher, weißer Schein mit zwei dunkeln Stellen darüber entgegen; der karge Mondenſchein ergoß ſich in demſelben Augenblicke aus einer Wolkenlücke und ich erkannte die Thürme der Kirche von Broacker. Da ſchüttelte ich mich recht von Herzen; alle die thörichten Träumereien fielen ab und in raſcherem Trabe eilte ich meinem Obdach zu.

Hätte ich mich noch länger mit meinen gaukelnden Einbildungen gequält, das herzhafte: „Halt! — Werda?“ das plötzlich meine Schritte hemmte, würde ſie haſtig verſcheucht haben. Ich erkannte die Stimme Eines unſerer Leute, der den Poſten der Dorfwache inne hatte. Ich gab mich ihm zu erkennen und erhielt auf meine Frage, ob während meiner Abweſenheit etwas Beſonderes vorgefallen ſei, die beruhigende Verſicherung: „Nein, gar Nichts!“

Nach wenigen Augenblicken bauſchte ſich raſchelnd eine Schütte des köſtlichſten Strohes um meine Glieder und ich ſchlief traum- und ſtörunglos bis an den lichten Morgen.

Herzog Knud Lawards.

Ein Geſchichtsbild aus der däniſch-deutſchen Vorzeit.

I.

Der Reichstag zu Ripen.

Im Norden des Herzogthums Schleswig, dem Weſten zu, liegt die alte Stadt Ripen oder Ribe, heutzutage die Hauptſtadt des jütiſchen Stiftes gleichen Namens und mit ihrem Gebiete eine jütiſche Enclave. Vor Alters — und ich ſpreche hier von einer Zeit, die um mehr als ſieben Jahrhunderte rückwärts liegt, — behauptete die Stadt einen bedeutend höheren Rang unter den Städten des däniſchen Reiches, als jetzt. Damals ſah ſie nicht ſelten innerhalb ihrer Mauern die Blüthe der ſcandinaviſchen Großen, Könige und Herzöge an ihrer Spitze, zu Feſten und Berathungen vereinigt. *)

Es war im Jahre 1130. Ein feierliches Thing wurde in Ripen gehalten. Der däniſche König Niels ſelbſt, ſowie ſein Sohn und Erbe, Magnus, waren zugegen.

---

*) „Die Hochzeit des Magnus ward im Hafenplatz Ripen begangen, einer wegen ihres Handelsverkehrs mit den Luxuswaaren des Auslandes wohlverſehenen Stadt.“ Dahlmann, Geſchichte von Dänemark, I., 223 u. 224.

Nächſt dieſen Beiden ragte unter den vielen vornehmen und tapfern Herren, die die alte Stadt füllten, an Macht und Anſehen am meiſten hervor: Knud, mit dem Beinamen Lalward, der Herzog von Schleswig oder „Süderjütland", wie man damals ſagte und heutzutage wieder gar zu gern ſagen möchte. Dieſe drei Fürſten waren nicht nur durch Lehens- und Freundſchafts-Verhältniſſe, ſondern auch durch die nächſte Verwandtſchaft verbunden. Herzog Knud war der Sohn des gefeierten Königs Erich Eiegod, des Bruders und Vorgängers von König Niels, und ein Enkel des hochberühmten ſcandinaviſchen Königs Svend Eſtrithſon, alſo ein Neffe des Königs Niels und ein Vetter des jungen Magnus. Aber trotz dieſer Blutsverwandtſchaft und trotz der bisher gepflogenen langjährigen Freundſchaft ſollte der Herzog von Schleswig heut als Angeklagter vor dem Reichstage ſtehen, und die ihn beſchuldigten, gehörten gerade zu ſeinen nächſten Verwandten.

Statt mit dürren Worten die Verbrechen herzuzählen, die auf den tapfern und volksbeliebten Herzog gewälzt wurden, wollen wir aus dem Munde der Ankläger ſelbſt die Beſchuldigungen Zug für Zug vernehmen.

Der hohe und geräumige Saal des alten Rathhauſes war dicht gefüllt. Die Sache, um die es ſich handelte, war Allen bekannt, und ſo hatten beide Parteien, die Freunde wie die Feinde des Herzogs, ſich ſo zahlreich wie möglich eingefunden. Ein feierliches Schweigen trat

ein, als die einleitenden Verhandlungen des Reichstags beſeitigt waren und nun zur Hauptſache geſchritten werden ſollte. In dem weiten Raume hörte man ſchon lange kein Geflüſter mehr, kein Klirren eines Harniſches oder auch nur eines Spornes wurde laut, und doch ſah man noch Niemand, der Willens ſchien, das Schweigen zu unterbrechen. Es war faſt, als hielte böſes Gewiſſen die ab zu ſprechen, von denen Alles eine Rede erwartete. Endlich erhob ſich ein Mann aus der unmittelbaren Umgebung des Königs Niels. Er ſah freilich aus wie das böſe Gewiſſen ſelbſt. Er war rothhaarig und ſchielte auf einem Auge, und die wenigen Schritte, die er vortrat, um beſſer geſehen und gehört zu werden, lehrten, daß er ſeinen Beinamen: „der Hinkefuß“, nicht mit Unrecht führe.*) Uebrigens hieß er Heinrich und war ebenfalls ein Enkel von Svend Eſtrithſon, alſo ein Vetter des Herzogs Knud und des Königsſohnes Magnus. Er begann unter tiefem Schweigen aller Anweſenden, das nur auf kurze Zeit von einem Theile derſelben bei dem Auftreten von Heinrich Hinkefuß durch ein ironiſches Gemurmel unterbrochen worden war, folgendermaaßen:

„Edle Herren und tapfere Männer! Ich habe lange

*) Saxo Grammaticus XIII. p. 235 u. 236. Heinrich's Volksname war „Skatelaar“, d. h. Einer, der einen Schaden an der Hüfte (Laaret) hat. S. Dahlmann. a. a. O. S. 224.

gezögert, vor Euch zu treten, denn ich hatte in meinem Innern einen harten Kampf zu beſtehen, ehe ich zu dem Entſchluſſe kam, die Führung der Sache auf mich zu nehmen, die ich Euch vorzulegen beauftragt bin. Wer zögerte nicht gern und überlegte ſo lange wie möglich, ehe er hintritt, einen Freund, einen Blutsverwandten, einen Fürſten, der in hoher Achtung bei ſo vielen edlen und treuen Unterthanen unſeres Königs ſteht, einen Fürſten, der in der That nicht geringe Verdienſte um unſer Vaterland hat, der ſchwärzeſten Verbrechen anzuklagen, auszuſprechen, daß er jeder Gnade ſeines erhabenen Lehnsherrn, jeder Liebe ſeiner Freunde und Mannen unwürdig iſt! Aber mich zwingt die Macht der Wahrheit und die heilige Pflicht gegen unſerer Aller Herrn und König, jede andere Rückſicht bei Seite zu ſetzen und — wenn auch mit blutendem Herzen — zu reden!“

Heinrich Hinkefuß hielt inne, wie um zu dem großen Anlauf, der nun folgen ſollte, Athem zu ſchöpfen oder, wie man aus ſeinen nach allen Seiten hinſchielenden Augen ſchließen mußte, um den Eindruck, den dieſe vorbereitenden Worte gemacht hatten, beſſer erlauſchen zu können. Als die Bewegung, die zuſtimmend bei dem Lobe des Herzogs, mißbilligend bei der Andeutung von Verbrechen deſſelben ſich erhoben hatte, wieder geſtillt war, fuhr er fort:

„Edle Herren! Ich klage an den hier gegenwärtigen

Herzog Knud von Süderjütland wegen ſchon vollführten und noch beabſichtigten Hochverraths gegen unſern erhabenen König und ſeinen erlauchten Sohn! Ich erſuche Euch im Namen des Königs, die Beweiſe zu hören, die ich für meine ſchwere, Euch Alle gewiß überraſchende Anklage vorbringen werde. Es ſoll dem Angeklagten freiſtehen, ſich danach zu vertheidigen, und wenn es ihm gelingt, ſich zu rechtfertigen, ſo will ich der Erſte ſein, der ſich einen Verleumder nennt, und will den genannten Herzog demüthig um Verzeihung bitten.“

„Ihr Alle wißt, edle Herren, daß es in unſerm Reiche nur einen König giebt und geben kann und geben darf, und das iſt König Niels, der glorreiche Sohn Svend Eſtrithſon's. Welchen Namen werdet Ihr nun einem Unterthanen geben, der ſo pflicht- und ehrfurchtvergeſſen iſt, ſich einen König nicht nur zu nennen, ſondern auch ſich Rechte anzumaßen, die nur dem Könige gebühren? Das aber thut Knud, den doch ſeines Königs Gnade nur mit dem Herzogthum Süderjütland, aber mit keinem Königreiche belehnt hat.“

„Wo aber, fragt Ihr, hat er denn den Königsnamen hergenommen? O, es giebt ausländiſche Fürſten genug, die einem von ſeiner Väter Weiſe, von Gehorſam und Pflichtgefühl gegen ſeinen heimiſchen Herrn abtrünnigen Ueberläufer gern Titel und Würden zuwerfen, um ſie nur immer verblendeter, immer geneigter zum gänzlichen, offenen

Abfalle zu machen! Aus den Händen des Herzogs der verhaßten Sachſen, der jetzt deutſcher Kaiſer heißt, hat unſers Königs Dienſtmann ſich die Krone erbettelt. Er hat ſie erkauft durch den Verrath und die Verachtung ſeiner einheimiſchen Sitten, durch feile Dienſtbarkeit an jenes ausländiſchen Fürſten weichlichem Hofe! Wer wüßte nicht längſt von Euch, edle Herren und Ritter, daß ein däniſcher Mann dem Herzoge Nichts mehr gilt, daß er nur Gefallen findet an den Sachſen, an ſächſiſchem Weſen, an ſächſiſchen Tugenden und Laſtern! Wer erinnert ſich nicht noch des Tages, — wir feierten hier an dieſer ſelben Stelle das Beilager des Sohnes unſers Königs, — wo der edle Herzog im Purpurgewand nach deutſchem Schnitt zum Geſpött aller guten däniſchen Männer ward?“

„Soll ich noch viel von ſeiner prächtigen, königlichen Hofhaltung, ſoll ich noch davon ſprechen, daß ſeine Unterthanen ihm den Königstitel geben müſſen, und dadurch von der Kenntniß ihres wahren Königs und von der ſchuldigen Ehrfurchtserweiſung abgehalten werden? Ihr habt das Alles ſelbſt geſehen und wißt es eben ſo gut wie ich. Ihr habt auch ſelbſt geſehen, und an Euch erfahren die gewaltſame, eigenmächtige Handlungsweiſe des Herzogs, der ohne unſeres Königs, ſeines Herrn, Wiſſen und Geſtatten Kriege führt und Frieden ſchließt, vor dem ſchon jetzt nicht mehr das Eigenthum und das Leben von Seinesgleichen ſicher iſt! Wie lange wird

es noch dauern, bis ſeine geheimen Pläne greifet ſind, bis er alle Scheu abwirft und im Vereine mit ſeinen ausländiſchen Helfern auch die Waffen gegen ſeinen König und Herrn führen wird, nachdem ſchon längſt ſeine Gedanken und Wünſche ſich feindſelig gegen ihn gerichte haben! Davor den König und ſein Haus zu ſchützen, uns aber und das Unſrige vor ſeinen willkürlichen und gewaltſamen Uebergriffen und unſer heimiſches Weſen, unſerer Väter Sitte und Sprache vor der Vernichtung durch fremde, verhaßte Weiſe zu bewahren, — dazu, wackre, däniſche Männer, laßt uns alle unſere Kräfte vereinigen! Prüfet, was ich Euch geſagt habe, hört, was der Angeklagte darauf zu erwidern haben möchte, und wenn Ihr ihn ſchuldig findet, ſo laßt ihm ohne Gnade den Lohn für ſeine Verrätherei werden! Lange lebe der König, und nieder mit ſeinen Feinden!“

Der Schlußausruf von Heinrich Hinkefuß' Rede fand nur einen ſchwachen Nachhall in der Verſammlung, denn ſchon war Knud Lawards aufgeſprungen und hatte ſich vor die Sitze des Königs und ſeines Sohnes gedrängt. Er war eine herrliche Erſcheinung, wie er ſo daſtand, die linke Hand auf den Griff ſeines Schwertes geſtützt, die Rechte vorgeſtreckt, das Haupt zurückgeworfen, das Auge ſprühend von edler Entrüſtung.

„Mein König,“ begann er, „und Ihr Alle, meine Freunde, erlaubt mir, daß ich mich rechtfertige gegenüber einer

Anklage, wie ſie tückiſcher und frecher noch gegen keinen Menſchen geſchleudert worden iſt. Daß ich überhaupt nöthig habe, mich zu vertheidigen, rechne ich dieſer ehrenhaften Verſammlung nicht zu; ich weiß, daß, wenn der Hinkefuß allein ſtände mit ſeiner Anklage, Ihr ihn nicht hättet zu Ende ſprechen laſſen. Ihr hättet ihn wie einen räudigen Hund mit Fußtritten zum Saale hinausgeſtoßen. Aber Ihr und ich wiſſen es wohl, wer hinter dem Verleumder ſteht; wir wiſſen, daß Leute, die des Königs Ohr und Herzen nahe ſind, ihn ſo lange mit Gift und Verleumdung geſpeist haben, bis ſeine edle Seele auch voll Argwohn geworden iſt. Ich ſcheue mich nicht, dich zu nennen, König Magnus, als denjenigen, der mir übel will aus keiner andern Urſache, denn aus Neid über mein Glück, und der den Hinkefuß angeſtiftet hat, mich des Hochverrathes zu zeihen. Einen andern Grund, mir zu grollen, kannſt du nicht haben, denn ich habe dir niemals Etwas zu Leide gethan, ſo wenig wie dem Ankläger ſelbſt. Was dieſen Letzteren betrifft, ſo kenne ich freilich die allerdings thörichte Quelle ſeines Ingrimms gegen mich. Er iſt Euch, meine Freunde, mit ſo vielen „Ihr wißt“ und „Erinnert Euch“ gekommen, — erlaubt auch mir einmal zu ſagen: Erinnert Euch, daß er damals, als ihm ſein Weib mit einem jungen, geradeblickenden und geradeſchreitenden Menſchen davon gelaufen war, die

Aeußerung that, zu der er, bei Gott! keine Urſache hatte: ich hätte ihm dies zur Schmach veranſtaltet!"

Dieſe Anſpielung auf des mißgeſtalteten Klägers häusliches Ungemach rief im Saale eine lebhafte Heiterkeit hervor, der Heinrich Hinkefuß nur ein ſchweigendes Fäuſteballen und ein zornglühendes Antlitz entgegen ſetzen konnte. Knud Laward fuhr fort:

„Laßt mich nun, liebe Freunde, die Beſchuldigungen betrachten, die gegen mich vorgebracht ſind. Mit Leichtigkeit denke ich, Euch zu zeigen, daß ſie eben ſo nichtig ſind, wie ihre Quelle kindiſch iſt. Es iſt geſagt worden, daß ich ein Hochverräther ſei, weil ich den Namen eines Königs trage in einem Lande, in dem nur ein König ſein dürfe! Hätten meine Feinde doch bedacht, ehe ſie dieſen Pfeil von der Sehne ſchnellten, daß er auf ſie und vor Allem auf ihr Haupt zurückſpringe! Welchen Namen führſt du denn, o Magnus, der du als des Königs Sohn doch des Königs erſter Unterthan biſt? Biſt du denn nicht längſt mit dem Königsnamen geſchmückt, und haſt du je gemeint, wie du mir Schuld giebſt, dadurch das zwiefache Verbrechen einer Verſchwörung gegen den Vater und den König zu begehen? *) Wenn ich mich königlich

*) Magnus hieß ſeit etwa 1130 „König der Gothen", ein Titel, der nicht wie heut ein inhaltloſer Beiname war. Er beherrſchte in der That einen Theil des ſüdlichen Schwedens

kleide und königlich lebe und dennoch ein treuer Vaſall meines Lehnsherrn bin, wie ich es zu allen Zeiten war und ſein werde, ſo meine ich, fällt der größte Glanz und Ruhm davon nicht auf mich, ſondern auf ihn, dieweil es gewiß glorreicher iſt, Könige unter ſeinen Dienern zu zählen, als Grafen und Herzöge!“

„Aber ich habe mich von einem ausländiſchen Herrſcher mit dem Königstitel belehnen laſſen! Thörichte Anklage! Als ob im Inlande Einer geweſen wäre, dem ein Recht zugeſtanden hätte, mich mit dieſem Königreiche zu belehnen! Als ich meinen Vetter Heinrich, den König der Wenden, den Vaſallen der deutſchen Kaiſerkrone, beſiegt und aus einem Feinde zum liebſten Freunde gewonnen hatte, als er mir in ſeinem Teſtamente ſein obotritiſches Reich vererbte, von wem anders hätte ich dieſe Erbſchaft beſtätigen laſſen und zu Lehn annehmen können, als von dem einzig rechtmäßigen Herrn derſelben, dem deutſchen Kaiſer Lothar, der noch dazu mein Freund und Gaſtfreund iſt?*) Wenn

---

mit der Hauptſtadt Upſala, deſſen Einwohner ſich Weſtgothländer nannten und ſich von den übrigen Schweden, die noch weniger feſt im Chriſtenthume waren, getrennt hatten. S. Dahlm. a. a. Orte S. 222.

*) Knud hat ſich ſechs Jahre am Hofe Lothar's aufgehalten und ſich dort mit den vollkommneren bürgerlichen Einrichtungen der Deutſchen bekannt gemacht, die er bei ſeiner

ich nun draußen ein König der Wenden und ein Vaſall des deutſchen Reiches heiße, was geht das die daheim an, wo ich nur ein Herzog bin und die Meinigen mich nicht einen „König“, ſondern einen „Herrn“ nennen!“ *)

„Ferner iſt mir vorgeworfen, ich ſchalte willkührlich und gewaltthätig mit dem Eigenthum und dem Leben von Meinesgleichen. O, ich weiß recht gut, worauf das abzielt! Ich ſoll gewähren laſſen, wenn einer meiner Unterthanen, der ſich zu den Großen und Edlen rechnet, die Schwächeren niederwirft und plündert, wenn er auf Seeraub ausfährt und friedliche Küſten mit Mord und

---

Rückkehr ins Vaterland dahin zu verpflanzen ſuchte. Allen, Geſch. d. Königr. Dänem. S. 89.

*) Die Angabe, Herzog Knud Lawards ſei durch des Obotritenfürſten Teſtament, das die eigenen Söhne deſſelben überging, in den Beſitz des Wendenlandes gekommen, finden wir bei Saxo Gramm. S. 234. Andere Quellen erzählen, und wohl glaubwürdiger, die Söhne Heinrich's hätten ſich nach ihres Vaters Tode in ſteten Fehden gegenſeitig aufgerieben und ſo ſei Knud Lawards durch das Recht der Verwandtſchaft und durch Kaiſer Lothar's Unterſtützung zur Herrſchaft gelangt.

Die oben zuletzt gebrauchte Wendung finden wir wörtlich bei Saxo XIII., p. 257: „Herum me mei, non regem appellant.“

Brand heimſucht. Aber nimmer werde ich das, ſo lange Gott und der König mir mein Amt laſſen! Ich habe das Blut von Meinesgleichen nie vergoſſen und das Gut von Meinesgleichen nie geſchädigt, aber Wegelagerer und Seeräuber ſind nicht Meinesgleichen! Es iſt unerhört, daß ich nun angegriffen werde wegen Handlungen, die unter des Königs Augen und mit ſeinem Beifalle geſchehen ſind. Wenn ich den Schädigern des Landes ruhig hätte zuſehen ſollen, dann wäre es damals Zeit geweſen, mich zurückzuhalten, als ich jenen adeligen Seeräuber, der in unſeres eigenen Königs Gegenwart ein reiches Handelsſchiff weggenommen hatte, erjagte und ihn, weil er auf ſeinen hohen Rang pochte, an einen höheren Maſt hängen ließ, als die übrigen. Damals aber zollte Alles meiner Strenge Beifall, weil Jeder jeden Tag fürchten mußte, daß ihm ſein Eigenthum, ja ſein Leben durch die Freibeuter entriſſen werden möchte; jetzt aber, wo der Däne ruhig am Ufer bauen kann, ſo nahe ihn gelüſtet, jetzt, wo der Kaufmann keinen andern Feind mehr auf dem Meere hat, als die Wellen, jetzt, wo das ganze Slavenland, noch jüngſt ein Gegenſtand der Furcht, zur Verherrlichung des Vaterlandes dient, jetzt, wo der König ruhig am Grenzwall ohne Wachen ſchlafen kann, jetzt hat man die Mühen und Kämpfe vergeſſen, mit denen ich dieſes Alles errungen habe, ja, man rechnet

ſie mir zum Verbrechen an! Wohl iſt es billig, daß der Lehnsmann dient und arbeitet, und der König die Früchte erntet, aber das iſt nicht billig, daß des Lehnsmanns einzige Frucht von Arbeit und Wunden Neid und Haß iſt!“

Der Redner hielt inne; ſeine eigene Bewegung ließ ihn nicht weiter ſprechen, noch weniger das freudig zuſtimmende Getöſe, das im Saale ausbrach. In den Volksverſammlungen der damaligen Zeit war ein Stand noch zahlreich vertreten, der kräftige Bauernſtand, deſſen politiſche Macht damals noch ungebrochen war. Dieſer war es vorzüglich, der den Segen von Knud Lawards kräftigen Maßregeln ſpürte; jeder Einzelne hatte noch die ſchrecklichen Zeiten der Unſicherheit mit durchgelitten, denen der Angeklagte einzig und allein ein Ziel zu ſetzen vermocht hatte; — der dankbare Bauernſtand war es, der durch ſeinen jubelnden Beifall hier zuerſt den Redner unterbrach und zuerſt die klägeriſche Partei über den Ausgang des Streites beſorgt machte. Der Herzog fuhr fort:

„Ich habe zuletzt noch auf den Vorwurf zu antworten, den meiner Feinde blinder Haß mir gemacht hat, wieder ohne zu bedenken, wie ſehr ſie ſich ſelber durch ihn bloßſtellen. Ich werde geſcholten, weil ich fremden Sitten den Vorzug vor einheimiſchen gebe und werde darum ein Verräther und Verderber der väterlichen Weiſen und Bräuche genannt. Ja, meine Freunde, ich geſtehe es laut und offen ein: ich liebe die deutſche Sitte mehr,

als die däniſche Unſitte, ich fördere mit allen Kräften in meinen Landen die deutſche Bildung und verdränge durch ſie die ſcandinaviſche Rohheit, ich ziehe fremde Kunſt und fremde Geſchicklichkeit zu uns herüber, um heimiſche Plumpheit und altherkömmliches Ungeſchick zu veredeln, ich rede den fremden, ſächſiſchen Gebräuchen das Wort und tadle die vaterländiſchen Mißbräuche! Wenn es Verbrechen iſt, dem Guten nachzutrachten, ohne Rückſicht darauf, in welchen Gauen es gewachſen iſt, und dem Böſen zu ſteuern, trotzdem daß es ein ererbtes, heimatliches iſt, ſo bin ich freilich ein Verbrecher, aber ich gebe Euch zu bedenken, daß an dieſes Verbrechens Früchten nicht nur Ihr ſeit Jahren Euch erfreuet, — ich verſichere Euch bei meinem Leben, daß um ihretwillen die ſpäteſten Enkel noch mein Andenken ſegnen werden! So lange es Völker giebt, ſtrömt in ihnen die belebende, bildende Wärme von Süden nach Norden, und vor ihr muß wie ein Nebel die Barbarei flüchten, die ſich im kalten Norden ſo gern ſichern und einniſten möchte. Seid nicht blind, meine Freunde, gegen die Wohlthaten, die das deutſche Land und Volk Euch ſpendet — oder habt Ihr wirklich ſchon vergeſſen, daß Ihr ihm das Beſte verdankt, was Ihr beſitzt, — Euer Chriſtenthum? — Und endlich, wenn ich bisher von dem deutſchen Weſen wie von einem fremden, ausländiſchen geſprochen habe, ſo geſchah es meinen Feinden zu Liebe. Für mich und meine Lande ſind die

deutſchen Völker keine Fremden; ich rühme mich, in meinem Herzogthum Schleswig über einen nicht unbeträchtlichen Theil jenes glorreichen deutſchen Stammes zu herrſchen, der einſt die meerumfluthete Britannia einnahm, und der dem großen Kaiſer Karl mehr Sorgen und Noth bereitet hat, als die ganze übrige heidniſche und chriſtliche Welt! Wenn ich alſo die Sprache und Sitte der Deutſchen fördere, ſo iſt dies die Sitte und Sprache der Angelſachſen in meinem Reiche, deren fürſorglicher Herr zu ſein eben ſo ſehr meine Pflicht iſt, wie über die Dänen weiſe und gütig zu herrſchen!"

„Ich wüßte nicht, daß mir zu meiner Rechtfertigung noch etwas Anderes zu ſagen bliebe, als daß ich noch einmal bei Manneswort und Fürſtenehre erkläre, daß die ganze Anklage eine elende Verleumdung boshafter Feinde iſt, und laut betheure, daß in meinem ganzen Thun und Verhalten gegen das Haus unſeres Königs Nichts iſt, noch je ſein wird, was gegen die Krone des Vaters oder gegen die Hoffnungen des Sohnes gerichtet wäre!"

So ſchloß Knud Lawards. Aber in dem Saale brach ein lang zurückgehaltener, ſtürmiſcher Beifall aus, und faſt einmüthig drängte ſich die Verſammlung gegen den Herzog, ihm ihre Beiſtimmung und Zuneigung auszudrücken. Die kleine Partei des Königsſohnes Magnus aber, der in der That die Seele der feindlichen Anklage war, verſank bei ſolcher Wendung der Dinge in rathloſe Beſtürzung. Stumm

und furchtſam ſchaarte ſie ſich um ihre Führer. Heinrich Hinkefuß ſah ſich verſtohlen, das Schlimmſte fürchtend, nach den Ausgängen des Saales um, Magnus blickte mit ſchlechtverhehltem Ingrimm auf dem Geſicht zu Boden, und auch das Antlitz des Königs Niels war verſtört, und zeigte zum mindeſten große, peinliche Verlegenheit. Was urſprünglich nur Beifall geweſen war, der dem Herzoge gegolten hatte, das verwandelte ſich bald in Erbitterung, die ſeinen Feinden galt. Schon erhoben ſich hie und da drohende Rufe und Gebärden gegen den Hinkefuß, gegen Magnus, ja ſogar gegen den König ſelbſt. Da hielt dieſer es für klüger, ſich lieber zu demüthigen, um den Sturm in ſeinem Entſtehen zu beſchwören, anſtatt ihm zu erliegen, wenn er erſt vollſtändig ausgebrochen wäre. König Niels ſtand auf und erhob die rechte Hand, wie um die Wogen des Aufruhrs, die den Saal durchrollten, zu beſchwichtigen; aber er ſtand lange mit dieſer Gebärde, ehe der Tumult ſo weit nachließ, daß er vernommen werden konnte. Er ſprach:

„Getreue Mannen! Euer König hat Euch hierher entboten, um Richter in einer Sache zu ſein, deren Verhandlung er zulaſſen mußte um der Gerechtigkeit willen, die er allen ſeinen Unterthanen zu gewähren ſchuldig iſt. Es bedarf nicht der Verſicherung von meiner Seite, daß meine Ueberzeugung von meines herzoglichen Neffen Treue auch ohne ſeine erneute Huldigung feſtgegründet

ſtand, aber dem Andringen meines andern Verwandten, Heinrichs, der die augenſcheinlichſten Beweiſe für ſeine Behauptungen beizubringen fort und fort verſprach, mußte ich, wenn auch mit Schmerzen, nachgeben. Dieſe Beweiſe hat er nicht beigebracht, und ich erachte gleich Euch, daß er in einem bedauerlichen Irrthum hinſichtlich der Abſichten meines lieben Neffen, des Herzogs Knud von Süderjütland, befangen geweſen iſt, den wieder gut zu machen wir ihm überlaſſen müſſen. In einer Sache aber hat unſer theurer Blutsverwandter Unrecht; darin nämlich, daß er mein Haus, daß er meinen Sohn Magnus des Mangels an Liebe zu ihm, ja der Theilnahme an der falſchen Anklage wider ihn beſchuldigt. Möge mein Sohn Magnus dieſen feierlichen Augenblick ergreifen, möge er vor allen Anweſenden ſeine wahre Geſinnung gegen den Herzog an den Tag legen, und möge ſo dieſe Verſammlung, der ich mit Kummer entgegenſah, zu meiner und aller getreuen Vaſallen und Unterthanen Freude und in Eintracht und Liebe beſchloſſen ſein!“

Ein beifälliges Gemurmel folgte der Rede des ſchlauen Königs, die mit langſamen, weichen Tönen, eindringlich und ſalbungsvoll vorgetragen worden war. Magnus, obwohl von des Vaters Aufforderung überraſcht, aber bemerkend, wie Aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet ſeien, beherrſchte ſich im Augenblick. Freundlich lächelnd erhob er ſich, ging auf Knud Laward zu und

reichte ihm unter übertriebenen Freundſchaftsverſicherungen beide Hände hin. Auch der Hinkefuß, der wohl meinen mochte, wenn Knud die dargebotene Rechte ſeines Todfeindes verſöhnlich annähme, könnte er doch ihm, dem bloßen Werkzeuge deſſelben, nicht feindlicher geſinnt ſein, näherte ſich dem Herzoge, ein demüthiges Bekenntniß ſeiner Verblendung und die Bitte um Verzeihung ſtammelnd. Der biedre Knud, der auch dieſe deutſche Tugend angenommen hatte, den gleißneriſchen Schurken zu viel zu trauen, verzieh edelmüthig Alles. Das Thing ward für geſchloſſen erklärt, die Verſammlung trennte ſich unter Beifallrufen für den Herzog und König Niels, und es wäre Alles gut geweſen, wenn Haß und Hinterliſt ſo leicht die einmal geſcheiterten Plane hätten aufgeben können.

II.

Der Haraldſtedter Wald.

Wenn ein des Mordes Angeklagter im ſcandinaviſchen Norden vor Alters ſich von der Beſchuldigung reinigen wollte, ſo hatte er die Formel zu beſchwören, daß er weder ſitzend noch ſtehend Nachſtellung geübt habe.

Kurzſichtige Weisheit!

Ich führe Euch in ein Gemach, darin ſind viele Männer verſammelt. Sie ſtehen nicht, ſie ſitzen nicht, ſondern ſie lagern lang ausgeſtreckt auf dem Boden, und ihre Berathung dreht ſich um einen Mord, den ſie vollführen wollen. Da ſind bekannte und unbekannte Geſtalten. Wir finden Ubbo Jarl und ſeinen Sohn Hagen, wir finden einen Hagen von Jütland, den Schwager des Herzogs Knud Lawards, wir finden Heinrich Hinkefuß, wir finden endlich Magnus, den König der Gothen und Sohn des Königs Niels! — Alle Anweſende waren über das zu verübende Verbrechen einig; nur Einer verließ, als es zum verpflichtenden Eide kommen ſollte, das Gemach mit den Worten, daß er Nichts verrathen, aber

auch Nichts mit der Sache zu thun haben wolle, das war der Schweſtermann Knud's, Hagen von Jütland.

Es war gegen die Weihnachtszeit des Jahres 1130. Da erſchien bei Knud ein Bote des Königs Niels, der dem Herzoge viele freundliche Grüße von der königlichen Familie, die auf Seeland weilte, und folgende Botſchaft überbrachte: „König Magnus habe ſich entſchloſſen, nach dem heiligen Grabe zu pilgern, um dort aller ſeiner Sünden los und ledig zu werden. Vorher aber ſolle im Kreiſe aller Glieder der königlichen Familie das Weihnachtsfeſt feierlich begangen werden, denn der fromme Pilger ſehne ſich, vor einem ſo langen Abſchiede noch einmal alle ſeine Freunde und Verwandten um ſich verſammelt zu ſehen. Vor allen Andern aber wünſche er ſeinen lieben Vetter Knud bei ſich zu haben; möge alſo der Herzog ja der Einladung folgen!“ Knud ſtellte ſich zum Feſte auf dem Roeskilder Schloſſe ein. Vier Tage brachte man in gemeinſchaftlicher Feſtfreude, in vollſter Eintracht und verwandtſchaftlicher Liebe zu, dann trennten ſich die Fürſten. Knud Lawards wohnte mit ſeinem Freunde, dem Jarl Erich von Falſter, in deſſen Hauſe zu Haraldſtedt.*) Dorthin ſchickt nach wenigen Tagen Magnus einen ſeiner Vertrauten, der dem Herzoge

*) Haraldſtedt, eigentlich Haraldſtathe, iſt das heutige Harreſted, und liegt auf Seeland unweit Ringſted.

geheimnißvoll und eindringlich folgende Wünſche des Vetters vorträgt: „Wichtige Geheimniſſe, die er Knud mitzutheilen habe, der Wunſch, ihm, den er am meiſten von ſeinen Verwandten liebe, während ſeiner Pilgerfahrt ſein Reich Upſala, die Sorge für Weib und Kind und ſeine geſammte Habe anzuvertrauen, veranlaßten ihn zu der Bitte, der Herzog wolle ihm eine Unterredung ohne Zeugen an einem abgelegenen Orte gewähren. Er ſchlage ihm dazu den Haraldſtedter Wald ganz in ſeiner Nähe vor; den Tag möge er ſelbſt beſtimmen und ihn dem Boten, der einen Eid geſchworen habe, Nichts zu verrathen, getroſt angeben.“

Knud Laward, dem wohl die Geheimnißthuerei ſeines alten Feindes auffiel, der aber in die ehrlichen Abſichten deſſelben, noch dazu nach einer ſo einträchtig verbrachten Feſteszeit, kein Mißtrauen ſetzte, und überdies froh ſein mochte, nun endlich ſeines Neiders auf eine lange Zeit los und ledig zu werden, ging auf die Bitte ſeines Vetters ein, und beſtimmte dem Boten, den er auf die freundlichſte Weiſe aufgenommen hatte, Mittwoch, den 7. Januar, als Tag der Zuſammenkunft. Der Bote, ein ſächſiſcher Sänger, Sivard mit Namen, offenbar abſichtlich von Magnus mit Rückſicht auf die Sympathieen Knud's vor Andern ausgewählt, gewann den leutſeligen Herzog ſo lieb, daß er ihm gern die ſchwarzen Anſchläge ſeiner Feinde, um die er wußte, entdeckt hätte. Aber

er glaubte ſich durch den Eid, den er Magnus hatte ſchwören müſſen, zum Schweigen verbunden. Lange quälte er ſich ab, einen Mittelweg zwiſchen ſeiner vermeintlichen Pflicht gegen Magnus und ſeinen beſſeren, menſchlichen Gefühlen zu finden; endlich am Abende vor dem Tage, auf den ſeine Rückkehr feſtgeſetzt war, wagte er es, wenigſtens einen Ruf der Warnung ergehen zu laſſen, es dem Schickſal anheimgebend, ob er verſtanden und befolgt werden würde.

Knud und Erich ſaßen in der Halle beim Becher und Sivard mit ſeiner Harfe bei ihnen. Die Mitternacht nahte ſchon heran und Sivard erhob ſich, um Abſchied zu nehmen, da er morgen mit dem Früheſten aufbrechen wolle; aber ein Lied müſſe er ſeinen gütigen Wirthen zu guter Letzt noch gleichſam als Gaſtgeſchenk anſtimmen. Gern ward ihm die Erlaubniß dazu ertheilt, und nun ſang er ein Lied von dem Verrathe, den die Königinn Chriemhilde gegen ihre Brüder geübt. Ach, er hätte die ganze blutige Tragödie von den Niebelungen von Anfang an ſingen können, ſo viel Aehnlichkeit hat ſie mit der, die nun bald ſich bereiten ſollte. Wer kennt nicht die traurigen Verſe:

„Gunther und Hagen, die Recken wohlgethan,
Beriethen mit Untreuen ein Birſchen in dem Tann“ —?

Sivard endete ſein Lied tief bewegt und verließ auch die beiden Hörer voll eben ſo tiefer Theilnahme. Ach, ſie

galt leider nur den Helden des Liedes, nicht dem eigenen Schickſal!

Der Morgen des 7. Januar brach an. Der Herzog begab ſich ohne Begleitung zur verabredeten Stelle. Am Eingange des Waldes empfing ihn ein ſchweigender Ritter, — es war Ubbo Jarl — um ihn zu dem Orte zu führen, wo Magnus ſeiner harrte.

In einem Kreiſe hoher, uralter Bäume, die ihre entlaubten Rieſenäſte ſchauerlich über die ganze Runde verbreiteten, ſaß Magnus auf einem umgeſtürzten Baumſtamme. Bei ſeinem Anblick verließ Ubbo den Herzog und kehrte auf demſelben Wege zurück. Als ſeine Schritte, die in dem abgefallenen, regennaſſen Laube widerlich klatſchten, verhallt waren, ſchien es ganz einſam zu ſein. Magnus erhob ſich und ging ſeinem Vetter in großer, innerer Bewegung entgegen. Schweigend umarmte er ihn, und als er gefühlt hatte, daß Knud unter ſeinen Oberkleidern keinen Panzer trug, ſondern nur mit ſeinem Schwerte bewaffnet war, wurde er ruhiger und geſprächig. Sie ſaßen nun nebeneinander auf dem Baumſtamme und Magnus ſprach Vielerlei von ſeiner bevorſtehenden Pilgerfahrt, und ob er an den heiligen Stätten wohl Vergebung für alle ſeine Sünden finden würde, aber darunter war Nichts, was des Geheimniſſes werth ſchien, mit dem er dieſe Unterredung umgeben hatte. Dabei blickte er ſich bisweilen verſtohlen um, ſo daß Knud, dem die Zeit

lang zu werden anfing, und der vielleicht auch einiges Mißtrauen zu hegen begann, endlich aufſtand und ihn fragte:

„Was thuſt du ſo ängſtlich, lieber Vetter, und ſiehſt dich ſo ſcheu um? Sind wir nicht ganz allein? Oder meinſt du, ich hätte mein gegebenes Wort, allein zu kommen, nicht gehalten und uns Lauſcher beſtellt? Sprich nun dreiſt von den Geheimniſſen, die du mir anvertrauen wollteſt!“

Da erhob ſich auch Magnus und brach in lautes Lachen aus, das unheimlich unter den Bäumen verhallte. In demſelben Augenblicke raſchelte es von Schritten hinter den Stämmen und Gebüſchen, Waffen klirrten und geharniſchte Männer traten in die Runde. Verwundert blickte Knud Laward um ſich.

„Was iſt das? Was ſollen dieſe da?“ fragte er, einen Schritt zurücktretend und die Hand an's Schwert legend.

„„Jetzt wollen wir ſehen, wer von uns König ſein wird!““ hohnlachte Magnus und drang mit gezogenem Schwerte auf den armen Verrathenen ein, den ſchon die Verſchworenen, Heinrich Hinkefuß unter ihnen, mit blanken, mordbereiten Waffen umringten.

„Lange lebe der König! — aber was ſoll das hier?“ antwortete Knud, ebenfalls ſein Schwert ziehend. Doch ehe er es noch halb der Scheide entriſſen hatte, verſetzte

ihm der königliche Meuchelmörder, wüthend auf ihn einſpringend, den tödtlichen Hieb über das Haupt, und die Klingen der Verſchworenen rötheten ſich von dem Blute des edlen, wehrloſen Opfers. Da trat ein Augenblick furchtbarer Stille im ganzen Walde ein.

Als der in ſeinem Blute ſchwimmende Herzog ſeine letzten Athemzüge ausgehaucht hatte, flohen die ſcheußlichen Mörder, ſich nach allen vier Winden zerſtreuend.

III.

Die Rache.

Arme Holzfäller hatten nach wenigen Tagen die Leiche des Herzogs gefunden und auf ärmlicher Bahre nach Ringsted gebracht. Herzzerreißender Anblick! Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Trauerbotschaft durch das ganze Land, und nun zeigte es sich erst recht, wie lieb es den Ermordeten hatte. Alle Feierlichkeiten, die das Weihnachtsfest noch nach sich zog, wurden eingestellt; es war nicht anders, als ob ein Freund, ein Vater Aller gestorben wäre. Aber die tiefe Betrübniß, die dumpfe Bestürzung, die zunächst der Kunde gefolgt war, wich bald einer eben so großen, gerechten Erbitterung. Allgemein war das Geschrei nach Rache, ein Gefühl, das noch gesteigert wurde, als fromme Verehrung des Dahingeschiedenen das Gerücht verbreitete, aus seinem Blute sei eine Quelle entsprungen, so daß sein Andenken im Glanze eines Heiligen, eines Märtyrers zu strahlen begann. Den nächsten Verwandten des Herzogs, seinen beiden Brüdern lag es vor Allen ob, dem Rachedrange Ausdruck und Genüge

zu ſchaffen. Dieſe, Harald Keſia und Erich Emund, hatten ſich früher freilich ihres Bruders nicht ſonderlich würdig gezeigt, indem ſie das Land durch einen unnatürlichen Streit um ihr väterliches Erbe beunruhigt und ſich auch ſogar von dem Seeräuberhandwerk nicht frei gehalten hatten. Mit Mühe war es Knud Lawards gelungen, ſie zu verſöhnen und zu beſſern. Bei dieſer ernſten Veranlaſſung jedoch zeigten ſie ſich einig und von einem ihrer Sache würdigen Geiſte durchdrungen. König Niels hatte Befehl gegeben, den Leichnam des Ermordeten in aller Stille in der Ringſteder Kirche beizuſetzen, ſtatt ihm eine Ruheſtätte im Roeskilder Dome zu gewähren, wie angeſehene ſeeländiſche Edle verlangt hatten; er hatte auch ſonſt Alles gethan, um das Aufſehen der That zu mildern. Aber ſie ſchrie zu laut gen Himmel. Der König ward gezwungen, eine Volksverſammlung in Ringſted zur Unterſuchung des Mordes anzuberaumen und vor dieſer klagten Harald Keſia und Erich Emund frank und unerſchrocken den Magnus und ſeinen Anhang des Meuchelmordes, den König Niels aber der Mitwiſſenſchaft um denſelben an. Da brach ein gewaltiger Sturm gegen den König aus und wenig fehlte, daß er in dieſem Krone und Leben verloren hätte. Dem Erzbiſchofe Abſcer gelang es mit Aufbietung ſeines kirchlichen Anſehens und ſeiner ganzen geiſtlichen Macht, einen verbrecheriſchen Großen in den Augen des fromm-gläubigen Volkes zu entſchuldigen und den

Frieden wieder herzuſtellen. Magnus, der durch ſein Wegbleiben von der Tagſatzung hinlänglich ſeine Schuld eingeſtand, ward auf ewige Zeiten aus Dänemark verbannt und König Niels mußte einen feierlichen Eid ſchwören, daß er ihm niemals die Rückkehr geſtatten wolle.

Mußten auch mit dieſer Strafe die Kläger ſich vorläufig zufriedengeſtellt erklären, ſo waren durch ſie doch weder die Gefühle der trauernden Anhänger Knud Laward's beſchwichtigt, noch war der göttlichen Gerechtigkeit Genüge geſchehen. Gerade die Gelindigkeit der verhängten Strafe aber trieb die Mörder ins Verderben, indem ſie ſie veranlaßte, bald alle Scheu bei Seite zu ſetzen.

Grollend über den Beſchluß des Ringſteder Reichstages, der ihm ſeinen Sohn verbannte, hatte Niels die Inſeln verlaſſen und ſich nach Jütland begeben. Magnus aber war nach Gothland in ſein Königreich abgegangen, wo er zuerſt ſicher und guter Dinge lebte. Als er ſein Reich jedoch an den Schweden Swerker verloren hatte, kehrte er, als ob kein Reichstagsbeſchluß ihn je verbannt hätte, und zwar auf die ausdrückliche Einladung ſeines Vaters, der treulos genug war, ſeinen Eid zu brechen, nach Dänemark zurück. Noch aber durfte der Wille des Volkes nicht ſo frech mißachtet, noch das Andenken an einen geliebten Todten nicht ſo ſchamlos verſpottet werden. In Seeland und Schonen flammt zuerſt die Empörung auf, die Erich

Emund zu ihrer Leitung beruft. Kaiſer Lothar rückt auf Erich's Aufforderung, den ſchmählichen Tod ſeines Lehnsmannes und Freundes zu rächen, mit einem Heere an das Danawirk, und es ſieht ſchlimm genug für die beiden Könige aus. Aber die rechte Stunde hatte noch nicht geſchlagen. Harald Keſia war niederträchtig genug, um in den Beſitz Seelands zu gelangen, mit den Mördern ſeines Bruders Frieden zu ſchließen. Der deutſche Kaiſer aber glaubte genug erreicht zu haben, als Magnus in ſeinem Lager erſchien, viertauſend Mark Silber zahlte und die Oberherrſchaft Deutſchlands über Dänemark anerkannte; er zog mit ſeinem Heere ab. Der ſeiner Sache treugebliebene Erich wird wiederholentlich geſchlagen und muß fliehen. Er eilt nach Norwegen.

Daß in dieſem Rachekriege die nationalen Antipathien eine nicht unweſentliche Rolle geſpielt haben, daß die Partei, die in Knud Lawards Namen focht, als eine vorzugsweiſe ſächſiſche gegenüber der däniſchen der beiden Könige ſtand, geht unzweifelhaft aus der blutigen Verfolgung hervor, mit der die Sieger gerade die Sachſen unter den Beſiegten überall heimſuchten. So ließ z. B. Harald Keſia, der ganz und gar zu der königlichen Partei übergegangen war und in der letzten Schlacht ſogar gegen ſeinen Bruder Erich gekämpft hatte, nach der Eroberung von Roeskilde den dort wohnenden Deutſchen die Naſen abſchneiden und andere Grauſamkeiten zufügen. Dieſe Mißhandlungen

beſchworen noch einmal eine Kriegsgefahr von Seiten Lothars herauf, an den ſich die verſtümmelten Sachſen als an ihren natürlichen Beſchützer klagend gewendet hatten, aber wieder gab er ſich mit einer erneuten Huldigung, die König Magnus auf dem Reichstage zu Halberſtadt, um Oſtern 1134, leiſtete, zufrieden.

So ſchien es, wie es oft im Leben der Völker und der Einzelnen ſcheint, als ſollten der Frevel und die ſchamloſeſte Verhöhnung aller göttlichen und menſchlichen Geſetze Recht behalten, und als dürften ſie fürder ungeſtraft ihr freches Haupt emporheben. Die Mörder wähnten ſich denn auch ſicher, und trieben ihren Uebermuth weiter und weiter. Da aber folgten die Schläge des Schickſals blitzſchnell auf einander und ein ſchuldiges Haupt nach dem andern verfiel der gerechten Rache.

Erich Emund war in Norwegen nicht unthätig geweſen. Dank der freiſinnigen Gaſtfreundſchaft, die vor Alters wie heut in jenen unwirthbaren Bergen geübt wurde, gleichſam als ſollte die Wärme und Milde des Menſchengemüthes für die Rauhheit und den Froſt des Bodens Erſatz leiſten, fand er zahlreiche Freunde und Anhänger, die ſich bereit erklärten, ihm in der Ausführung ſeines Racheplanes bis zum Aeußerſten beizuſtehen. Mit dieſen fiel er noch im Frühjahr des Jahres 1134 in Schonen ein. Alle Unzufriedenen aus König Niels' Reichen, alle diejenigen, deren Herz der noch ungeſühnte

Mord des edlen, geliebten Herzogs mit Trauer und Erbitterung erfüllte, strömten ihm zu. — Die eben erst so blutig unterdrückte Partei lebte allenthalben und mächtiger denn sonst wieder auf. Eiligst kehrte Magnus aus Deutschland zurück; eiligst sagte Niels Heerfahrt gegen Schonen an. Mit einem ansehnlichen Heere landeten Beide in der Meeresbucht bei dem kleinen Städtlein Fodwyk in Schonen. Dort kam es zur Schlacht. Es war am zweiten Pfingsttage, dem 4. Juni 1134. Mit der äußersten Erbitterung stürzten sich die Schaaren Erich Emund's auf die Königlichen. Die alten Geschichtschreiber schildern das Blutbad als eines der fürchterlichsten, die jemals in den Kämpfen des wilden Nordens stattgefunden haben. Viele Tausende Gefallener bedeckten die Wahlstatt, die Erich Edmund als Sieger behauptete. *) Auf

*) „Die Entscheidung der Schlacht ward durch den einfachen Umstand bewirkt, daß ein Heer, welches zur See ankam, damals noch allein aus Fußvolk bestand. Dieses war ausgeschifft, bildete, unweit vom Ufer rottenweise aufgestellt, eine Masse von großer Ueberlegenheit, als aber sich die Staubwolke von Erich's Reiterei nur in der Ferne blicken ließ, fing gleich ein verstörtes Zurückweichen zu den Schiffen an, welches sich, als sie nun rasselnd heransprengte, in Flucht auflöste. Es war ein Sieg ohne Blutvergießen entschieden, dem ein Gemetzel ohne Gegenwehr folgte.“ Dahlmann. a. a. O. S. 235 u. 236.

einem Haufen Erſchlagener fand man die blutige, entſtellte Leiche des Königs Magnus, der verzweifelt kämpfend gefallen war. Auch Heinrich Hinkefuß, der Schürer des unheilvollen Brandes, war dem rächenden Stahle nicht entgangen. Drei jütländiſche Biſchöfe und ein ſchwediſcher, der Magnus treu geblieben war, als er ſein ſchwediſches Reich verloren hatte, lagen mit ſechzig Prieſtern unter den Todten. Der Biſchof von Schleswig entrann vom Schlachtfelde mit einer Wunde, von der er nicht wieder genas. Und König Niels? Verwundet, von wenigen Getreuen umgeben, entkam er zu Schiffe, kinderlos, ſcepterlos, muthlos.

Laſſen wir ihn ſeinen haſtigen, angſtvollen Pfad verfolgen, bis die Rache, um ihr Werk vollſtändig zu thun, auch ihm wieder begegnet und wenden wir uns inzwiſchen nach einem Theile des däniſchen Reiches, von dem wir noch nicht geſprochen haben, obwohl in ihm die Ermordung des Herzogs Knud den tiefſten, nachhaltigſten Eindruck gemacht hatte und machen mußte. Ich meine das eigene Herzogthum Knud Lawards, Süderjütland oder Schleswig.

Unter den vielen eigenthümlichen Einrichtungen der alten nordiſchen Lande iſt keine intereſſanter, als die der Gilden, von denen zu ſprechen der Verlauf unſrer Geſchichte nothwendig macht. Was wir heut unter dem Namen „Gilde“ kennen und verſtehen, giebt uns auch

nicht das geringste Bild von dem, was sie damals waren. Gehen wir also etwas näher auf ihre innere Beschaffenheit ein.

Die Gilden, auch Königs- und Knudsgilden genannt, finden sich in der Geschichte nach der Heiligsprechung König Knud's IV., der diese himmlische Würde seiner erkenntlichen Geistlichkeit verdankte, die er auf Kosten des übrigen Volkes so bevorzugt hatte, daß dies zu einer Empörung gedrängt ward, in der er sein Leben verlor. Die Gilden, zu seinem Andenken vermuthlich von Geistlichen gestiftet und unter seinem Schutzpatronat stehend, hatten anfänglich höchst wahrscheinlich nur geistliche Zwecke: gemeinsame Andachten, Unterhaltung und Stiftung von Kirchen und Klöstern, Unterstützung der Armen und der Pilger, Pflege der Kranken und ähnliche. Allmählig aber zog das Bedürfniß der Zeit, die Lage der äußern Verhältnisse mehr und mehr weltliche oder bürgerliche Zwecke in den Kreis der Gildegenossenschaften, ja am Ende waren die ursprünglichen geistlichen Ziele von den weltlichen ganz in den Hintergrund gedrängt. Da wechselten die Gilden später auch ihren Schutzpatron, sie wählten einen würdigeren Mann dazu, als König Knud gewesen war, nämlich Herzog Knud Laward, der zwar kein Märtyrer der Kirche, wohl aber ein Vorkämpfer der Gesittung und Aufklärung gewesen war. So erscheinen die Gilden denn als eine Brüderschaft, deren Hauptzweck

ſich kurz folgendermaßen zuſammenfaſſen läßt. Sie erſtrebten einen gegenſeitigen Schutz des Einzelnen, der zur Gilde gehörte, gegen die Beeinträchtigungen aller außerhalb derſelben Stehenden.

In jenem Zeitalter der unvollkommenen Geſetzgebung, der machtloſen Gerichtsbarkeit und der leidenſchaftlichen Rohheit, die jedes Geſetzes ſpottete und nur das Recht der Stärke anerkannte, konnte dieſer Zweck nur durch ſtrenge Durchführung des Geſetzes der Blutrache erreicht werden. War dieſe aber Fundamentalſatz der Gilden' ſo ergiebt ſich daraus ihr Charakter im Uebrigen von ſelbſt. Wurde ein Gildebruder getödtet, ſo war es heilige Pflicht der ganzen Gilde, zunächſt die feſtgeſetzte Geldbuße zum Beſten der Hinterbliebenen des Ermordeten von ſeinem Mörder einzutreiben. War dies nicht möglich, oder weigerte ſich der Mörder, die Mannbuße zu entrichten, ſo war er der Rache der geſammten Gilde verfallen, und bei der Ausdehnung und der Macht dieſer Verbindung war es ſchwer, ihr zu entgehen. Weſentlich trug zu dem Anſehen und der Macht der Gilden die ihnen gewordene Vergünſtigung der ausgedehnteſten Gerichtsbarkeit über alle Gildemitglieder bei, ſo daß alle Angelegenheiten zwiſchen zwei Gildebrüdern dem Arme der gewöhnlichen Gerichte vollſtändig entzogen waren. Der Gefahr, die in dieſer Bevorzugung lag, begegnete die Thatſache, daß die Gilden nur unbeſcholtene Mitglieder aufnahmen und

unter ſich duldeten. Hören wir, um ein lebendiges Bild dieſer anziehenden Brüderſchaften zu erhalten, einige ihrer Statuten, die uns noch aufbewahrt ſind: *)

„Wenn ein Gildebruder den andern tödtet, ſo ſoll er 40 Mark Buße an die Erben des Verſtorbenen und 3 Mark an die Gilde erlegen, und zugleich als ein Nichtswürdiger aus der Gilde ausgeſtoßen werden. Wenn hingegen ein Gildebruder Jemand tödtet, der nicht zu der Gilde gehört und die Brüder ſind gegenwärtig, ſo ſollen ſie ihn aus der Lebensgefahr erretten. Befindet er ſich am Meere und will ſeine Flucht über dieſes bewerkſtelligen, ſo ſollen ſie ihm ein Boot mit Rudern und Schöpfkelle, Feuerzeug und eine Axt verſchaffen, und ſpäter helfe er ſich, wie er kann. Bedarf er aber eines Pferdes, ſo ſollen ſie ihm zum Walde folgen und ihm auf einen Tag und eine Nacht unentgeltlich ein Pferd verſchaffen. Iſt ein Gildebruder anweſend, wenn einer ſeiner Brüder getödtet wird, und kommt er ihm nicht zu Hülfe, ſo wird er als ein Nichtswürdiger aus der Geſellſchaft geſtoßen. Verliert Einer ſein Geld, ſo ſoll jeder Gildebruder bei dem nächſten Trinkgelage ihm nach eigenem Belieben geben; brennt das Haus irgend eines Bruders ab, oder leidet er Schiffbruch, oder will er eine Wallfahrt antreten, ſo ſoll jeder Bruder ihm drei

*) Nach Allen, Geſch. v. Dänem. S. 85 u. vorherg.

Pfennige geben. Kein Bruder darf dem andern in Handel und Wandel durch Vorkauf oder auf andere Weiſe Schaden zufügen. Wird ein Gildebruder gefährlich krank und bedarf der Hülfe der Brüder, ſo ſollen ſie je zwei und zwei bei ihm wachen, bis es ſich mit ihm beſſert. Stirbt er, ſo ſollen vier Brüder Wache halten bei der Leiche und alle Gildebrüder einen Beitrag zu ſeinem Begräbniß hergeben, die Leiche begleiten und ſie zu Grabe tragen.“

Eine Vereinigung, wie die der Gilden, mußte in den damaligen Zeiten, abgeſehen von ihren praktiſchen Vortheilen, bald von der größten geiſtigen Bedeutung werden. Wie mußte ſie ihre Angehörigen zu männlicher Selbſtſtändigkeit und zum Selbſtbewußtſein leiten, dadurch, daß ſie dieſe gewöhnte, ſich als Glieder einer ſo großen, geachteten und gefürchteten Geſellſchaft zu fühlen; wie mußte ſie allgemeinmenſchliche Vorſtellungen befördern helfen, wenn der Bauer und der Ritter, der Handwerker und der Landesfürſt, als Glieder eines Ganzen, ſich als Brüder zu lieben und einander beizuſtehen genöthigt wurden!

Nun war die Verbreitung der Gilden aber nirgends mächtiger als im Herzogthum Schleswig; in ſeiner Hauptſtadt Hedaby, dem heutigen Schleswig, gehörte ihr der Kern der Bürgerſchaft an. Nun war Herzog Knud Lawards Gildebruder, ſogar Aeltermann und ihr eifriger

Förderer geweſen — wo hätte alſo der Drang nach Rache für ſeine Ermordung glühender ſein können, als hier, wo die heilig gehaltene Pflicht des Bundesbruders zugleich mit der Liebe des Unterthans zur Vergeltung anſpornte!

Welch' düſtres Verhängniß alſo, o König Niels, trieb dich, die flüchtigen Schritte, welche dich von den blutigen Feldern von Fodwyk hinwegtrugen, nach der Stadt an der Schlei zu lenken? Da lag ſie im Sonnenglanze des 25. Junitages 1134 vor deinen Füßen, ſo friedlich, ſo verlockend. Die ſilberne Schlei ſchlang lächelnd ihren glänzenden Arm um die weißen Häuſer und die grünen Gärten dazwiſchen. Einer aus dem Gefolge des Königs aber ritt zu ihm heran und ſagte:

„Da unten in Hedaby gilt ein ſtrenges Gildegeſetz. Kein Gildebruder darf den Mord oder die Beſchädigung eines Gildebruders ungerächt laſſen, und Knud Lawards hat, dieweil er lebte, dieſer Gilde als Beſchützer und Aeltermann angehört.“

Der flüchtige und entmuthigte König raffte noch einmal all' ſeinen Stolz zuſammen und antwortete auf dieſe Warnung mit echt königlichem Uebermuth:

„Wie? Sollen wir uns vor Gerbern und Schuſtern fürchten?“ Da ritt der Warner allein eine andere Straße. Es war Harald Keſia.

Der König aber und die Uebrigen ſeines Gefolges

ritten in Schleswig ein. Alles war ſtill, die Straßen lagen wie ausgeſtorben. Endlich ſchritt die Straße herauf ein Zug Geiſtlicher dem König entgegen mit Fahnen und Rauchgefäßen, um ihn in der Stadt willkommen zu heißen. Aber plötzlich tönte eine Glocke, die Gildeglocke, die Thore ſchloſſen ſich hinter dem Zuge des Königs, und von allen Seiten brauste die Bürgerſchaft in Waffen heran.

Da rieth man dem Könige, als ſchon links und rechts ſeine Getreuen durchbohrt von den Roſſen ſanken, ſich in die Peterskirche zu flüchten. Er aber hielt es eines Königs würdiger, in dem Schloſſe ſeiner Väter zu enden. Dorthin dann folgten ihm die Gerber und Schuſter und ſchlugen ihn todt ſammt ſeinem ganzen ritterlichen Anhange.

Nachdem ſo der Letzte der Mörder des Herzogs Knud von der gerechten Strafe ereilt worden war, brach über das däniſche Reich eine Zeit der größten Verwirrung und der heilloſeſten Gewalt herein. Nicht weniger als fünf Bewerber um die Krone traten auf, die ſich meiſt durch Schandthaten aller Art, durch Grauſamkeit, Hinterliſt, Eidbruch und Meuchelmord ein trauriges Andenken in der Geſchichte geſtiftet haben. Nur Einer war unter ihnen von edlerem Schlage, und ihm gelang es zuletzt im Jahre 1157, alſo nach einem Vierteljahrhundert des Blutvergießens und des Bürgerzwiſtes, die Krone des

ganzen Reiches unbeſtritten auf ſein Haupt zu ſetzen. Er hieß Waldemar; ſein Volk, für das mit ihm eine glücklichere, ruhmvolle Zeit anbrach, hat ihm den Beinamen „der Große“ gegeben, den die Geſchichte nun vollkommen zu beſtätigen hat. Er war einer der größten Könige des Nordens.

Wer gewahrte aber nun nicht einen wundervoll geordneten Kreislauf der Schickſale, und wer ſähe nicht die Rache für einen edlen, unſchuldig gemordeten Mann auf's Herrlichſte beſchloſſen, wenn er vernimmt, daß Waldemar I., welcher nun auf König Niels' und Magnus' Thronen ſaß, der Sohn des durch ſie gemordeten Herzogs Knud Lawards war?

Intermezzo.

Das waren entsetzliche, peinvolle Tage, die auf den 6. Juli 1849 folgenden! Jede Stunde fast brachte neue Einzelnheiten über das Unglück vor Fridericia, und wie aus einer jeden eine immer schönere, immer leuchtendere Glorie für das Heldenhäuflein Schleswig-Holsteins brach, so ward das Dunkel der Scham, der tiefsten Schmach, die sich auf den preußischen Namen wälzte, immer dichter, immer unheimlicher.

Noch hatten wir keine Zeitung gelesen, aber wir kannten schon Alle das Urtheil der öffentlichen Meinung. Schleswig-Holstein hatte geblutet, aber von Preußen wird sie Rechenschaft für jeden Tropfen des verströmten deutschen Blutes fordern; welche Fehler und Versehen auch das Unheil ermöglichten, alle diese Nebenumstände, wird sie sagen, wären unerheblich, ungefährlich gewesen ohne Preußens Verrath.

Drei Tage lang vermochte ich es nicht, meinen Freunden in Sundewitt unter die Augen zu treten. Endlich, am Nachmittage des vierten, überwand ich mich und machte mich auf den wohlbekannten Weg.

Es waren dieſelben Hügel und Bäume, es war noch immer derſelbe Meeresſpiegel; die Vögel zwitſcherten in den Büſchen zu meiner Seite wie ſonſt und zu meinen Füßen blühten die alten Blumen, die treuaugigen Blumen, die nie etwas Anderes ſcheinen wollen, als ſie ſind; auch die Hunde umkläfften die Hufe meines Pferdes gleichwie das erſte und wie noch das letzte Mal. Mir aber ſchien jeder Laut der Natur widerlich gedämpft und die Gegend wie mit einem ſchwarzen Flor verhangen.

Ich erreichte das Förſterhaus, band mein Pferd draußen an, da mir Niemand wie ſonſt freundlich und hülfreich entgegenſtürzte, ging durch die Roſenhecke die ſteinernden Stufen zur Hausthür hinauf, trat in den Corridor — Alles war leer und ſtill.

Befremdet blieb ich ſteh'n und lauſchte. Im Wohnzimmer glaubte ich Geräuſch zu vernehmen, ſchritt über den Flur und klinkte leiſe die Thür auf. Da aber ſtand ich erſtarrt, von einem herzzerreißenden Anblick erſchüttert.

Auf dem Sopha lehnte die Mutter im heftigſten Weinen wie aufgelöſt, vor ihr kniete die Tochter, das Haupt in den mütterlichen Schooß gedrückt, und nur an dem krampfhaften Zucken ihres Körpers gewahrte ich,

daß auch ſie ſchluchze und weine. In der Nähe des Fenſters aber ſtand der Förſter, das helle Auge, in dem die letzte Spur einer zerdrückten Thräne blinkte, mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke gen Himmel gerichtet. An dem herabhängenden Arme ballte ſich krampfhaft ſeine einzige Fauſt, der ein auf der Erde liegender zerknitterter Brief eben entfallen zu ſein ſchien. Welche neue Kunde von dem allgemeinen Unglück enthielt er, die ſchwer genug war, einen ſo leidenſchaftlichen Schmerz hervorzurufen? Ich blieb nicht lange im Zweifel. Der Sohn des Hauſes war vor Fridericia gefallen.

Da litt es mich nicht länger bei dieſen Leuten; ich ſtürmte davon.

Verzehrender kann das Gewand der Dejanira auf Hercules' Gliedern nicht gebrannt haben, als auf den meinigen die preußiſche Uniform brannte. —

Wohin ich in den nächſten Tagen kommen mochte, überall wiederholten ſich ähnliche, innerſt zum Herzen dringende Auftritte. Preußen war das Unglück des Landes, und ich — ich fühlte mich als einen Theil dieſes Ganzen. O, wie weh that die begütigende Aeußerung der Freunde damals: „Sie können ja Nichts dafür! Was vermag der Einzelne denn gegen ein ganzes Volk!“ Auch ich hatte wohl unter andern Umſtänden dieſen Grundſatz mit bekannt, hier aber mahnten die Thatſachen zu grell; ich erſchrak vor ſeiner Gewiſſen und Ehrgefühl

einſchläfernden Sophiſtik und ſtrebte mit allen Kräften aus ſeinen Banden hinaus. Wohl kann der Einzelne die Thorheit oder Schlechtigkeit einer Geſammtheit nicht hemmen, aber nimmermehr ſoll er ſich ſoweit ſeiner Perſönlichkeit entäußern, daß er ſich ſchweigend und durch ſein Verſtummen beiſtimmend dem Zuge in die Gemeinheit hinein anſchließt, weil er ihn nicht aufhalten kann. Vor Mit- und Nachwelt gegen ein begangenes Unrecht wenigſtens zu proteſtiren, die Freiheit muß Jedem und unter allen Umſtänden bleiben. Und hier blieb mir mehr. Hier konnte ich, ſoviel an meinem Theile war, wieder gut zu machen ſuchen.

Es fehlte nicht an Mahnenden, die mich offen und ehrlich aufforderten: „Marſchiren Sie nicht zurück mit ihren Landsleuten; bleiben Sie bei uns und treten Sie in unſre Armee. Wir brauchen Herzen, die aufrichtig für unſre Sache ſchlagen und Arme, die geübt ſind, ſie zu verfechten. Sie begehen damit freilich ein Verbrechen gegen den Buchſtaben eines von Menſchenwitz und Herrendienerei erklügelten Geſetzes, aber Sie handeln in Uebereinſtimmung mit dem ewigen Geſetze Gottes, das Treuloſigkeit und Verrath zu meiden und zu haſſen gebietet, auch wenn ſie von ſeinen vermeintlichen Stellvertretern auf Erden geboten werden!“

In der That, in vollſtändiger Uebereinſtimmung mit dieſen Mahnungen von außen her ſprach von Anfang an

die Stimme in meinem Innern. Das Daimonion des Sokrates also und Immanuel Kant's kategorischer Imperativ — was vermochten dagegen die sämmtlichen königlich preußischen Kriegsartikel, die von der Desertion handeln?

Auch der Segen der Kirche fehlte meinem Vorhaben nicht. Ich erzähle davon nicht, weil ich Gewicht auf ihn gelegt hätte oder legte, sondern als einen Beweis, wie in dem allgemeinen Aufschwung patriotischer Gefühle die conventionellen Ansichten und Aufstellungen von der Heiligkeit dieser oder jener Ceremonie untergegangen waren.

Ich befand mich eines Abends in einer Gesellschaft von Bewohnern der Umgegend unsres Standquartiers, unter denen auch ein Geistlicher war. Alle Anwesenden waren wohlbekannte, zuverlässige Patrioten; es konnte also offen von meinem Vorhaben, aus der preußischen Armee zu desertiren, und von den geeignetsten Mitteln, die Flucht zu bewerkstelligen, gesprochen werden. Mit Rücksicht auf den anwesenden Prediger, einen Mann in mittleren Jahren, von würdigstem Aeußeren, gedachte ich des von mir geschworenen militairischen Eides, zwar nicht zur Fahne aber auf die Kanone, wie es bei der Artillerie üblich ist, und der Nothwendigkeit, ihn zu brechen. Alle nahmen natürlich jenen Eid als eine Aeußerlichkeit, die noch dazu erzwungen werde, sehr leicht; der Prediger

allein ſchwieg. Am ſpäten Abend jedoch, als die Geſellſchaft auseinander ging, nahm der Paſtor mich bei Seite, wünſchte mir Gutenacht und Lebewohl mit einem kräftigen Händedruck und fügte hinzu:

„Wenn Sie eine Bibel bekommen können, ſo leſen Sie doch einmal den Jeſus Sirach, Capitel 4, Vers 32 und 33 nach. Das wird Etwas für Sie in Ihrer gegenwärtigen Lage ſein. Und damit Glück auf den Weg, mein lieber, junger Freund!“

Das Erſte, was ich am andern Morgen that, war, daß ich in meinem Quartiere eine Bibel aufzutreiben ſuchte, was denn auch bald gelang. Ich ſchlug die bezeichnete Stelle auf und traf auf Worte, die über alle Erwartung herrlich ſind, und auf die ich nie vorher geſtoßen war. Sie lauten:

„Diene einem Narren in ſeiner Sache nicht und ſiehe ſeine Gewalt nicht an.“

„Sondern vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, ſo wird Gott, der Herr, für dich ſtreiten.“

Begreiflich iſt es, daß dieſe Stelle ſich nicht unter den Bibelſprüchen befindet, die wir in unſerer Kindheit — Gott ſei's geklagt! — auswendig lernen müſſen, aber unbegreiflich iſt es, daß noch kein deutſcher Staatsanwalt ſie, die Hochverrath und Revolution athmet, denuncirt und auf ihre Vernichtung angetragen hat.

Wir haben die Worte des weiſen Sirach in der Folge

bei meinen Handlungen noch oft wie ein Wahlſpruch vorgeſchwebt und noch oft habe ich des freundlichen, würdigen Pfarrers gedacht, der mir ihre Kenntniß erſchloſſen hatte.

Nicht Jeſus Sirach indeſſen, wohl aber ein anderer Schriftſteller war es, der wirklich auf die Ausführung meines Entſchluſſes den mächtigſten Einfluß geübt hat. Mit Stolz nenne ich ihn einen Deutſchen, mit Freude ſehe ich ihn noch heute unter den Lebenden wandeln, und innigen Dank zolle ich ihm bis auf dieſen Augenblick dafür, daß ſeine geharniſchten Worte damals mit dazu beitrugen, mich auf dem Wege der Ehre und der Treue zu erhalten. Ich meine Gervinus.

In unſere Lagerabgeſchiedenheit drang an deutſchen Zeitungen vorzüglich nur ein Blatt, eins, das mit dem Kriege entſtanden war und mit ihm auch verſchwand, der „Oſtſee-Telegraph“, ein flensburger Correſpondenz-, Gewerbe- und Anzeigeblatt für Stadt und Land. Dies enthielt in ſeinen Nummern vom 1ſten und 2ten Auguſt den Aufſatz, den Gervinus einige Tage vorher in der „Deutſchen Zeitung“ hatte erſcheinen laſſen. Durch jede Stelle dieſes Aufſatzes, eines herrlichen Denkmals deutſchen Charakters und eines Muſters deutſcher Beredſamkeit, fühlte ich das Richtige und Wahre in bewundernswürdiger Weiſe getroffen und einige Abſchnitte in ihm berührten mich, als ſeien ſie direct zu mir geſprochen. Da heißt

es, nachdem die Lage der Dinge und die Pflichten der einzelnen Staaten und Gewalten dem von Preußen abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande gegenüber in einer meiſterhaften, energiſchen Weiſe geſchildert ſind, gegen den Schluß unter Anderm:

„Für eine Sache einzuſtehen, die einmal als eine gerechte und ächte erkannt worden iſt, ſollte uns kein Bedenken verhindern, keine Gefahr abhalten, kein unſicherer Ausgang beirren. Oeffnet ſich in Schleswig-Holſtein noch einmal der Kampfraum, auf dem ſich dieſe Scharte auswetzen läßt, ſo treffe Schande den, der die Unterſtützung, die ihm möglich iſt, zu bringen unterläßt. Iſt es aber ſo, daß wir dieſe ſchleswig-holſteiniſche Sache, in der wir unſere Ehre verpfändet haben, aufgeben laſſen und ſelber aufgeben, haben wir wirklich alle Empfindlichkeit verloren, die uns Unterdrückung bitter und Schande unerträglich macht, dann allerdings iſt auch der Zeitpunkt gekommen, wo das Volk den Ruhm nicht, nein jeden Anſpruch an Tapferkeit und Politik verloren hat, wo ſich der Einzelne wehmüthig auf ſein Ich zurückziehen und ſeine Hoffnung auf die verzweifelte Stunde ſetzen muß, wo dies mattherzige, lebende Geſchlecht abgerufen wird, um einem andern Platz zu machen, das mehr Leidenſchaft für vaterländiſche Ehre und mehr Galle gegen Anmaßung und Willkür beſitzt.“

So glühende Worte fielen in mein Inneres wie

Funken in ein offenes Pulverfaß. Mein Entſchluß ſtand unwiderruflich feſt. Mit Gervinus' Worten auf meinem Schilde war ich freudig bereit, allen Kriegsgerichten der Welt gegenüber zu treten.

Wir verließen die düppler Höhen am 6. Auguſt und trafen am folgenden Mittage in Flensburg ein. Unterwegs ſahen wir eine große Anzahl gleichfalls zurückkehrender Preußen, namentlich ſolcher, die in Jütland geweſen waren. Immer klang mir bei ihrem Anblicke der Refrain in den Ohren:

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre iſt verloren!
Rückwärts, rückwärts, ſtolzer Cid.“

Die Compagnie, bei welcher ich noch ſtand, war in einer eigenthümlichen Stimmung, die keinenfalls weit von Oppoſition war. Lieder, wie „Noch iſt Polen nicht verloren“, wurden während des ganzen Marſches geſungen, und als wir in der Gegend von Kruſau, nördlich von Flensburg, einem ſchleswig-holſteiniſchen Stabsofficier und ſodann einer Abtheilung ſchleswig-holſteiniſcher Dragoner begegneten, brachen die Sympathieen für die nunmehr von uns im Stiche gelaſſene Sache in nicht enden wollenden Hurrah's aus. Dieſe unterbrach ein Major von der Artillerie, indem er heranſprengte und uns in barſchem Tone eine Rede hielt, deren Sinn etwa war, wir ſollten hinfort in Reih' und Glied marſchiren, die

Vorüberziehenden nicht „anbrüllen“ und Lebehochs nur auf Commando unſerer Herren Vorgeſetzten ausbringen. Als er den Rücken gewandt hatte, ſtimmte Einer von uns den ſchönen Geſang an: „Geduldig trag' ich alle meine Leiden,“ in den wir Andern leiſe einfielen.

Gleich nach unſerm Einrücken in Flensburg ward von meinen dortigen mitverſchwornen Freunden und mir Kriegsrath gehalten, wie meine Deſertion am Beſten zu bewerkſtelligen ſei. Weiter mitzumarſchiren und dann auf eine günſtige Gelegenheit zu warten, ſchien nicht räthlich, da ich im ſüdlichen Schleswig der theilnehmenden Bekannten entbehrte, die mir in der Nähe unſeres Kriegsſchauplatzes mit Rath und That zur Seite zu ſtehen bereit waren. So ward denn ausgemacht, ich ſollte gleich am ſelben Tage, dem 7. Auguſt, ſpät Abends den Weg auf die Beſitzung eines nahe bei Flensburg wohnenden Patrioten antreten. Hier befand ſich eine Oelmühle, deren Betrieb aber während der Kriegszeit eingeſtellt worden war. Somit ſtand auch das kleine neben der Mühle befindliche Häuschen leer, das ſonſt den Müllergeſellen und Müllerburſchen zur Wohnung gedient hatte. Hier war hinreichender Raum und hinreichende Sicherheit. Meine Verborgenheit brauchte ja auch nur bis zum Abzuge der letzten preußiſchen Truppen zu dauern, dann — ſo wähnte ich — ſtände meinem Wiederhervor-

treten und meiner Einreihung in die ſchleswig-holſteiniſche Armee Nichts mehr im Wege.

Die verhängnißvolle Stunde ſchlug. Mir war leicht und fröhlich zu Muth wie Einem, der ſich eines reinen, mannlichen Entſchluſſes bewußt iſt. Es iſt ein köſtliches Gefühl, die Brücke, die mit der Vergangenheit verbindet, abgeworfen zu haben und ein neues Leben vor ſich zu ſehen. Blieb auch Manches dahinten zurück, das ich nicht gern verließ, war ich auch der Gefahr ausgeſetzt, Manches zu verlieren, was mir lieb und theuer war, mußte ich auch gefaßt ſein, Befremdung, Tadel, Entrüſtung über meine Handlung von den Nächſten daheim zu erfahren, was vermochten alle dieſe nur ſchüchtern ſich regenden Bedenken gegen die laut mahnende Stimme eines auf's Aeußerſte gereizten Ehrgefühls!

Ich legte in meinem Quartier Stück für Stück meiner preußiſchen Armatur, den Helm, den Säbel, den Torniſter u. ſ. w. zurecht, damit am andern Morgen Alles leicht zu finden ſei, wenn meine Perſon als verſchwunden gemeldet werden mußte. Wie eine ſymboliſche Handlung ſah ich dieſe Verrichtung an, wie eine Scheidung von dem Preußenthum, dem anzugehören mir nun unmöglich geworden war. Mit Freuden und Hingebung hätte ich mein Leben lang dem Preußen gedient, das, die Fahne des klaren, conſequenten Proteſtantismus tragend, den aufgeklärten, vorgeſchrittenen Theil Deutſchlands darſtellte,

dem Preußen, das, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß „Preußiſch“ und „Deutſch“ Eins und Daſſelbe ſeien, kein Opfer darin erblickte, in Deutſchland aufzugehen, dem Preußen, das, wenn es hätte ſein müſſen, gegen Rußland, Frankreich und das ſlaviſche Oeſterreich zugleich die Ehre des deutſchen Namens kühn und unerſchrocken vertheidigt hätte, aber für das Preußen, das nun undeutſch und widerdeutſch geworden war, hatte ich ſo wenig Sympathieen, wie für China oder Hottentottenland.

So wanderte ich denn, die wenigen Habſeligkeiten, die ich im Felde bei mir geführt hatte, in ein Bündel geſchnürt, die gen Oſten führende Straße Flensburgs hinab. Es war dunkel, nur wenige noch brennende Laternen warfen ein ungewiſſes Licht auf meinen Pfad; einzelne Kameraden, die aus Wirthshäuſern zurückkehrten, gingen an mir vorbei, ohne mich jedoch zu erkennen oder mich aufzuhalten. Ich erreichte den Ausgang der Straße, durchſchnitt die Hohlwege, eine Art Vorſtadt Flensburgs, in der nicht gerade die beſtberufenen Bewohner der Stadt hauſen, und gelangte auf die Landſtraße, die durch die Landſchaft Angeln nach dem Flecken Kappeln führt.

Kaum war ich auf dieſer eine halbe Stunde fortgewandelt, als ich an eine Brücke kam, auf die mich meine Freunde in Flensburg aufmerkſam gemacht hatten, als ſie mir meinen Weg beſchrieben. Hier ſollte ich meinen Gaſtfreund, den ich vorher noch nie geſehen hatte,

meiner harrend, treffen. Richtig! eine dunkle Geſtalt lehnte am Geländer der Brücke. Ich redete ſie an, wenige Worte reichten hin, uns zu verſtändigen; es war der Erwartete.

Wir bogen nun links von der Landſtraße in einen Nebenweg ein und kamen nach wenigen Minuten an meinem Aſyle an. Die Mühle ragte mit ihren vier ausgeſtreckten Armen wie ein Rieſengeſpenſt in den Nachthimmel hinein, etwas ſeitwärts von ihr ſtand das niedere, kleine, weißgetünchte Häuschen, das mich für einige Zeit unter ſeinem Dache aufnehmen ſollte.

Wir traten ein; in dem Zimmer rechts vom Eingange ließen ſich Stimmen vernehmen und Lichtſchein fiel durch die Ritzen der Thür. Als dieſe ſich öffnete, welche Ueberraſchung erfuhr ich! Zwei meiner Kameraden bewillkommneten mich jubelnd als ihren Schickſalsgefährten. Beide hatten denſelben Entſchluß wie ich gefaßt, beide ſich an die gleichen gemeinſchaftlichen Bekannten zur Ausführung deſſelben gewandt und beiden war dieſelbe Zufluchtſtätte wie mir eingeräumt worden. Die kluge Rückſicht, bei einem etwaigen Scheitern des Planes nicht als Complottiſten härter beſtraft zu werden, hatte ſie veranlaßt, ihre Abſicht vor mir geheim zu halten, wie auch ich denn keine Mitwiſſer meines Geheimniſſes unter meinen Kameraden gehabt hatte.

Daß wir unſrer drei waren, gereichte uns in der

Zeit, die nun für uns begann, zur größten Annehmlichkeit. Denn eigentlich lebten wir das Leben von Gefangenen. Bei Tage verließen wir unser Zimmer nicht, dessen Fenster überdies an der untern Hälfte dicht verhüllt waren, damit kein neugieriges Auge hereinspähen könnte; nur in der Abenddämmerung war uns von unsern vorsorglichen Wirthen gestattet, in nächster Nähe unseres Häuschens spaziren zu gehen und frische Luft zu schöpfen. Nur wenige Male während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in unserm Versteck erhielten wir Erlaubniß, den Garten zu betreten, der das einige hundert Schritt von der Mühle liegende Wohnhaus unsrer Gastfreunde umgab, um uns hier an den köstlichen Himbeeren und Johannistrauben zu laben, die in Fülle gewachsen waren. Das waren festliche Stunden! Die Knechte und Mägde waren zu der Zeit im Felde bei den Erntearbeiten beschäftigt, so konnten wir nach Herzenslust die Luft der holden Freiheit schlürfen und dazu die herrlichen, selbstgepflückten Früchte genießen.

Das Geheimniß unsers Daseins hatten anfänglich nur drei Personen, unser Wirth, seine Frau und eine erwachsene Tochter, getheilt; allmählig aber hatte Einer nach dem Andern vom Gesinde mit hineingezogen werden müssen, natürlich ohne jedoch über unser wahres Wesen aufgeklärt zu werden. Unsere Wirthinn, eine lebhafte, liebenswürdige Frau, besaß ein vorzügliches Talent, ihre Leute irre zu machen und unsere Persönlichkeiten mit einem mährchenhaften Nebel

zu umgeben, durch den neugierige Augen nicht hindurchzublicken vermochten.

Einſt ſollten wir Beſuch von einem Lehrer des flensburger Gymnaſiums erhalten. Da ſagte ſie am Tage vorher zu ihrem Geſinde in der Küche:

„Morgen wird der Lehrer kommen, um ſeine Zöglinge zu beſuchen; ich hoffe, ſie werden ihre Arbeiten zu ſeiner Zufriedenheit gemacht haben; ſie ſitzen ja den ganzen Tag eingeſperrt und arbeiten ſo fleißig!“

Tags nach dem Beſuche äußerte ſie:

„Ich weiß nicht, der Lehrer iſt doch ſonſt ein ſo liebenswürdiger, ſanfter Mann; aber ſeinen Zöglingen gegenüber iſt er ganz anders, ſo ſtrenge — o! er läßt den armen Jungen auch nicht die geringſte Freiheit!“

Ein anderes Mal, während ſie die Beſtandtheile unſeres Mittagsmahls, das ſtets ſehr reichlich ausgeſtattet war, zuſammenpackte, um es uns, wie meiſtens, ſelbſt zu bringen, ſagte ſie mit Bezug auf die großen Portionen:

„Die jungen Leute müſſen ſich doch ſtärken! Es ſind ſo rechte, ſchwächliche Stadtkinder, denen die Landluft und die ländliche Koſt erſt noch Kräfte geben ſollen, da ſie nun bald Soldaten werden müſſen.“

Die kleinen Komödien, die ſie auf dieſe Weiſe ſpielte, erzählte unſre heitre Wirthinn uns ſelbſt wieder und dies in einer ſo drolligen Weiſe, daß es zum Todtlachen war.

Endlich, gegen Ende des Monats Auguſt, als der

preußiſche Truppentheil, zu dem wir ehedem gehört hatten, längſt in der Heimath ſein mußte, machten wir uns auf den Weg, um unſern Eintritt in die ſchleswig-holſteiniſche Armee zu bewerkſtelligen. Damit begann für uns eine Zeit großer Enttäuſchungen und tiefer Niedergeſchlagenheit.

Ueberall, wo wir uns mit unſerm Geſuche vorſtellten, zollte man unſrer aufopfernden Handlung große Anerkennung und ſtattete uns wohl gar den Dank des Landes für unſern Edelmuth ab, aber uns in die Armee aufnehmen — das war eine Unmöglichkeit gegenüber der großen Anzahl preußiſcher Officiere, die das ſchleswig-holſteiniſche Heer enthielt, namentlich derjenigen, die noch im preußiſchen Dienſte ſtanden und nur urlaubsweiſe in die Bataillone der Herzogthümer getreten waren. Bei den Statthaltern, bei dem Departementschef des Krieges, bei den eingebornen Oberofficieren, an die wir uns wandten, — überall daſſelbe Lied, in Kiel wie in Rendsburg und in den kleineren Garniſonen. Höchſtens wäre eine Ausſicht, ſagte man uns, bei Wiederausbruch des Krieges, da nähme man es mit dem Woher und der Vergangenheit Eines, der ſeine Dienſte anböte, nicht ſo genau.

Das war eine rath- und troſtloſe Lage, in der wir uns da befanden! Soviel hatten wir gewagt und preisgegeben und das Alles ſollte nun umſonſt ſein!

Wir ließen indeß den Muth nicht ſinken, ſondern ſchickten uns an, in Geduld der beſſern Zeit zu harren. Ein Unterkommen für dieſe Zeit des Abwartens zu finden, war nun die nächſte Sorge. Es glückte meinen beiden Kameraden nach einigem Harren, und ich ſelbſt fand ſehr bald in Angeln, wohin ich mich wieder begeben hatte, weil mich die ſchöne Natur des fruchtbaren Landſtriches beſonders anzog und weil ich hier meinen Freunden in Flensburg und in Sundewitt nahe war, eine Stellung als Hauslehrer.

Mein neues Aſyl war ein einſam gelegener Hof, etwa 2 Stunden von Flensburg entfernt. Im Innern des Hauſes ſah es nicht beſonders freundlich aus. Der Vater meiner Zöglinge ward den größten Theil der Woche durch ſein Amt fern vom Hauſe gehalten, die Mutter war längſt geſtorben und ſo beſtanden meine Hausgenoſſen gewöhnlich in dem Verwalter, einem braven, aber ungebildeten Manne in mittleren Jahren, der am liebſten das däniſche Patois ſprach, das in den nördlichen Diſtricten Schleswigs noch Sprache des Volkes iſt, einer ältlichen und kränklichen Gouvernante und einer Haushälterinn, die eben ſo häßlich von Anſehen wie gemein in ihrer Geſinnung und in ihrem Benehmen, namentlich den armen Kindern des Hauſes gegenüber, war.

Hier verlebte ich denn einſame, freudenloſe Tage, die mir namentlich durch die Kunde von dem Bruche ſo

manches Jugendverhältniſſes verbittert wurden. Wie Viele hatten ſich meine Freunde genannt, denen die erſte Grundlage der Freundſchaft, das unerſchütterliche Vertrauen zu dem ehrenhaften Charakter ihres Freundes, fehlte! Dagegen machte es einen traurig-komiſchen Eindruck auf mich, als mir die Anzeige zuging, die Studentenverbindung, der ich in meiner berliner Univerſitätszeit angehört hatte, das Corps der „Märker", habe mich aus ſeiner Mitte ausgeſchloſſen, „weil", wie es in dem Schreiben hieß, „wir den Eidbruch dem Ehrenwortbruch gleichſtellen müſſen." Naive Anſchauung! Einen Eid, der in einem Staate, wie der preußiſche, wo ein Jeder zum Eintritt in die Armee verpflichtet iſt, unumgängliche Nothwendigkeit iſt, einen Eid, deſſen Verweigerung in Preußen mit Feſtungsſtrafe belegt wird, vergleichen zu wollen mit einem freiwillig gegebenen Ehrenwort, gleichſam mit der Blüthe des freien, ſeiner ſelbſt bewußten und mächtigen Mannesthums! Ich ward aufgefordert, mein Corpsband zurückzuſenden und mich hinfort aller Zeichen der Märkerſchaft zu enthalten. Beiden Anforderungen bin ich in der That ehrlich nachgekommen. Hatte ich doch auf ganz Preußen verzichtet, was konnte mir da an der Mark liegen! Oft aber habe ich noch der guten Leute in den orange-weiß-goldenen Cerevisſkappen und mit den dreifarbigen Bändern denken müſſen. Ob ſie wohl jemals wieder das Stiftungslied geſungen haben,

das ich ihnen einſt gedichtet hatte, und ob ſie wohl bei der Stelle:

„Der Tod allein ſoll unſer Bündniß löſen!“

ſich meiner erinnerten, den ſie aus politiſcher Augendienerei verläugnet haben? Und ob ſie wohl, ſie, die ihren Unterthaneneid ſo treu bewahrt haben, vielleicht nur um des lieben Brotes willen, das ſie in einem Staatsamt ſuchen mußten, wenn ſie ſich jetzt im ſervilen Dienſte abmühen, der freien, begeiſterungsvollen Jugendtage gedenken, in denen wir ſchwuren, die Ehre ſolle uns über Alles gehen? Nun mögen ſie Alle fort und fort Freude daran haben, ihr unverſcherztes Band mit ſeinen gekreuzten Hiebern und den unbedeutenden Namen darauf, mit ſeinen Tinte- und Bierflecken betrachten und auf den Rand ihrer trocknen Acten das „Vivat, crescat, floreat Marchia!“ „ſimpeln“ zu können — ich beneide ihnen das Glück nicht. Meine Ideale liegen höher und meine Farben ſind andere. —

Warten und Verzweifeln, wie nahe ſie an einander grenzen, ich erfuhr es zur Genüge in jenen Tagen der aufflackernden Hoffnungen und der dämpfenden Täuſchungen, der hellodernden Entrüſtung und des erzwungenen Schweigens.

Für die Herzogthümer war die Zeit der kleinen Kränkungen und der großen Schmach angebrochen. Die düppler Schanzen waren zerſtört worden, Nordſchleswig, der

Herrſchaft fremder, zum Theil feindlicher Regenten preis-gegeben, blutete unter dem Drucke verworfener Subjecte, elender Geſchöpfe des Despotismus und der Pöbelgunſt, die ehrenhafteſten Männer deutſcher Geſinnung, darunter ſolche von deutſchem Rufe, mußten von Amt und Familie flüchten und irrten im Elende umher. Und noch immer ruhten die Waffen!

Der Winter kam und belegte Bäche, Ströme und Meerbuſen mit ſeiner feſten Decke, die Hauptmacht des Feindes für eine lange Zeit entfernt haltend, aber die Waffen ruhten!

Das Eis zerging, der Frühling mit ſeiner milden Luft geſtattete wieder, im Freien zu operiren, die wieder erweichte Erde erlaubte ſchon, ſich zu Verſchanzungen aufthürmen zu laſſen, aber die Waffen ruhten!

Endlich, ſchon im hohen Sommer, ſchien die Stunde der Befreiung zu ſchlagen, der langerſehnte Augenblick gekommen!

Ich hatte den Frühling und den Anfang des Sommers nicht mehr in meiner ſchleswigſchen Dorfeinſamkeit zugebracht. Ein Bekannter aus meiner Heimat, der ſchon im erſten Jahre der Erhebung in den Staatsdienſt der Herzogthümer getreten war und eine hohe Stelle im Kriegsminiſterium derſelben einnahm, hatte von meiner unbefriedigenden Lage gehört und mich zu ſich nach Kiel entboten, wo er mir unter ſeinen Augen eine zuſagendere

Thätigkeit anwies und mir angenehmere Lebensverhältniſſe ſchuf. Es war das eine edelmüthige Handlung, der ich ſtets Dank wiſſen werde. Mein Beſchützer kannte mich eigentlich nur durch dritte Perſonen, mich ſelbſt hatte er nur einmal flüchtig geſehen, und noch dazu war auch er noch immer Angehöriger des preußiſchen Staates; um ſo rühmlicher iſt die Humanität, die er mir gegenüber an den Tag legte, da er doch meine That kannte, die vor preußiſchen Augen ein Verbrechen war.

Meine neue Stellung hatte den Vortheil, daß ich wieder, da ich in ihr mit einer Anzahl von Officieren und Beamten der ſchleswig-holſteiniſchen Armee in Berührung kam, zu einer wohllegitimirten Perſönlichkeit wurde. Mancher mochte wohl muthmaaßen, daß in meiner Vergangenheit ein gewiſſes Etwas dunkel bleiben müſſe, Mancher auch unter der Hand erfahren haben, was es ſei, doch legte mir Niemand Etwas in den Weg, ſondern ein Jeder ehrte mein Geheimniß oder die Beweggründe zu meiner Handlung. Nur ein elender, zweideutiger Charakter, ein Emporkömmling, wie es in ungewöhnlichen Zeitverhältniſſen ſo Manchem gelingt, ſich für einen Augenblick wichtig und unentbehrlich zu machen, kehrte mir gegenüber den Moraliſten heraus und machte, als mein Beſchützer das Land verlaſſen hatte, meine Stellung unhaltbar. Das geſchah jedoch glücklicherweiſe

erſt in einer Zeit, in der der Wiederausbruch des Krieges vor der Thür ſtand.

Mit einem Schreiben des Kriegsminiſters verſehen, daß meinem Eintritte in irgend einen beliebigen Truppentheil der Herzogthümer Nichts im Wege ſtände, verließ ich am 10. Juli das freundliche Kiel und trat am Tage darauf in das zweite ſchleswig-holſteiniſche Jäger-Corps, das damals in dem benachbarten Preetz ſtand, ein.

Erinnerungen aus dem Feldzuge von 1850—1851.

I.

Der Ausmarsch.

Es mag größere Armeen gegeben haben, die, Schöpfungen eines aufgestandenen, nach Befreiung ringenden Volkes, auch größeren kriegerischen Ruhm und ein bedeutenderes Andenken in der Geschichte sich erfochten haben, aber unter allen, die des Augenblickes Drang und Noth geboren hat, war keine stattlicher, keine schmucker, keine mit Allem, was zum Kriege nöthig ist, besser und reichlicher ausgestattet, keine, die mit ganzerem, fröhlicherem Herzen in den Kampf zog, als die schleswig-holsteinische. Zu den tüchtigsten Bestandtheilen dieser Armee aber gehörte nach allgemeinem Zeugniß das zweite Jägercorps, eine Truppe, gesetzt und solide im Frieden, kernhaft und tapfer in der Schlacht. Hinsichtlich der unter seinen Angehörigen herrschenden Bildung war es unbedingt das erste Bataillon Schleswig-Holsteins. Aus keinem andern sind im Laufe der Feldzüge so viele Offiziere hervorgegangen, wie aus ihm. Der Hauptgrund hierfür war, daß in das zweite Jägercorps der Ueberrest der studirenden Jugend der

Herzogthümer, den der unheilvolle 9. April 1848, der Tag von Bau, verſchont hatte, übergegangen war. Dieſer Stamm hatte verwandte Elemente ganz natürlich angezogen und ſo fanden ſich wiſſenſchaftlich gebildete junge Männer aus allen Theilen des deutſchen Vaterlandes im zweiten Jägercorps zuſammen. Auch Schriftſteller enthielt es in ſeinen Reihen, Uffo Horn z. B., der nach der Schlacht von Idſtedt eintrat, und den Verfaſſer dieſer Erinnerungen, der freilich damals noch keinen Anſpruch auf dieſen Namen machte.

Die ſchleswig-holſteiniſchen Jägercorps, am Schluſſe des Krieges ſechs an der Zahl, bildeten ſchon durch ihr Aeußeres einen anziehenden Theil des Heeres. Die übrige Infanterie, die Artillerie, die Cavallerie glichen den entſprechenden Waffengattungen der preußiſchen Armee zum Verwechſeln, die Jäger erſchienen namentlich durch ihre Kopfbedeckung als etwas Beſonderes, Eigenthümliches. Nichts konnte paſſender, praktiſcher und zugleich kriegeriſch-impoſanter ſein, als dieſe ſchwarzen „Käppi's“ mit dem doppelten Adler vorn und vor Allem dem wehenden ſchwarzen Roßhaarbuſche darüber. Dieſer letztere Schmuck ſtach auch den Feinden, die allerdings gegründete Urſache hatten, der ſchleswig-holſteiniſchen Jäger beſondere, reſpectvolle Erwähnung zu thun, ſo vorzüglich in die Augen, daß ſie uns nur die „Heſterſteerter“ (Pferdeſchwänze) nannten.

Ein hohes Gefühl des Stolzes und der Freude beſeelte alle Angehörigen des zweiten Jägercorps, als wir am 13. Juli des Jahres 1850, nachdem der Waffenſtillſtand über ein volles Jahr gedauert hatte, zum neuen Kampfe aufbrachen. Die Herzogthümer ſtanden allein in dieſem Kampfe — Gottlob! ſo waren ſie aller Hemmniſſe los und ledig, ſo konnten ſie mit der Kraft, deren ſie ſich wohl bewußt waren, rückſichtslos dem Feinde in das Herz dringen, glaubten ſie doch damals noch, dieſe Kraft den Händen tüchtiger, tapferer Führer anvertraut zu haben!

Unſere Bataillone waren zu jener Zeit ſehr ſtark, weit über tauſend Mann ein jedes, und ſo war es ein herrlicher, Vertrauen und Selbſtgefühl weckender Anblick, wenn man die Augen vorwärts und rückwärts über die lange Kolonne, die faſt unabſehbar auf der von grünen Büſchen eingeſchloſſenen Landſtraße ſich hinzog, ſchweifen ließ!

Unſre letzte Garniſon war das kleine Städtchen Preetz geweſen; wir verließen es in aller Frühe und legten die zwei Meilen bis Kiel in wenigen Stunden zurück.

Es war eine eigenthümliche, ungewiſſe, ahnungsvolle Zeit. Die Rüſtungen zur Wiederbeſetzung Schleswigs, das während des Waffenſtillſtandes Norwegern, Schweden und Preußen anvertraut geweſen war, durch die ſchleswig-

holsteiniſche Armee waren ſo im Geheimen betrieben worden, die Hoffnung auf den Wiederbeginn des Krieges war nach dem langen vergeblichen Harren faſt eingeſchlafen, nun war der Befehl zum Aufbruch ſo plötzlich gekommen, daß das Volk kaum wußte, was es von den nordwärts marſchirenden Heeresabtheilungen denken ſollte. Bald aber brach ſich die Zuverſicht von der Bedeutung und dem Ernſte dieſes Schauſpiels Bahn, und ſo drängten ſich, als wir durch die Straßen Kiels marſchirten, und noch mehr nachher, als wir jenſeits der Stadt einen kurzen Halt machten, Männer, Frauen und Mädchen in unſere Reihen, hier einen Bekannten noch einmal zu begrüßen und ihm Lebewohl zu ſagen, dort zur Tapferkeit und Ausdauer zu mahnen und Sieg und glückliche Rückkehr zu wünſchen.

Einen tiefen Eindruck hatte es auf mich gemacht, als auf dem Marktplatze zu Preetz das Commandowort zum Abmarſche erſcholl, als ſo der erſte Schritt gethan ward in den Krieg, in Schlachten, vielleicht in Wunden und Tod hinein; rührend und ergreifend war der Anblick dieſer Abſchiedsſcenen, der Widerſchein dieſer Wünſche, Hoffnungen und Segnungen auf den Geſichtern, in den Thränen der Bewohner Kiels, aber der erſchütterndſte und erhebendſte Augenblick folgte erſt auf dem weitern Marſche.

Die Eider, einſt die Grenze des weiland römiſchen Reiches, iſt mit der Oſtſee durch den ſchleswig-holſteiniſchen

Kanal verbunden. Dieſe ſchmale Waſſerſtraße ſcheidet nördlich von Kiel Holſtein von Schleswig. Eine Brücke führt bei Levensau über den Kanal. Als dieſe vor unſern Blicken lag, ergriff einen Jeden von uns die tiefe Bedeutung der nächſten Schritte, die wir zu thun hatten. Es war, als hörten wir die Athemzüge der Weltgeſchichte gehen, ſo ernſt, ſo hochfeierlich ward uns zu Muth. Die von dem langen Marſche an dem heißſonnigen Tage auf der ſtäubenden Landſtraße gelockerten Glieder unſrer Reihen ſchloſſen ſich von ſelbſt wieder feſt aneinander, die Häupter erhoben ſich ſtolz und trotzig, der Fuß trat feſt und kräftig und im Gleichmaaß auf. Da, als die Schritte der erſten Sektionen auf der Brücke dröhnten, als die Muſik das Schleswig-Holſtein-Lied zu ſpielen begann, brach eine jubelnde Begeiſterung in allen Reihen aus. Sektion für Sektion ſchulterte das Gewehr und mit donnerndem Hurrah, das, von den folgenden wieder und wieder aufgenommen, bis an's Ende des Zuges ſich fortpflanzte, überſchritt ſie die Brücke. Jeder fühlte, was vor uns lag: Freiheit, Sieg und Ruhm, und Jeder bewies durch ſeine Begeiſterung, daß er würdig war, dies Alles zu erringen.

So betraten wir den Boden Schleswigs, des Schleswigs, das unſre beſten Kaiſer, der Städteerbauer Heinrich und der große Otto, glorreich für das deutſche Reich erworben und behauptet haben, das von andern wieder, die

ſich auch „allzeit Mehrer des Reiches“ nennen ließen, preisgegeben worden, das aber dennoch immer in ſeiner natürlichen Zuſammengehörigkeit mit Deutſchland verblieben iſt. Funfzehn däniſche Könige aus dem Hauſe Oldenburg haben ſpäter der Reihe nach feierlich mit andern Beſtimmungen auch den Grundſatz des ſchleswig-holſteiniſchen Staatsrechts beſchworen, daß „Schleswig-Holſtein ewig ungetheilt zuſammen bleiben“ ſollte. Der achte Chriſtian war es, der den im Jahre 1460 von dem erſten Chriſtian zuerſt abgelegten, bei ſeiner Thronbeſteigung auch von ihm erneuerten Eid brach und Schleswig von dem ihm innig verbrüderten Holſtein abzureißen verſuchte. Die deutſche Nation hatte einmüthig gegen dieſe Eroberungsgelüſte Einſprache erhoben, ein deutſcher König hatte in der Stunde der Entſcheidung ſein Wort verpfändet, die klaren Rechte Schleswig-Holſteins gegen etwaige Uebergriffe mit den geeigneten Mitteln zu ſchützen, zwei Jahre lang war Krieg um die Erhaltung dieſer Rechte geführt worden, und jetzt waren wir dazu berufen, das von den Andern verrathene und verkaufte Schleswig für unſer deutſches Vaterland zu retten.

Wer verargt es uns, daß freudiger Stolz und ein gehobenes Bewußtſein uns vom Wirbel bis zur Zeh' durchglühten, und daß unſer Hurrah begeiſterungsvoll weithin in die ſchleswigſchen Lüfte drang?

II.

Das erste Zusammentreffen.

Schon mit dem zweiten Marſche hatten wir die für unſer Heer auserkorne Stellung erreicht. Wohl war unſre Hoffnung geweſen, wenigſtens Flensburg noch den Händen des Feindes zu entreißen, aber „politiſche Rückſichten“ hießen uns ſüdlich davon auf halbem Wege zwiſchen Schleswig und Flensburg ſtehen bleiben und wir beſetzten den „ſtarken Abſchnitt Idſtedt-Wedelſpang.“

Es iſt nicht meine Abſicht, hier eine Geſchichte oder gar eine Kritik des Krieges zu geben, es kommt mir nur darauf an, die Ereigniſſe zu ſchildern, die mir als die anziehendſten meiner eigenen Erfahrungen am treuſten im Gedächtniſſe geblieben ſind. Da denke ich denn zunächſt an mein erſtes Zuſammentreffen mit dem Feinde. Ich meine nicht mein erſtes überhaupt, ſondern nur ein erſtes unter neuen Umſtänden und in neuen Verhältniſſen. Hatte ich doch ſchon ein Jahr vorher den Dänen im Felde gegenübergeſtanden. Damals aber war ich preußiſcher Artilleriſt und hockte in den Schanzen auf den düppler Höhen. Die Erfahrungen dieſes Feldzuges hatten mir eine gründliche Abneigung gegen die ſonſt ſo ſchätzenswerthe Waffe, die Artillerie, eingeflößt. Es war in der

That ein peinliches Gefühl, während man vor Begierde nach Kampf brannte, ſtundenlang auf den Befehl zur Theilnahme an ihm warten zu müſſen, indeß die Infanterie ſich längſt luſtig im auf- und abwogenden Gefechte herumtummelte. Und dann dieſer Kampf aus weiter Ferne und dieſer unperſönliche Kampf, in dem nur das Geſchütz, die ganze Bedienungsmannſchaft zuſammengenommen Etwas iſt und Etwas leiſtet, während der Einzelne für ſich ohnmächtig und nichtsbedeutend iſt. Nein, ich ſehnte mich nach einer ſelbſtſtändigeren Theilnahme am Gefechte, mich verlangte nach einem Kampfe wo möglich Mann gegen Mann, nach Tirailleurgefechten, kühnen Streifzügen, Ueberfällen und Bayonnettangriffen. So war ich in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee Jäger geworden.

Jeden Morgen in der Frühe zogen von unſern Feldwachen aus Patrouillen dem Feinde entgegen, der bereits in und um Flensburg ſtand und auch ſeinerſeits dergleichen kleine Streifpartieen ausſchickte. Nach dem Zuſammentreffen mit einer ſolchen, nach einem ſiegreichen Gefechte im Kleinen mit ihr, nach dem Triumphe gar, ſie abzuſchneiden und gefangen einzubringen, waren wir Alle lüſtern. Namentlich hatten wir es auf eine Patrouille von däniſchen Dragonern gemünzt, die täglich in der Stärke von ſechs Mann zur frühen Morgenſtunde ſich ziemlich weit an unſre Vorpoſten herantwagen ſollte.

Manche unſrer kleinen Abtheilungen hatte ſchon ſtundenlang in den Nebeln des Frühmorgens im thaugenäßten Graſe im Hinterhalte gelegen, ohne der Gegner anſichtig geworden zu ſein. Da glückte es einer Patrouille, die aus einem Gefreiten und ſechs Jägern beſtand, zu denen auch ich gehörte, auf ſie zu treffen. Wir waren eines Tages kurz vor der Schlacht bei Idſtedt wohl um 3 Uhr früh von unſerer Feldwache bei Klappholt — ſo hieß eine Vereinigung von wenigen Gehöften — aufgebrochen und drangen über eine Stunde weit von unſeren Vorpoſten vor. Endlich ſtellten wir uns oder eigentlich ſtellten ſich fünf von uns zu beiden Seiten der breiten Landſtraße hinter den hohen Erdwänden mit ihren noch höheren Büſchen im Hinterhalte auf. Unſer Anführer, der Gefreite, poſtirte ſich mit einem Jäger eine ziemliche Strecke rückwärts an eine Stelle der Straße, wo dieſe eine Biegung machte und ein niedriges hölzernes Gatter auf eine Wieſe führte. Beide konnten aus ihrem Verſtecke ſowohl die Straße weithin überſehen als auch aus der angelehnten Heckpforte raſch hervorten. Der Schlachtplan, den wir gemeinſam entworfen hatten, war nämlich folgender: Wir fünf, die wir die vorgeſchobene Mannſchaft ausmachten, ſollten die feindlichen Reiter ruhig, ohne irgend ein Lebenszeichen von uns zu geben, an uns vorüberziehen laſſen. Wenn ſie bei dem Standpunkte unſres Gefreiten angekommen wären, ſollte dieſer mit ſeinem Gefährten ſchnell

hervorſpringen und ſie mit lauter Stimme, mit entgegengeſtreckter Büchſe, auffordern, ſich zu ergeben. Wir, dies hörend, ſollten dann in unſern Gebüſchen uns mit Geräuſch erheben und ſo den Feinden zeigen, daß ihnen der Rückweg abgeſchnitten ſei. Wohl ausgeſonnen! — nur war der Umſtand ſehr fatal, daß für den Fall, daß die däniſchen Dragoner dennoch zu entwiſchen verſuchen ſollten, wir fünf nicht recht im Stande waren, ihnen das mit Erfolg zu wehren. Wir konnten nur queer über die Straße, nicht dieſelbe entlang ſchießen und die Büſche zu beiden Seiten des Weges waren ſo dicht, daß wir nur mit Mühe Oeffnungen in dieſelben ſchneiden und biegen konnten, die uns erlaubten, einige Quadratfuß mit unſern Röhren zu beherrſchen.

Wir hatten in aller Stille wohl eine halbe Stunde geharrt, — es mochte fünf Uhr geworden ſein, — als wir richtig von Ferne Pferdegetrappel vernahmen. Dazu gab der Gefreite das verabredete Zeichen, daß der Feind herannahe und wir uns ruhig verhalten ſollten. Vorſichtig lugten wir aus und erblickten denn ſechs feindliche Dragoner, drei vorne, drei nach einem größeren Zwiſchenraum hinterdrein reitend. Ahnungslos plaudernd kamen ſie näher und näher. Ich hörte deutlich mein Herz pochen, als die erſten drei vor meiner kleinen Schießſcharte vorüberritten. Nun kamen auch die andern. So nahe hatte ich die fremdartigen Helme, die weiten hellblauen Mäntel, die breiten, plumpen jütiſchen oder ſeeländiſchen Geſichter noch nicht geſehen.

„Det er en deilig Morgen" (das iſt ein ſchöner Morgen), ſagte einer der Reiter zu ſeinem Kameraden, als ſie bei mir waren. Ein Druck meines Zeigefingers hätte leicht dieſen ſchönen Morgen zu den verhängnißvollſten für den Sprechenden machen können.

Mir hatte es übrigens geſchienen, als ob die Pferde der Dragoner unruhig die Köpfe hin und her drehten und ſchnupperten, wie wenn ſie Arges witterten.

Plötzlich hörten wir einige laute Worte; ein Piſtolenſchuß fiel, ein Büchſenſchuß krachte hinterdrein und vorüber ſauſ'te es an uns wie die wilde Jagd. Ich ſah einen Augenblick lang ein Pferd, darüber den faltigen, flatternden Mantel des Reiters, dieſen ſelbſt, den Kopf ſo tief wie möglich auf den Nacken des Pferdes gebückt, den rechten Arm ſenkrecht hoch in die Luft geſtreckt, ein Piſtol darin, — dies blitzte und krachte, — rechts und links von mir fielen Schüſſe, — da, ohne zielen zu können, drückte auch ich ab, — und nun war Alles vorbei. Nur den davon ſauſenden Galopp der Pferde hörten wir noch. Niemals aber werde ich das Bild von Todesangſt und Streben nach Rettung vergeſſen, das jener Dragoner darſtellte, den ich hatte an mir vorüberjagen ſehen, und auf den ich geſchoſſen hatte.

Wir arbeiteten uns durch die Büſche, wir ſprangen in den Weg hinab und ſahen uns um. Da waren wir alle ſieben lebendig und unverſehrt, aber auch keine Feindesleiche,

kein geſtürztes Pferd lag im Staube der Geleiſe, kein bügelloſer Reiter ſtand demüthig da und flehte um Pardon, — unſere Feinde waren alle glücklich entkommen.

Als ſo die Affaire anders, als wir gehofft hatten, beendigt war, begannen nach guter deutſcher Weiſe die Beſprechungen darüber, wie es wohl beſſer zu machen geweſen wäre. Darüber waren wir bald Alle einig, daß wir eine Stellung hätten einnehmen müſſen, in der wir mit unſern Gewehren die Straße der Länge nach hätten beſtreichen können. Unſer Unmuth ſtieg aber aufs Höchſte, als uns auf dem Rückwege eine 15—20 Mann ſtarke Patrouille eines Infanterie-Bataillons, das in der Nachbarſchaft unſres Corps die Vorpoſten gab, entgegenkam. Von den Schüſſen herbeigelockt, eilten die braven Kameraden im Trabe heran. Hätten wir von dieſem ſtarken Rückhalte eine Ahnung gehabt, ſo würden wir die däniſchen Dragoner ohne Weiteres, ohne ſie aufzuhalten, vorüber gelaſſen haben. Wären ſie dann auf die Infanterieabtheilung geſtoßen und zurückgeſprengt, ſo hätten wir uns alle ſieben mit aufgepflanztem Bayonnett in Mitten der Landſtraße ihnen entgegengeſtellt und ſie auf dieſe Weiſe ſicher zum Stehen gebracht.

Das Unangenehmſte von dieſer ganzen Angelegenheit erfolgte aber erſt, als wir wieder bei den Unſrigen angelangt waren. Da gab's noch lange manchen Scherz, manche Neckerei über unſern verunglückten Dänenfang hinzunehmen!

III.

Ein Gottesdienſt vor der Schlacht.

Daß die geiſtliche Seelſorge ſich auch des Soldaten im Felde annimmt, wer wüßte es nicht wenigſtens von Schillers Kapuzinerpredigt her! Aber auch die modernen Armeen haben ihre Feldprediger; nur freilich haben dieſe ſelten Etwas von einem Pater Abraham a Santa Clara oder Seinesgleichen. Und doch wäre vielleicht gerade dieſe Art und Weiſe eine den eigenthümlichen, etwas leichtfertigen, ſammlungsloſen Verhältniſſen des Kriegslebens recht angemeſſene. Ein Feldgottesdienſt in dem gewöhnlichen, herkömmlichen Ton und Verlauf ſcheint dem Soldaten aus vielen Gründen ein ziemlich Fremdartiges, Fernliegendes zu ſein. Die idealen Haupt- und Grundlehren der chriſtlichen Religion, das „Liebet eure Feinde!“ und gar das „Du ſollſt nicht tödten!“ ſtehen in einem zu ſchreienden Widerſpruche gegen den nächſten Beruf des Soldaten, der um ſo befremdender auftritt, je mehr er ihm von Herzen angehört, als daß eine gewöhnliche Salbung die Vermittlung zu bewerkſtelligen im Stande wäre. Die äußeren

Umſtände kommen dazu, den Eindruck einer Feldpredigt zu einem meiſtens oberflächlichen, nachhaltloſen zu machen. Der geſchloſſene Raum der Kirche, der nur ſonntäglich zu dem einen Zwecke der religiöſen Erbauung zugänglich iſt, kann durch das freie Feld nicht erſetzt werden, das tauſend andere weltliche Zwecke zu erfüllen hat; die Orgel mit ihren geheimnißvoll Mark und Bein durchzitternden, zerknirſchenden Tönen fehlt, und die ſie vertretende Militairmuſik giebt auch dem getragenſten Choral einen Ausdruck, der von der einem guten Chriſten geziemenden Demuth um ein Merkbares abweicht. Wer aber, der auf den von Raſenſtücken flüchtig errichteten Feldaltar blickt, kann ſich des Gedankens erwehren, daß hier, kaum eine halbe Stunde nach dem Schluſſe der heiligen Handlung, der Marketender mit ſeinen Flaſchen und Krügen ſein Weſen zu treiben beginnt, denen eifriger zugeſprochen wird, als dem Borne geiſtigen Heiles, der kurz vorher von dieſer ſelben Stätte ſprudelte. Nun denke man ſich vollens, mitten in der Predigt würde plötzlich ein Lärmſignal geblaſen oder ein Paar Schüſſe knatterten in der Gegend der Vorpoſten, — was würde aus der andächtigen Zuhörerſchaft in dieſem Falle werden? Ich glaube, ohne daß man dem Predigenden geſtattete, ſeinen Satz zu enden und Amen zu ſagen, würde das Commando: „Rechts um! Marſch!“ ihm ſeine ganze Gemeinde blitzſchnell davon führen.

Soviel ich mich erinnern kann, bin ich nur einmal während des ganzen Feldzuges genöthigt geweſen, einer Feldpredigt beizuwohnen. Dieſe machte mir und vielen Andern einen halb komiſchen, halb peinlichen Eindruck; die Wahl des Textes unter den zur Zeit gerade obwaltenden Umſtänden war es, die ihn bewirkte. Es waren nämlich damals ſo eben diejenigen Freiwilligen zu unſerm Bataillon geſtoßen, die auf eine der nach der Schlacht bei Idſtedt erlaſſenen Aufforderungen der Statthalterſchaft, gegen ein Handgeld von fünfundzwanzig Thalern für Unterofficiere und von zehn Thalern für gewöhnliche Soldaten Dienſte zu nehmen, ihren Arm der ſchleswig-holſteiniſchen Sache zu leihen ſich bewogen gefühlt hatten. Beiläufig geſagt verdankten unſre Bataillone dieſer verfehlten und bei den großen Sympathieen des deutſchen Volkes für unſre Sache vielleicht ganz überflüſſigen Maaßregel eine Menge unzuverläſſiger, verkommener Leute, die durch ihre Lockerheit mehr ſchadeten, als ſie durch ihre Zahl jemals hätten nützen können. Nun hatte der Prediger, übrigens eine ſehr achtbare Perſönlichkeit und ein tüchtiger Redner, unbekannt mit dieſem Verhältniſſe gewiſſer Freiwilligen zum Thema ſeiner Beſprechung die Worte des Apoſtels: „Ihr ſeid allzumal theuer erkauft!“ gewählt. War es da ein Wunder, daß wir bei jeder Wendung des Predigenden, die jenen Gedanken umſchrieb,

an die 25 oder 10 Thaler des Kaufgeldes für jene Lückenbüßer in unſern Reihen denken mußten?

Doch ich wollte ja eigentlich gar nicht von Feldpredigten und Gottesdienſten im gewöhnlichen Sinne des Wortes ſprechen, ſondern eine Scene ſchildern, die ſich in den Räumen einer ſchleswigſchen Dorfkirche zutrug und unabſichtlich zu einer ſolchen ward, über der der Hauch des reinſten und erhebendſten Gottesdienſtes ſchwebte!

Unſer Corps hatte nach der Beſetzung der unſerer Brigade angewieſenen Stellung unter Anderm auch das Gut F. mit dem gleichnamigen Kirchdorfe inne. Ich ſelbſt hatte mein Quartier mit einer großen Anzahl von Kameraden in der unmittelbar neben der Kirche gelegenen Wohnung des Organiſten und Schullehrers. Ein hoch bejahrter, aber noch rüſtiger, würdiger Mann, den ich von Anfang an mit einer ehrfurchtsvollen Scheu betrachten mußte, der auch als ein geachteter Gelehrter, ich weiß nicht mehr, in welchem ſpeciellen Zweige der Wiſſenſchaft, bekannt war, und eine junge, hübſche, freundliche Anverwandte, das waren unſre Wirthe. Die Wohnung des Organiſten war eine ſehr geräumige, die innere Einrichtung, die Bibliothek des Alten, der Blumengarten rund um das Haus herum verriethen eine Wohlhabenheit, die in andern Ländern leider nicht mit dem Stande unſers Wirthes verbunden zu ſein pflegt. Alles aber, was das Haus an Bequemlichkeit und Gaſtfreundlichkeit bieten konnte, erhielten wir

mit der größten Bereitwilligkeit, ſo daß ſich raſch ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen uns und den Eignern des Hauſes bildete, das zu meinen angehmſten Erinnerungen aus jener Zeit gehört.

Am Nachmittage des 24. Juli erbaten wir uns von der liebenswürdigen jungen Haushälterinn die Schlüſſel zur Kirche, in der ſich einige intereſſante, alte Grabſtätten ehemaliger Beſitzer des adligen Gutes F. befinden ſollten. Wir hatten zu unſrer Bitte die Zeit abgepaßt, in der der alte Herr ſein Mittagsſchläfchen zu halten pflegte, denn, da wir uns unſerer lediglich profanen Zwecke zu gut bewußt waren, hatte eine gewiſſe Scheu uns davon zurückgehalten, unſern Wirth ſelbſt zu erſuchen, uns den Eintritt in ſein Heiligthum zu geſtatten.

Die kühle, geräumige Kirchenhalle bot einen höchſt angenehmen Aufenthalt dar, denn draußen war's ein heißſonniger Julitag, und wir ſchlenderten recht behaglich zwiſchen den Kirchenſtühlen herum. Die offenſtehende Thür lockte immer mehr Beſucher zu uns herein, ſo daß bald aus unſrer urſprünglich kaum zwölf Mann ſtarken Geſellſchaft die drei- und vierfache Anzahl wurde. Endlich fielen unſre Blicke auf die ziemlich große und ſchöne Orgel. Sollte Keiner unter uns ſein, der ſie zu ſpielen verſtände? O gewiß, waren doch in unſerem Corps Zöglinge genug der beiden Seminarien der Herzogthümer! Richtig, unter den in der Kirche anweſenden Kameraden

ſelbſt befand ſich ein junger Seminariſt, von deſſen muſikaliſchen Talenten ſich ſelbſt im Garniſon- und Lagerleben eine achtungsvolle Meinung Bahn gebrochen hatte. Ankundigen Bälgetretern fehlte es auch nicht und ſo beſtieg ein Theil von uns den Orgelchor, während andere ſich in die Stühle ſetzten, dem Concerte zuzuhören, das ſo aus dem Stegreif gegeben werden ſollte.

Unſer Kamerad fing an zu praeludiren. Wie bei den Nebenbildern, die ich einſt als ſtaunender Knabe ſah, erſt ein formloſes, dämmerndes Etwas aus der Tiefe des Hintergrundes heranwogte, auf dem Wege anſchwoll und ſich hellte, — beſtimmtere, ſchärfere Striche fuhren dazwiſchen, die Grenzen hoben ſich klar ab, die Bewegung hielt inne, das Licht verbreitete ſich gleichmäßig durch das ganze Gebilde und plötzlich ſtand die ſchönſte Camee in rieſigen Ausdehnungen vor mir, ſo ſchien mir das Spiel. Einzelne volle Töne eröffneten den Reigen, gleichſam die feſten Pfeiler in dem chaotiſchen Tongewoge, das nun aus den Pfeifen zu ſtrömen begann, es zweifelhaft laſſend, welche Richtung die Oberhand gewinnen werde, — da traten einzelne Tacte einer wohlbekannten Melodie ein, feſt und beſtimmt wie eine anrückende Truppe, die Tacte wiederholten ſich häufiger, wie wenn ſie einander die Hände zu einem Ganzen reichen wollten, das alle feindlichen, widerſtreitenden Elemente unterdrücken ſollte, — ein kurzes Innehalten — und klar und kraftvoll brauſ'te

von den metall'nen Lippen der Orgel unſer norddeutſches Schutz- und Trutzlied, das „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen!“

Das packte uns zaubergewaltſam. Wir ſtanden von unſern Sitzen auf und miſchten wie ein Mann unſern Geſang mit den Orgeltönen. Schwerlich iſt in dieſer alten Kirche jemals ein Choral mit tieferer Rührung, mit aufrichtigerer Hingabe an ein Heiliges geſungen worden, als dieſes weltliche Lied.

Wir hatten das letzte „Wanke nicht, mein Vaterland!“ geſungen, der letzte Ton des Inſtruments verhallte noch, da rief es hinter uns: „Amen, Kinder, Amen!“ Ueberraſcht wendeten wir uns um und erblickten in der Kirchthür unſern ehrwürdigen Wirth. Der Greis breitete uns die Arme entgegen und Thränen liefen über ſeine gefurchten Wangen, — das war eine ſchöne Fortſetzung und Vollendung des eben verfloſſenen, ergreifenden Moments. Wir umringten den, der uns ſegnete wegen unſers Thun's, während wir vielleicht, hätten wir daran gedacht, er könne uns überraſchen, Mißbilligung und Zurechtweiſung von ihm erwartet hätten.

Aber horch! Was iſt das? Von links her aus der Ferne ſchallt dumpfer Donner herüber — das ſind Kanonenſchüſſe! — Und dicht bei uns, hinten im Dorfe, blaſen gellende Jägerhörner das Signal zum Sammeln. Das iſt die Schlacht bei Idſtedt, die auf unſerm linken

Flügel begonnen hat, und die Scene kurz zuvor in der Kirche war alſo unſer letzter Gottesdienſt vor der Schlacht geweſen. Nun denn, vorwärts in Gottes Namen! Es lebe Deutſchland! Es lebe die Freiheit!

IV.

Idstedt.

Viel ſind der Stätten in den letzten Jahren geworden, auf denen der Genius des deutſchen Volkes mit Trauern verweilt. Keine aber iſt ſo reich an ſchmerzlichen Erinnerungen, keine weckt ſo herbe Gefühle wie das Schlachtfeld von Idſtedt. Und warum das? Weil hier ein unberechenbar großer Erfolg der deutſchen Sache durch die Ungeſchicklichkeit weniger Perſonen und durch die kleinſten Umſtände verloren ging, weil hier den Händen deutſcher Krieger ein Sieg entſchlüpfte, der ſchon mehr als halb gewonnen war. Hätten wir bei Idſtedt geſiegt, hätten wir die däniſche Armee ſo geſchlagen, wie ſie theils ſchon geſchlagen war, theils nothwendig geſchlagen werden mußte, wenn wir nur noch Minuten lang auf dem Felde der Schlacht ausharrten, d. h. bis zur Vernichtung, wahrlich nicht allein das Schickſal der Herzogthümer, das Schickſal Deutſchlands wäre unter dem Einfluſſe dieſer Thatſache ein anderes geworden! Von dem befreiten Schleswig-Holſtein hätte ſich die Freiheit wie ein Segens-

ſtrom ſüdwärts über alle Gauen des deutſchen Vaterlandes ergoſſen; die ſiegreiche ſchleswig-holſteiniſche Armee wäre Hort und Kern des nach Einigung und Befreiung ringenden deutſchen Volkes geworden, denn die Sieger von Idſtedt hätte kein Executionsheer anzutaſten gewagt.

Solcher Art waren die Träume, die uns in der ſchlafloſen Nacht vor dem entſcheidenden Kampfe wiegten, das waren die Gedanken, in denen wir triumphirend ſchwelgten, als wir einige Stunden lang wähnten, geſiegt zu haben, bis der Befehl zum Rückzuge unſern Träumen und Hoffnungen jählings ein Ende machte.

Das Gewirr zu löſen von begangenen Fehlern, von Verſäumniſſen und Mißverſtändniſſen, von ſich kreuzenden, einander widerſprechenden Befehlen, deren Ergebniß der Verluſt der Schlacht von Idſtedt war, wer vermöchte es vollſtändig?*) Das aber ſteht feſt, daß dieſer Ausgang

*) Der gewiſſenhafte Fleiß und die ſorgſame Prüfung der über die Einzelnheiten des ſchleswig-holſteiniſchen Krieges vorhandenen Ausſagen, Vorzüge, durch welche der Verfaſſer der „Denkwürdigkeiten zur neueſten ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte“ ausgezeichnet iſt, haben in dieſem Werke ein ſo objectives Bild der Schlacht bei Idſtedt (4. Buch, Kap. 5 und 6) geſchaffen, wie es bei dem friſchen Schmerz der Wunde, die das Unglück des Vaterlandes dem patriotiſchen Herzen des Verfaſſers geſchlagen hat, nur immer möglich war.

ein Alle überraſchender, ein von Keinem auch nur im Entfernteſten geahnter war. Glaubte man doch in den erſten Augenblicken, zur Annahme von Verrath greifen zu müſſen, um ihn ſich nur erklären zu können! An einen Verrath hat die ruhigere Ueberlegung, die mit einiger Kenntniß von Perſonen und Sachen gepaart war, nie geglaubt. Auch zur Verübung eines Verraths ſo im hellen Tageslichte, unter den Augen des ganzen Deutſchlands, hätte eine gewiſſe Größe des Charakters, wenn auch nach der ſchlechten Seite hin, und eine wagende Kühnheit gehört; und Größe, Kühnheit und jegliche Genialität waren es gerade, die unſern Führern gänzlich fehlten.

Der Verlauf der Sache im Ganzen und Großen, wie Einer ihn anſah und noch anſieht, der aus dem Getümmel des Kampfes heraus beobachtete, iſt etwa folgender: Der däniſche Angriffsplan beſtand darin, unſern Oberbefehlshaber über den Punkt des eigentlichen Angriffs, des Hauptangriffs, der die Entſcheidung über Gewinn oder Verluſt der Schlacht bringen ſollte, zu täuſchen. Darum griff der Feind am 24. Juli Nachmittags unſern linken Flügel an, und that, als beabſichtige er, ihn zu umgehen, während in Wirklichkeit der Hauptſtoß von Anfang an unſerm Centrum zugedacht war. Der Plan iſt von faſt kindiſcher Einfachheit und Gewöhnlichkeit und wird in den Jahrbüchern der Strategik niemals mit Be-

wunderung verzeichnet werden, aber er genügte, um unſern Feldherrn vollſtändig zu täuſchen. Da General v. Williſen ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließlich auf den vermeintlich ſchwächeren linken Flügel gerichtet hatte, that er nicht das Geringſte zur Verſtärkung ſeines Centrums und ſo konnte dies den Stoß der geſammten Macht des Feindes auf die Dauer nicht aushalten. Es brach. Zu dieſer Täuſchung über die Abſicht der Gegner kam noch die unerhörte Unſchlüſſigkeit des commandirenden Generals über den Schlachtplan, den er eigentlich ausgeführt haben wollte. Am Abende des 24. Juli befahl er einen Früh-Angriff auf der ganzen Linie, in der Nacht widerrief und am Morgen erneuerte er den Befehl, aber ohne dafür Sorge zu tragen, daß jede Brigade ihn rechtzeitig und vollkommen deutlich erhielt.

Aber nicht General v. Williſen allein hat die Schlacht verloren. Wenn er denn ein gelehrter Feldherr war und nur auf dem Felde der Theorie Schlachten ſchlagen konnte, wenn er denn nicht verſtand, mit unſerer kleinen Armee von einigen 20,000 Mann geſchickt zu operiren, weil er gewohnt war, auf dem Papiere mit 200,000 Mann zu wirthſchaften, wo waren Diejenigen, die das Auge und den Arm des Feldherrn da erſetzen ſollen, wohin ſein eigener Arm und ſein eigenes Auge nicht reicht, die ihm rathend, helfend, berichtigend und benachrichtigend zur Seite ſtehen ſollen, wo waren die Officiere ſeines Gene-

ralſtabs mit ihrer Einſicht, Umſicht und Thätigkeit? Sie fehlten meiſtens an der rechten Stelle und im rechten Augenblick oder ihnen fehlten alle jene Eigenſchaften. Die Mittelmäßigkeit überwog in jenem Kreiſe bei Weitem die wenigen Talente, die er einſchloß.

Aber nicht dem Oberfeldherrn allein, auch nicht ſeinem Generalſtabe mit ihm, iſt die ganze Schuld des Verluſtes der Schlacht aufzubürden. Noch andere Schuldige kommen hinzu.

In einem Augenblicke, wie der damalige war, wo das Schickſal eines Volkes an einem Haare hing, wo wenig mehr als das ſchon Verlorene zu verlieren, aber Alles zu gewinnen war, da fehlte uns an einer Stelle vor allen anderen der rechte, geniale Mann. In ſolchen Augenblicken muß ein höherer Standpunkt eingenommen werden, als gewöhnlich; da iſt es nicht genug, mit militairiſcher Unterordnung Befehle von oben herab zu erwarten, da wäre es nicht nur erlaubt geweſen, ſondern da war es geboten, den Augenblick, der ſich nur einmal ſo inhaltſchwer und glorreich enthüllte, zu ergreifen und ſelbſt ohne Befehle ſo zu handeln, wie er es erheiſchte.

Dieſe Forderung trat in der Schlacht bei Idſtedt klar und greiflich an den Befehlshaber der Brigade auf unſerm äußerſten rechten Flügel heran. Wäre ſie in den Händen eines kühnen, entſchloſſenen und einſichtigen Officiers geweſen, eines Helden, wie die Generale der unga-

riſchen Revolution es waren, die Schlacht bei Idſtedt hätte mit dem glänzendſten Siege der ſchleswig-holſteiniſchen Waffen geendigt. Die Wahrheit dieſer Behauptung wird Jedem einleuchten, der die Thatſache weiß, daß dieſe Brigade, nachdem ſie vor ihrer Poſition den ungeſtümen Angriff einer ſtarken feindlichen Macht in kurzer Zeit glänzend abgeſchlagen hatte, hinter die Poſition zurückgehen und hier ſtundenlang in geſammelten, faſt unverletzten Bataillonen unthätig ſtehen bleiben mußte, ſtatt unerſchrocken ihren Sieg benutzen zu dürfen, vorwärts zu rücken, die linke Flanke des Feindes zu umgehen, dadurch die Verwirrung, in der er ſich bereits befand, zu vervollſtändigen und ſo ſeine gänzliche Niederlage herbeizuführen. Daß dieſe Reſultate insgeſammt mit einer geringen Anſtrengung zu erreichen waren, ſahen Gemeine, Unteroffiziere und Officiere in jener Brigade ein, nur der nicht, deſſen Händen ſie anvertraut war.

Hierzu nehme man noch, daß wahrſcheinlich jener Officier den Befehl, die Offenſive zu ergreifen, den der General am Morgen des Schlachttages erneuerte, wirklich erhalten, ihn aber nicht befolgt hat.

So ging Schleswig-Holſtein die Ehre des Tages verloren; das zweite Jägercorps aber, das ſich leider bei jener Brigade des äußerſten rechten Flügels befand, büßte die Gelegenheit ein, ſich die unverwelklichen Lorbeeren zu

erkämpfen, nach denen jeder Einzelne in ſeinen Reihen glühend ſich ſehnte.

Wir ſtanden auf den Feldern nordwärts vom Dorfe Wedelſpang. Die Angriffe des Feindes hatten aufgehört; mit den Gefühlen des Triumphes ſahen wir ſeinen letzten abziehenden Kolonnen nach, die unſere Artillerie, wohl vergeblich, mit ihren Kugeln noch zu erreichen ſuchte. Unſer Verluſt betrug an Todten, Verwundeten und Vermißten kaum achtzig Mann für jedes Bataillon, eine geringe Zahl bei einer Stärke von mehr als 1200 Mann. Zahlreiche Wagen, herbeigeführt von den patriotiſchen Bewohnern der geſegneten Landſchaft Angeln, beladen mit Lebensmitteln und Erquickungen aller Art, ſpendeten freigebig ihren Inhalt, der nach den Anſtrengungen des Morgens ein hochwillkommener war; unſere Muſik ſchmetterte jubelnde Siegesweiſen weithin in's Land. Hatten wir doch geſiegt, ſo weit wir ſehen konnten, wähnten wir doch jeden Augenblick vorwärts nach Flensburg geführt zu werden.

Und während wir ſo in unverantwortlicher Weiſe müßig ſtanden, mußte unſer Centrum, das durch die fortgeſetzten Angriffe des Feindes allerdings ſchwer gelitten hatte, den Rückzug antreten, einen Rückzug, der trotzdem nur in Folge von allerhand Mißverſtändniſſen und Fehlern nöthig war. Daß der Feind in allen ſeinen Theilen auf's Aeußerſte erſchüttert war, daß ihm nur noch ein

einziges unberührtes Bataillon, die 700 Mann Garde zu Fuß, zu Gebote ſtand, daß die Schlacht für uns auf beiden Flügeln ſich ſo günſtig wie möglich gewendet hatte, das Alles wußte unſer General nicht oder wollte es nicht wiſſen. Beim Anblick der nachtheiligen Ereigniſſe im Centrum verlor er den Kopf ſo vollſtändig, daß er den allgemeinen Rückzug befahl, und ſo auch die ſiegreichen Flügel unſeres Heeres zu Theilen eines geſchlagenen machte.

V.

Ein Buchweizenfeld.

Wer überall in der Schlacht hätte ſein können, der würde Tauſende von denkwürdigen Zügen erlebt haben. Eine Schlacht iſt das Gebiet der Wunder. Das höchſte Einzelne, das Leben, ſchwebt in tauſend Gefahren, aus denen es tauſendmal gerettet wird, und große Erfolge ſind oft Kinder der leichtfertigſten Umſtände. Die Einen ſagen darum, nirgends zeige ſich der Finger Gottes ſichtbarer als Leiter und Bedeuter der Menſchenſchickſale, die Andern, keinen beſſeren Tummelplatz habe der Zufall, als das Feld der Schlacht.

Von allen den kleinen Epiſoden, ernſten und heiteren, deren ich mich aus dem Gewirr des Kampfes erinnere, ſei hier eine erzählt, die mir mit allen Einzelnheiten, vor Allem mit ihrem lächerlichen Kerne noch heut lebhaft vor der Seele ſteht. Das Volk Schleswig-Holſteins iſt ſchon oft ſeiner Kaltblütigkeit, ſeines unerſchütterlichen Phlegma's wegen gerühmt worden. Ich ſollte einen Beweis dieſer Eigenſchaften von einem Weibe mitten in einem der bedenklichſten Augenblicke des Gefechts erleben.

Wir hatten in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli den Befehl erhalten, früh um drei Uhr aufzubrechen und auf ein Dorf zu marſchiren, das, wie wir wußten, den Abend vorher ſchon von den Dänen beſetzt worden war. Eine Zeit lang war es ja, wie vorhin geſagt, die Abſicht unſeres commandirenden Generals geweſen, durch einen Angriff von unſerer Seite dem däniſchen Angriffe zuvorzukommen. Als dieſe Abſicht wieder aufgegeben worden war, hatten einige Abtheilungen unſerer Armee den Gegenbefehl erhalten, andere nicht. Kaum waren wir, das zweite Jägercorps an der Spitze der Brigade, eine kleine halbe Stunde weit vorgerückt, als unſere Vortruppen die Annäherung des Feindes in ſtarken Kolonnen meldeten. Zugleich lief der Rapport ein, die Dänen ſeien an der nordöſtlich von uns liegenden Halbinſel Holnis gelandet. Sie bedrohten ſomit unſere rechte Flanke. Zur Deckung der von Holnis herführenden Landſtraße wurde ein Halbzug, etwa ſechszig Mann ſtark, entſendet. Ein junger, braver Officier commandirte denſelben, ich befand mich bei ihm.

Die Aufgabe war nicht angenehm. Mit dieſer Handvoll von Leuten ſeitwärts einem vorausſichtlich ſehr überlegenen Feinde entgegenrücken, ohne in Verbindung mit dem geradeaus marſchirenden Hauptcorps bleiben zu können, das hieß, einem faſt ſichern Tode oder mindeſtens der Gefangenſchaft entgegenziehen. Der Morgen war höchſt

traurig; ein feiner Regen rieſelte unaufhörlich herab und nahm uns jede freudige Stimmung. Dazu kam, daß wir die Landſtraße, deren Deckung uns übertragen war, erſt ſuchen mußten. Als wir ſie nach einigem Umherirren durch Erkundigungen bei Bauern, die wir noch aus den Betten ſtöbern mußten, gefunden hatten, zeigte ſich das Kritiſche unſrer Lage bald in vollſtem Lichte. Unſre vorrückende Brigade konnte dem Andrange des in bedeutender Stärke angreifenden Feindes in freiem Felde nicht Stand halten, ſondern mußte nach kurzem Gefechte raſch auf die Poſition bei Wedelſpang zurückgehen. So hatte unſre kleine Schaar den nachdrängenden Feind bald zur linken Seite und im Rücken. Bald genug zeigte er ſich auch vor uns. Da galt es Gewandtheit und Hurtigkeit. Bald wechſelten wir Kugeln mit feindlichen Plänklern, die uns zu umgehen Miene machten, bald ſetzten wir die Bayonnette auf, um einem etwaigen Angriffe nahe an uns vorüberziehender Dragoner die Spitze bieten zu können, bald rannten wir in vollem Trabe einer lichten, unbeſetzten Stelle zu, die uns einen rettenden Ausweg zu verſprechen ſchien.

Dabei ging es natürlich durch Dick und Dünn, durch Kornfelder, in deren Aehrenwald die uns nachgeſchickten Kugeln lange Streifen riſſen, durch Gärten, Büſche, kurz Alles, was auf unſerm geraden Wege lag. Bei dieſer jähen Flucht kamen wir auch an eine kleine Hütte, gerade

als die Feinde uns dicht auf den Ferſen waren. Die Kugeln klatſchten zwiſchen uns in den durchnäßten Boden und warfen große Stücke feuchter Erde auf unſere Kleider. Ein Buchweizenfeld umgab das einſame Käthnerhaus. Regenſchwer hingen die röthlichen Blüthentrauben wie ſchlummernd nieder, aber rückſichtslos ſtürmten wir ſechszig Mann, oder wie viel unſrer noch übrig waren, hindurch.

Da öffnete ſich die niedere Seitenthür der Hütte, ein Mütterchen trat heraus, im Morgenanzuge und mit verſchlafenem Geſicht, ſah die Verwüſtung, die wir anrichteten, und während die däniſchen Kugeln dicht an ihm vorüberſummten, während ſie links und rechts von der Thür den Kalk von den Wänden riſſen, legte es bedächtig die Hände über einander und ſagte langſamen Tones in dem durch die Schrift ſchwer wiederzugebenden Plattdeutſch jener Gegend:

„Kinder, Kinder, ſo tretet mir doch nicht all' meinen ſchönen Buchweizen entzwei!“

Davon ſtürmten wir, kaum daß Einer im Vorübereilen der beſorgten Alten ein leichtfertiges: „Danach geht's nicht, Mutter!“ das in ſeiner plattdeutſchen Faſſung: „Dä geit nich nä, Mudder!“ ſich noch frivoler anhörte, zurief. Aber noch klingen mir die Worte der alten Frau vor den Ohren und noch oft kam mir nachher der Gedanke, ſie ſei ein getreues Abbild ihres ganzen Volkes in

ſeiner Erhebung geweſen. Wie ſie in Mitten der höchſten Gefahr eine Fürbitte für ihre Buchweizenerndte einlegen mußte, ſo ſorgte dieſes, als es Freiheit, Ehre und Leben galt, mitten im Kampfe um dieſe höchſten Güter, ſtatt Alles an ihre Erhaltung zu ſetzen, alle Brücken hinter ſich abzuwerfen und Sieg oder Untergang zu wählen, fein klug und bedächtig doch auch für Bewahrung ſeiner äußeren Güter. So war der ſchleswig-holſteiniſche Krieg kein Kampf der Verzweiflung, der bis zur Erſchöpfung führte, ſondern ein beſonnener, vorſichtiger, der ſchlimmſten Falls auch der Zukunft noch Etwas überläßt und vertraut, und ſo ſteht das Volk der Herzogthümer ungeſchwächt und unverarmt bis auf den heutigen Tag da, im Stande, wenn es die Verhältniſſe mit ſich brächten, einen zweiten ernſten Gang mit ſeinem unverſöhnlichen Feinde und Unterdrücker zu thun.

VI.

Einige Tropfen Blut.

Wäre ich Maler, Zug für Zug getreu wollte ich aus der Erinnerung jene Stätte des Schlachtfeldes malen, die für mich selbst die wichtigste werden sollte.

Zu unsern Füßen lag ein bewaldeter Grund, jenseit desselben stieg ein Hügel sanft empor, der ein einsames Käthnerhaus trug, hinter diesem neue Höhen, grün von Wiesen, golden von Korne. In dem Holze vor uns waren die dänischen Tirailleure, bei dem Hause stand eine größere Abtheilung und darüber hinaus sahen wir aus dichtgeschlossener Masse den Danebrog wehen und aufgefahrene Geschütze stehen. Plötzlich entstand in uns der Gedanke, jene Feindesmassen anzugreifen. Woher er kam, vermag ich nicht zu sagen; ein Befehl war wenigstens nicht gegeben. Die Hoffnung, die feindliche verhaßte Fahne, die Kanonen zu erobern, entzündete eine solche Begeisterung in uns, daß wir unsre kleine Anzahl vergaßen. Wir waren auf jenem Flecke nicht hundert Mann stark, Infanteristen und Jäger durcheinander, wie das

Getümmel des Kampfes uns zuſammengeführt hatte. Mit Hurrah, unter dem Blaſen der Signalhörner, brachen wir auf und ſtürzten uns in das vorliegende Holz. Die däniſchen Tirailleure waren bald hinausgetrieben. Wir langten am jenſeitigen Rande an. Da aber krachte es und ſauſ'te es in den Wipfeln der Bäume, große Aeſte und ganze Kronen ſtürzten praſſelnd und zerſplitternd hernieder. Die feindliche Artillerie ſchoß in das Holz. Wir achteten es nicht, ſondern ſtürmten die Höhe hinauf dem Häuschen zu, deſſen Umgebung von Feinden wimmelte. Die Kugeln ziſchten durch unſre Reihen; manch' Einer konnte nicht mehr weiter. Bald erwiderten wir, auf die Kniee geworfen, das feindliche Feuer mit unſern Salven, bald rannten wir, dem Boden ſo nahe wie möglich zugeduckt, vorwärts. In einem großen Halbkreiſe umzingelten wir das Käthnerhaus und nun ſchlugen unſre Geſchoſſe von allen Seiten in die Feinde. Die Spitzkugeln der ſchleswig-holſteiniſchen Jäger waren nachdrückliche Wegweiſer; die Dänen räumten die Umgebung des Hauſes, wir, ihnen auf den Ferſen folgend, nahmen ſie unter freudigem Siegesrufe ein.

Aber kaum 80 Schritte über das nun eroberte Gehöft hinaus zog ſich ein Erdwall hin, hinter welchem die Feinde, überdies raſch verſtärkt, wieder Stellung nahmen. Nun hatten wir einen ſchlimmen Stand. In ungenügender Deckung mußten wir ein dem unſrigen weit über-

legenes Feuer aushalten. Da büßte mancher liebe Kamerad das kühne, verwegene Unternehmen mit Blut und Leben. Endlich ermannte ſich der Feind ſogar zum Wiedervorrücken.

Ich ſtand gerade frei und ungedeckt auf dem Hofe hinter dem Häuschen in der Nähe des Brunnens, als ich aus einer Durchfahrt, die den vom Feinde beſetzten Wall durchſchnitt, drei Dänen hervorſpringen ſah, während die Uebrigen rechts und links den Wall überkletterten. Raſch legte ich auf den Vorderſten der drei an und drückte ab. In demſelben Augenblicke faſt, als ich noch vornübergebeugt, um die Wirkung meines Schuſſes zu beobachten, daſtand, fühlte ich einen leichten Schlag oben am Kopfe, etwas Heißes rieſelte durch mein Haar der Schläfe zu, eine flimmernde Wolke zog meinen Augen vorüber — ich war verwundet.

Hinter mir ſtanden einige Infanteriſten. „Sieh',“ ſagte der Eine zu einem Nebenſtehenden, „der hat Eine durch den Kopf gekriegt!“

So ſchlimm war es jedoch nicht. In einem Nu war ich wieder vollſtändig meiner mächtig. Ein Taſchentuch ward in ein neben dem Brunnen ſtehendes Gefäß mit Waſſer getaucht und feſt über die blutende Stelle gebunden, darüber der Käppi geſtülpt.

Aber nun war es auch die höchſte Zeit, ſich zurückzuziehen, denn unwiderſtehlich drängte der Feind an. Das

eroberte Gehöft ward verlaſſen; in Haſt rannten wir den Hügelabhang hinunter bis zu dem deckenden Walde, an deſſen Rande wir Halt machten. Da gab es auch Muße für mich, die Art und Weiſe meiner Verwundung zu unterſuchen. Die Kugel hatte den linken Flügel des meſſingenen Adlers, der die Vorderſeite unſrer Käppi's zierte, getroffen und in Stücke zerſchmettert. Die Stücke, von der Gewalt der Kugel zu Klumpen gerollt und mit fortgeriſſen, waren auf der Hinterſeite des Käppi's wieder hinausgeflogen, nur eins, ein ziemlich großes und eckiges, hatte meinen Kopf getroffen und war in der Wunde ſitzen geblieben. So hatte die feindliche Kugel ſelbſt mich nicht berührt. Der Schmerz der Wunde war gering und ich verblieb in der Schlacht bis zum letzten Augenblicke.

Stolze Gefühle erfüllten meine Bruſt. Ich hatte mein Blut vergoſſen für eine heilige deutſche Sache! Daß es nur ſo wenige Tropfen geweſen waren, was konnte ich dafür? Hätte ich doch gern mein ganzes Herzblut für ſie verſtrömt! Mit dieſen wenigen Tropfen meines Blutes, die der Boden Schleswig-Holſteins getrunken hatte, meinte ich, mir erſt ein Anrecht auf dieſen Boden, auf dem ich vorher als ein Fremder geſtanden hatte, erkauft zu haben. Dieſe Scholle, wähnte ich, müſſe deutſches Land bleiben, denn deutſches Blut war ja für ſie gefloſſen! Und für mich ſelbſt — welch' ein Zeugniß! Nun kann kein

Zweifel in der Zukunft an mir haften, keine Verdächtigung meiner Geſinnung Stand behalten; dieſe wenigen Tropfen meines Blutes reden für mich. Auf das Schlachtfeld von Idſtedt kann ich zeigen — dort habe ich für die Idee des freieinigen Deutſchlands gekämpft und geblutet!

Ihr, die ihr vielleicht meine Gefühle von damals belächelt, ihr, die ihr vielleicht meiner ſpottet, weil ich noch heut nicht kalt und klug genug geworden bin, mich ihrer zu ſchämen, gehet erſt hin und thut desgleichen!

Ich verblieb bis zum letzten Augenblicke, ſagte ich, in der Schlacht unter den Kämpfenden. Ich blieb auch noch unter denen, die wegen des vermeintlichen Sieges jubelten und ſich gegenſeitig durch den Hinweis auf die nahe bevorſtehenden Freuden der Befreiung des ganzen Schleswigs erheiterten; erſt als der traurige Befehl zum Rückzuge anlangte, ſchwand mit der Hoffnung auch die Kraft und ich beſtieg einen der Krankenwagen des Heeres, um mich in's Lazareth zu begeben. Da fiel mir die ſymboliſche Bedeutung des Schuſſes ein, der mich getroffen hatte. Wie der Adler an meinem Käppi, ſo war der ſonnenfrohe Aar der deutſchen Hoffnungen flügellahm geworden!

Die Fahrt ging langſam. Fuhrwerke aller Art drängten ſich in den ſchmalen Landſtraßen, die rückwärts führten. Unſre Truppen nahmen noch ein oder zwei

Male eine Aufſtellung — es war überflüſſig; kein Feind verfolgte uns.

Gegen Abend ſchlief ich ein. Ich war allein in dem bequemen, mit Allem reich verſehenen Wagen. Weiche Kiſſen, von den treuen, ſorgſamen Händen der patriotiſchen Frauen und Jungfrauen Schleswig-Holſteins gearbeitet, wiegten mich gar ſanft und hold. Dennoch wachte ich einmal plötzlich auf. Unter dem Wagen dröhnte es dumpf. Er raſſelte über eine Brücke. Es war die Brücke, die bei Levensau über den ſchleswig-holſteiniſchen Canal führt, dieſelbe Brücke, die wir vor 12 Tagen ſo hoffnungsfroh, ſo begeiſterungsvoll überſchritten hatten.

VII.

Ein Sieg in der Niederlage.

Wo immer ſchleswig-holſteiniſche Krieger gefochten haben, überall haben ſie, wenn nicht den vollen, fröhlichen Kranz des Sieges, ſo doch ein friſches, immergrünes Blatt des Ruhmes ſich erſtritten.

Die Geſchichtsſchreibung der Zukunft wird deſſen eingedenk ſein. Aber warum wollen wir Heutigen denn nicht auch von den Thaten voll Glanz und Freude ſprechen, die wir in den letzten Jahren vollbracht haben? Hinterließ dieſe Zeit uns doch Nacht und Kummer genug, daß wir der erhebenden, tröſtlichen Rückblicke recht ſehr bedürftig ſind! Oder wollen wir ſtets dem Jüngling gleichen, der erröthend niederblickt, wenn von ſeiner Tugend die Rede iſt? Wollen wir nicht lieber endlich zum Manne werden, der edelſtolz und ſelbſtbewußt ſagt: „Seht, das bin ich werth, denn das hab' ich gethan!“

Wenn ich euch die Namen Eckernförde und Kolding nenne, dann habe ich euch an zwei Siegestage der deutſchen Nation erinnert, die zu den herrlichſten unſrer

Geſchichte gehören, und auf die ein jedes deutſche Herz ſtolz zu ſein alle Urſache hat. Ungetrübte und rein-deutſche Feſttage waren das! Glorreich flatterte am 5. April 1849 das einzig-theure, ſchwarz-roth-goldne Banner von den Gaffeln zweier eroberter Dänenſchiffe durch die jubelvollen Abendlüfte und feierte dann — das kaum aus „Kümmerniß und Dunkelheit“ auferſtandene — unter erd- und meererſchütterndem Gekrach ſeine feurige Himmelfahrt; und glorreich wallte am 23. April deſſelben Jahres daſſelbe Banner durch Leichen, Blut und Dampf und durch die ſtürzenden Trümmer der brennenden Stadt dem ſchönſten Siege zu!

Aber auch unſrer Niederlagen brauchen wir uns nicht zu ſchämen; nicht des Tages von Friedericia, denn er zeigte uns mehr als ein deutſches Bataillon, das mit ſtandhaftem Heldenmuth der großen Uebermacht des Feindes bis zum Aeußerſten die Stirn bot, nicht der Schlacht bei Idſtedt, denn wir haben in ihr mitten in der trüben Niederlage einen leuchtenden Sieg; ich meine den Sieg der dritten ſchleswig-holſteiniſchen Brigade bei Oberſtolk.

Ich weiß, es gehört eine in Deutſchland ſeltene Liebe zu den vaterländiſchen Dingen dazu, um den Verlauf einer von Deutſchen geſchlagenen, ſelbſt wichtigen und verhängnißvollen Schlacht, zu verfolgen und zu merken, darum kann ich es nicht für überflüſſig halten, wenn ich an dieſer Stelle die Hauptwendungen jenes Gefechtes,

das einen einzelnen Abſchnitt der ganzen Schlacht bei Idſtedt bildet, darzuſtellen verſuche. Leider habe ich diesmal nicht ſelbſt geſehen und erlebt, was ich zu erzählen habe, aber es ſind die Angaben wahrheitliebender Augenzeugen, denen ich folge.

Die dritte Brigade enthielt, wie jede andre der fünf Brigaden der ſchleswig-holſteiniſchen Armee, drei Infanterie-Bataillone, und zwar das 9te, 10te und 11te, und ein Jägercorps, das fünfte. Zu dieſer Infanteriemacht kam noch eine ſechspfündige Batterie und eine Schwadron Dragoner. Generalmajor v. d. Horſt befehligte die Brigade. Es bedarf hier keiner vorgängigen Charakteriſtik dieſes braven Officiers; ſein Benehmen während des Kampfes wird ihn hinlänglich bezeichnen.

Als die Armee die Stellung von Idſtedt einnahm, erhielt die dritte Brigade ihren Platz links von der zweiten, die, wie wir oben geſehen haben, den äußerſten rechten Flügel bildete. Sie ſtand hier, ſo lange es auf den Zweck der Vertheidigung ankam, noch günſtiger als ſelbſt dieſe, da ſie in ihrer ganzen Front den von Weſten nach Oſten ſich hinziehenden Langſee hatte, der nur an einer einzigen Stelle, bei der Güldenholmer Furth, für Infanterie und Cavallerie paſſirbar war. Dieſe Beſchaffenheit des Terrains machte natürlich die Stellung weniger geeignet für die Ausführung eines Angriffs, da ein ſolcher nur von einem Punkte, eben der Güldenholmer Furth,

aus unternommen werden konnte, und für den Fall eines Mißglückens nur die eine ſchwierige Rückzugslinie auf dieſe vorhanden war; die Brigade hätte ſich denn links hin auf das Centrum bei Idſtedt zurückziehen müſſen.

Gerade nordwärts von der gedachten Furth liegt das Dorf Stolk, aus dem öſtlicher gelegenen Unter- und dem weſtlich davon liegenden Ober-Stolk beſtehend.

Der Leſer wolle ſich aus den früheren, die Schlacht bei Idſtedt betreffenden Schilderungen erinnern, daß General v. Williſen in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli den Befehl zu einem allgemeinen Angriffe auf der ganzen Linie gegeben hatte. Dieſem Befehle getreu brach General v. d. Horſt am Morgen des Hauptſchlachttages früh um 4 Uhr mit ſeiner Brigade über Güldenholm gegen das Dorf Oberſtolk auf. Schon befanden ſich die Truppen eine Strecke nördlich vom Langſee, als Oberſt v. d. Tann, der Chef des Generalſtabes, in eigener Perſon den Befehl brachte, ſtehen zu bleiben und erſt eine Erneuerung des Befehls, zum Angriffe vorzugehen, abzuwarten. Durch das Emporlodern zweier Fanale, das feſtgeſetzte Zeichen, erfolgte wirklich eine Stunde ſpäter der neue Angriffsbefehl.

Dieſe Verzögerung des Vormarſches der Brigade mochte wohl dem General wie ſeinen kampfbegierigen Bataillonen unerwünſcht kommen, in Wahrheit war ſie aber ein großes Glück für die Brigade, ja für das ganze

Heer, vielleicht die einzige Gunſt von Seiten des Schickſals, deren ſich die ſchleswig-holſteiniſche Armee an dem Tage von Idſtedt rühmen kann.

Wäre nämlich die dritte Brigade ohne Verzug auf Stolk marſchirt, ſo würde ſie auf die geſammte zweite däniſche Diviſion, d. h. auf eine Truppenſtärke von ſechs und einem halben Bataillon mit vierzehn Geſchützen und einer Schwadron Dragoner, geſtoßen ſein. Daß die vier Bataillone v. d. Horſt's, die keine Artillerie mit ſich führten, trotz aller Tapferkeit dieſer Uebermacht hätten mit großem Verluſte weichen müſſen, wird man nicht für unmöglich, ſondern vielmehr für wahrſcheinlich halten.

Zu der Zeit nun, in welcher die Schleswig-Holſteiner bei Stolk anlangten, hatte die däniſche Diviſion bereits vier ihrer Bataillone zur Unterſtützung des Angriffs auf unſer Centrum gegen Idſtedt entſendet, ſomit hatten die Truppen unter v. d. Horſt es nur mit noch zwei und einem halben Bataillon, der Artillerie und den Dragonern zu thun.

Die Luft des Morgens war von einem dichten Nebel und feinem Regen angefüllt; ſo war es den ſchleswig-holſteiniſchen Bataillonen gelungen, unbemerkt bis dicht an Oberſtolk heranzurücken. General v. d. Horſt vermuthete in dem Dorfe und nördlich von demſelben einen Feind von nicht unbeträchtlicher Stärke und beſchloß,

denſelben durch einen kühnen Angriff zu überraſchen und zu vernichten.

In dicht geſchloſſenen Kolonnen, das fünfte Jäger-Corps an der Spitze, bringt die Brigade in das Dorf ein. Ohne einen Feind geſehen zu haben, erreicht die Avantgarde der Jäger die Mitte des Dorfes, wo ſie plötzlich auf ein däniſches Bataillon ſtößt, das, keinen Angriff erwartend, ohne beſondere Vorſichtsmaßregeln einher marſchirt. Kaum einen Augenblick ſtutzen unſre braven Jäger bei dieſem auch für ſie überraſchenden Anblick. Die Kommando's tönen, im Sturmſchritt, die Büchſe mit dem aufgepflanzten Hirſchfänger in der Rechten, unter begeiſtertem Hurrah ſtürzen ſie auf das däniſche Bataillon und ſprengen es nach allen Richtungen auseinander. Vergebens ſucht ſein Befehlshaber, der Oberſt v. Trepka, einer der beſten Officiere der däniſchen Armee, dem Verderben Einhalt zu thun; er ſelbſt wird von einer Kugel durchbohrt und mit ſeinem Falle iſt jeder Widerſtand ſeiner Mannſchaft dahin.

Gleichzeitig mit dieſem ſiegreichen Vordringen des fünften Jägercorps in das Dorf hinein hatte General v. d. Horſt andre Theile ſeiner Brigade, theils auf demſelben Wege, theils ſeitwärts von dem Dorfe, zur Unterſtützung des Angriffs entſendet.

Der Befehlshaber der däniſchen Diviſion, General v. Schleppegrell, hielt, als der Zuſammenſtoß in Mitten

des Dorfes ſtattfand, auf einer Anhöhe weſtlich von demſelben mit ſeinem Stabe. Er vermuthete ſo wenig, auf ſchleswig-holſteiniſche Truppen zu ſtoßen, daß er, die fallenden Schüſſe vernehmend, die Meinung äußerte, die Bauern ſchöſſen auf die durchmarſchirenden Soldaten. Um Erkundigungen einzuziehen, entſendete er einen Hauptmann ſeines Stabes, aber dieſer kehrte nicht zurück; er theilte das Schickſal Trepka's.

Mittlerweile wird das Schießen heftiger und läßt ſich auch ſeitwärts vom Dorfe vernehmen. Da beginnt der General an einen Ueberfall zu glauben und befehligt eine halbe Schwadron Dragoner, in das Dorf hineinzujagen und durch eine heftige Attaque die eingedrungenen Feinde in Unordnung zu bringen. Unerſchrocken führen die Dragoner den in Anbetracht der Oertlichkeit und der gänzlichen Ungewißheit über die eigentliche Beſchaffenheit der Vorgänge im Dorfe wahnſinnigen Befehl aus, aber, wie ſich erwarten ließ, zu ihrem vollſtändigen Verderben.

Die Dragoner brechen im Galopp ſeitwärts in das Dorf hinein und ſchwenken auf dem ſchmalen Wege, auf dem das fünfte Jägercorps und zwei Compagnieen des neunten Bataillons vorrücken, dieſen Truppen entgegen. Die Jäger geben Feuer und werfen ſich zur Seite, die Dragoner ſtürmen hindurch. Aber ſchon hat die Infanterie die Knicke, d. h. die mit Gebüſchen beſetzten Erdwälle zu beiden Seiten der Straße, eingenommen und empfängt

hier die Reiter mit einem mörderiſchen Kreuzfeuer. Kugel und Bayonnett räumen furchtbar unter den Tollkühnen auf — nicht ein Einziger von der ganzen Schaar findet den Rückweg! *)

Der Kampf mit den däniſchen Dragonern war übrigens theilweiſe buchſtäblich ein Kampf Mann gegen Mann geweſen, ein Handgemenge, wie es in neueren Kriegen nur noch ſelten vorzukommen pflegt. Ich ſelbſt ſah im Lazareth zu Kiel Angehörige des fünften Jägercorps, die durch Säbelhiebe oder durch die Hufe der Pferde der däniſchen Reiter verwundet worden waren.

Noch hielten ſich die Dänen in den nördlichen Gehöften des Dorfes, jedes einzelne derſelben, das ſie zu verlaſſen gezwungen wurden, nach ihrer abſcheulichen, oft geübten Weiſe des Kriegführens in Brand ſteckend, um

*) Eine ſolche Aufopferung der däniſchen Reiterei, wie ſie bei dieſer Gelegenheit Statt fand, ſteht nicht allein in der Geſchichte des ſchleswig-holſteiniſchen Krieges da. Ein ganz ähnlicher Vorgang ereignete ſich am 21. April 1849 vor Kolding, wo eine halbe däniſche Huſaren-Schwadron in Carriere eine von ſchleswig-holſteiniſchen Jägern des erſten Jägercorps beſetzte Schanze attaquirte. Die Jäger hielten ihr Feuer zurück, bis die Reiter nur noch 20 Schritte von der Bruſtwehr entfernt waren. Da kommandirte der zur Stelle befindliche Hauptmann v. Schöning: „Feuer!“ Die Salve krachte und Roß und Reiter ſtürzten übereinander und wälzten ſich im Todeskampfe.

den Unſern das weitere Vordringen zu erſchweren. Doch auch die lodernden Flammen waren kein Hinderniß für unſere tapfern Soldaten. Die Jäger, eine Compagnie des neunten und zwei des zehnten Bataillons vereinigten ſich zum gleichzeitigen, energiſchen Angriff auf den Nordertheil des Dorfes und ſchlugen nach kurzem, hitzigem Kampfe den Feind gänzlich aus demſelben heraus.

War der Gang des Gefechts bisher ſchon ein nach allen Seiten erfolgreicher und rühmlicher für die deutſchen Waffen geweſen, ſo ſollte ihrer Tapferkeit doch noch ein weit glänzenderer Preis zu Theil werden.

An dem nördlichen Ausgange des Dorfes ſtanden fünf Geſchütze der ſechspfündigen däniſchen Batterie Baggeſen aufgefahren. Dieſe empfingen unſre in der Verfolgung des geſchlagenen Feindes aus dem Dorfe hervorbrechenden Jäger und Infanteriſten mit einem heftigen Kartätſchenfeuer. Vergebens; unaufhaltſam dringen unſre Braven vor. Da erſcheint General v. Schleppegrell und führt die Bedeckungsmannſchaft der Geſchütze in eigner Perſon gegen die Angreifer. Mehrmals zurückgeſchlagen, erneuert der General ſtets unerſchrocken ſeine vergeblichen Verſuche. Da durchbohrt auch ihn die tödtliche Kugel. Die däniſche Infanterie ſtäubt in wilder Flucht auseinander. Nun iſt der Augenblick höchſter Noth für die Geſchütze gekommen. Schon haben ſie aufgeprotzt und beginnen abzufahren, da ſtürzen die Pferde vor dreien

erſchoſſen zu Boden, mit donnerndem Hurrah werfen ſich die Unſrigen auf die Kanonen, — ſie ſind erobert! Nur zwei Geſchützen gelang es zu entkommen.

Noch einen Verſuch macht der Feind, die verlorene Ehre und die verlor'nen Trophäeen wieder zu gewinnen. Die Dragoner ſind es abermals, die zu dieſem verzweifelten Wagniß vorgeſchickt werden. Dreimal attaquiren ſie mit großer Bravour, aber ſie vermögen nicht, die von den Schleswig-Holſteinern ſchnell gebildeten Quarrees zu ſprengen. Der letzte Reſt der Schwadron findet hier bis auf Wenige ſeinen Untergang.

Der Kampf bei Oberſtolk hatte kaum eine Stunde gedauert, und dennoch, welche Reſultate erblickte Einer, der nun den Schauplatz des Gefechtes überſchaute!

Der feindliche General war gefallen, eine große Reihe der tüchtigſten Officiere mit ihm, viele andre, darunter der Artillerie-Capitain v. Baggeſen, waren unverwundet in Gefangenſchaft gerathen; der bei Stolk in's Gefecht gekommene Theil der zweiten däniſchen Diviſion war außer der Garde zu Fuß die letzte Reſerve des Feindes, und dieſe war nun durch einen verluſtvollen Kampf vollſtändig zerriſſen und zerſplittert. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß man nach dieſen Ereigniſſen im däniſchen Hauptquartier an den Rückzug dachte und Maßregeln traf, ihn zu ermöglichen. Das iſt eine vollſtändig verbürgte, ſelbſt von den Feinden eingeräumte Thatſache.

Nun denke man ſich, welchen Ausgang die Schlacht bei Idſtedt nothwendig hätte nehmen müſſen, wenn die Brigade unſres rechten Flügels den Angriff v. d. Horſt's unterſtützt hätte! Die Vernichtung des ganzen linken Flügels der däniſchen Armee wäre unausbleiblich geweſen, dadurch wäre die feindliche Hauptmacht in ihrer linken Flanke auf's Aeußerſte bedroht worden und alle Vortheile, die ihr Williſen's Ungeſchicklichkeit und Zaghaftigkeit ſo voreilig in die Hand gegeben hatte, wären zu Nichts geworden; Williſen hätte die Schlacht wider ſeinen Willen gewinnen müſſen.

Aber in der Zeit, als die dritte Brigade ihren glänzenden Sieg bei Oberſtolk erfocht, war General v. Williſen bereits nur noch auf die Ausführung eines Rückzuges bedacht und ſein Vertrauter, der Major v. Wyneken, Unterchef des Generalſtabes, erſchien ſelbſt bei Oberſtolk, um der dritten Brigade den Rückzugsbefehl zu überbringen. Major v. Wyneken war recht eigentlich der böſe Dämon Schleswig-Holſteins bei vielen Gelegenheiten während des letzten Feldzuges und war es ganz beſonders hier. Ohne mit dem General v. d. Horſt Rückſprache zu nehmen, ohne ſich um eine richtige Anſicht von der Lage der Dinge zu bekümmern, ertheilte v. Wyneken den einzelnen Truppentheilen der dritten Brigade, die er auf ſeinem eiligen Ritte antraf, eigenmächtig den Befehl zum Rückzuge. Dieſe glaubten dem Unterchef

des Stabes ohne Weiteres gehorchen zu müſſen und brachen gegen den Langſee auf. So that das in Reſerve befindliche 11te Bataillon, ſo der größte Theil des 5ten Jägercorps.

Als nun General v. d. Horſt ſeinen Sieg verfolgen wollte, ſah er ſich der dazu nöthigen Truppen durch eine unbefugte Hand beraubt und dadurch wirklich gezwungen, den Rückzug anzutreten.

Wie aber der Vormarſch der dritten Brigade ruhm- und erfolgreich geweſen war, ſo ſollte auch noch der Rückzug der wenigen Hundert Mann, die General v. d. Horſt in Folge der verhängnißvollen Einmiſchung v. Wynekens nur um ſich verſammelt behalten hatte, von Ehren und Gewinn begleitet ſein.

Dank der Unthätigkeit des Befehlshabers der Brigade auf dem rechten Flügel unſres Heeres war es den Dänen, die gegen die Stellung bei Wedelſpang vorgerückt waren, möglich gemacht worden, ſich rechts zu wenden und ſo den Rückzug auf die Furth von Güldenholm zu bedrohen, wenn nicht ſchon abzuſchneiden. So befahl v. d. Horſt denn, den Rückzug auf das Grüderholz zu nehmen, ein Gehölz an dem weſtlichen Ende des Langſees auf ſeinem nördlichen Ufer und zwar zwiſchen dieſem und dem Idſtedter See.

Das Grüderholz war aber bereits in die Hände des Feindes gefallen und die Schleswig-Holſteiner ſahen, als

ſie wenige hundert Schritte vom Rande des Holzes Halt machten, denſelben von feindlicher Infanterie beſetzt. Doch unſre wackern Krieger waren ſelbſt durch den angetretenen Rückzug noch nicht entmuthigt.

„Vorwärts! Vorwärts!“ ſchallt der allgemeine Ruf, die Trommeln wirbeln den Sturmmarſch, die Jägerhörner blaſen zum Avanciren und mit gefälltem Bayonnett und lautem Hurrah geht es gegen das Holz und in das Holz hinein. Und ſiehe da! Was geſchieht? Noch ehe die Schleswig-Holſteiner den Rand des Waldes erreichen, ergiebt ſich ihnen ein feindlicher Officier mit 40 Mann, andere kleinere und größere Abtheilungen thun daſſelbe. Das war die Erſcheinung im Kleinen, die ſich im Großen und Ungeheuren zugetragen haben würde, wenn v. d. Horſt's Brigade nach erfolgter Vereinigung mit der Brigade des rechten Flügels und nach dem in Oberſtolk erfochtenen Siege ſich links gewendet hätte und ſo in Flanke und Rücken des feindlichen Centrums gedrungen wäre. Uebrigens betrug die Zahl der beim Grüderholz gemachten Gefangenen faſt eben ſo viel, wie die Mannſchaft, die v. d. Horſt noch bei ſich hatte, ſelbſt ſtark war.

Der Langſee iſt mit dem Idſtedtſee durch einen Bach, über welchen eine Brücke führt, verbunden. Dieſe erreichte v. d. Horſt mit ſeiner Schaar und war gerettet. Der

Haupttheil ſeiner Brigade hatte ſich während deſſen bei Güldenholm, vom Feinde ungeſtört, geſammelt, wieder geordnet und war zu neuem Vorgehen bereit, als der allgemeine Rückzug angetreten werden mußte.

VIII.

Eine Scene bei Duvenſtedt.

Wie wenig der Verluſt der Schlacht bei Idſtedt die Kraft des ſchleswig-holſteiniſchen Heeres vermindert hatte, wußte Jeder, der in ſeiner Mitte verweilte, ſchon wenige Tage nachher. Nur unſre Anführer ſchienen es nicht zu wiſſen, ſie ſchienen nach dem Anblicke, den ihnen die wenigen, allerdings in Folge der ſchlechten Führung in Verwirrung gerathenen Bataillone im Centrum dargeboten hatten, die ganze Armee als im Zuſtande der Auflöſung und Entmuthigung begriffen ſich vorzuſtellen, ſonſt hätten ſie die bei Idſtedt begangenen Fehler ſchon Tags darauf wieder gut zu machen geſucht.

Der Feind ſchien vorläufig noch gar nicht daran zu denken, ſich nach unſerm Zuſtande zu erkundigen, ſo ſehr war er mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Erſt am Morgen des 8. Auguſt, alſo vierzehn Tage nach der gewonnenen Schlacht, rückte er zu einer großen Recognoscirung gegen die ganze nunmehr von uns eingenommene Stellung heran. Wahrſcheinlich hatte ihn erſt das am Tage vorher in

Rendsburg ſtattgehabte bedeutende Unglück dazu ermuthigt. Dort war nämlich die Artillerie-Werkſtatt mit nicht unerheblichen Vorräthen in die Luft geflogen, Trümmer, Geſchoſſe, Leichen weithinſchleudernd. So ſchmerzlich uns Allen natürlich dieſer Unfall war, unſern Muth, unſre Standhaftigkeit hatte er nicht berührt. Das gewahrte der Feind bei ſeinem Angriffe ſehr wohl. Auf der ganzen Linie unſerer Stellung fanden Gefechte Statt, das bedeutendſte und für uns glorreichſte beim Dorfe Duvenſtedt, wo das zweite Jägercorps ſtand. Das war wieder ein Tag, deſſen Ehre vorzugsweiſe dieſer tapfern Truppe gehört, wenn gleich die Unterſtützung, welche andere Abtheilungen leiſteten, keineswegs gering angeſchlagen werden ſoll.

Statt den Gang des Gefechtes zu erzählen, der im Großen und Ganzen dem aller übrigen glich, will ich hier einen Hergang ſchildern, der wieder ein Zeugniß für die große Kaltblütigkeit des ſchleswig-holſteiniſchen Volkes abgiebt, diesmal eine Kaltblütigkeit, deren Anblick faſt ein Gefühl des Grauens erweckte.

Wir hatten das Terrain, in dem unſere Vortruppen ſtanden, durch einige flüchtige Verſchanzungen befeſtigt, halbkreisförmige Gräben mit einem Walle davor. Dieſe kleinen Schanzen vertheidigten wir mit gelaſſener Tapferkeit wider den überlegenen Angriff des Feindes. Ruhig wie auf dem Marſche oder im Lager ſangen wir im Chorus

unſer „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“, dazu unſre wohlgezielten Kugeln entſendend. Eine dieſer Schanzen mußte geräumt werden, als das Feuer des ſeitwärts vorgedrungenen Feindes uns in den Rücken zu kommen drohte. Hinter uns befand ſich die „Sorge,“ ein Bach oder eine „Aue,“ wie man in Schleswig-Holſtein dergleichen Gewäſſer nennt. Darüber führte ein ſchmaler Steg, der uns einzeln in ein Mühlengehöft hinüberleitete. Hier in den Gebäuden ſetzten wir uns wiederum feſt und leiſteten Widerſtand, ſo lange es irgend vernünftig war. Einer unſerer Jäger hatte ſich zu ſeiner Deckung den ziemlich nahe am Bache befindlichen Backofen auserſehen. Aus dieſer eigenthümlichen Feſtung heraus feuerte er wacker auf die andringenden Dänen. So hartnäckig vertheidigte er ſeine kleine Burg, daß er den Abzug ſeiner Kameraden kaum gewahrte. Endlich aber, als die Dänen ſchon ganz nahe waren und ſich anſchickten, die Sorge zu durchwaten, ſchien es ihm an der Zeit, auf ſeine perſönliche Sicherheit Bedacht zu nehmen.

Er kroch behutſam aus dem Backofen heraus, aber — ſchon ſtand ein Däne auf dem Stege, der über den Bach führte, keine zwanzig Schritte von ihm, das Gewehr im Anſchlage.

Der Schuß krachte, aber die Kugel fehlte unſern Jäger.

Verdutzt blieb der ungeſchickte oder allzu hitzige Schütze mitten auf der ſchmalen Brücke ſtehen, unſchlüſſig, ob er

es wagen ſollte, weiter vorzudringen, oder ob es nicht beſſer ſei, wieder zurückzuſpringen. Da aber drehte ſich der ſchleswig-holſteiniſche Jäger gelaſſen um.

„So, mein Junge,“ ſagte er, „nun iſt dein Leben aber auch Gras!“

Er legte an, drückte ab und lautlos ſtürzte der Däne von dem Stege hinab in den Bach.

Ueber den Leichnam hin murmelten die Wellen der Sorge ein eintöniges Grablied.

IX.

Schluß.

Der Tag von Duvenſtedt war ein heller, ungetrübter Freudentag für uns geweſen. Wir hatten dem Feinde bei geringem eigenen Verluſte namhaften Schaden zugefügt und, was die Hauptſache war, wir hatten unſre Ueberlegenheit über ihn, die nur durch die Ungeſchicklichkeit unſrer Oberanführer bei Idſtedt in Frage gekommen war, von Neuem auf das Glänzendſte bewährt.

Solcher Freudentage ſollten wir wenige mehr erleben.

Zwar fehlte es nicht an Verſuchen, das zu früh und leichtſinnig aufgegebene Terrain wieder zu gewinnen, aber es blieb leider immer nur bei Verſuchen. Im entſcheidenden Augenblicke, wo das kühne Wagniß, wo die äußerſte Anſpannung aller Kräfte hätten eintreten müſſen, um Entſcheidendes zu erzielen, verzagten unſre Leiter, uneingedenk der alten Wahrheit, daß ein Sieg alle Opfer vergeſſen macht, daß ſie aber bei einem aufgegebenen, nutzloſen Unternehmen doppelt ſchwer in's Gewicht fallen.

So jagten wir am 12. September den Feind bis auf die nördlichen Ufer der Schlei und verbrannten ihm ſein ausgedehntes Hüttenlager bei Kochendorf, aber den Uebergang über den ſchmalen Meeresarm zu erzwingen, wonach jeder Soldat im Heere brannte, wagte man nicht. So ſendete man in den Octobertagen der friedrichſtädter Affaire eine einzige Sturmkolonne an jeder Stelle auf die feindlichen Werke und opferte ſie nutzlos, während eine zweite, dritte, eine ſelbſt bis zur Erſchöpfung der letzten Reſerven entſendete ſich gewiß den Weg durch die Palliſaden gebahnt und die Stadt, den Schlüſſel zum weſtlichen Schleswig, gewonnen hätte. O, wie geſpannt horchten wir auf unſerm äußerſten rechten Flügel auf den Kanonendonner, der trotz der großen Entfernung deutlich von Friedrichſtadt zu uns herüberdröhnte; wie ſehnſüchtig wünſchten und ſprachen wir: Wären *wir* doch dabei!

Als der Vorhang über der blutigen Tragödie von Friedrichſtadt gefallen war, blieb die große Bühne des Kampfes leer. Nur in zahlreichen Patrouillengefechten und Recognoscirungen übten und erſtarkten wir unſre junge Mannſchaft. Sonderbar, der Feind, der überall geſiegt hatte, wagte es nicht, hinter ſeinen Verſchanzungen hervorzukommen, während wir, die Geſchlagenen, ihn unaufhörlich beunruhigten, ſeine Vorpoſten wegfingen oder niederſchoſſen, ſeine Feldwachen alarmirten, kurz das ganze

Terrain zwiſchen uns und ihm mit unſern verwegenen Streifpartieen beherrſchten.

General Williſen nahm unter dem ſchweren Drucke des Bewußtſeins von all' dem Unheil, das ſeine Unfähigkeit über die armen Herzogthümer gebracht hatte, ſeinen Abſchied; ein kühnerer Führer trat an ſeine Stelle, General v. d. Horſt, der Sieger von Oberſtolk.

Aber als wir neue Hoffnung zu ſchöpfen begannen, als ſich ein Jeder von uns vorbereitete auf einen furchtbaren Kampf der Entſcheidung, zu dem dieſer unerſchrockene Feldherr uns führen ſollte, da ereignete ſich das Ungeheuerſte, das Unerhörteſte.

Deutſche Truppen vollführten das, was dem Feinde bisher unmöglich geweſen war und ewig unmöglich geblieben wäre: unſere Unterwerfung. So weit die Geſchichte der Völker bekannt iſt, dieſe Handlung hat den fürchterlichen Ruhm, einzig und unerreicht dazuſtehen. Ja, es war nicht einmal eine kleine Rückſicht genommen worden, um die himmelſchreiende That auch nur um Etwas weniger ſchroff auszuführen. Dieſelben Truppen zum Theil, die kurz vorher Seite an Seite mit den braven Söhnen Schleswig-Holſteins für ihre gerechte Sache gefochten hatten, wanden ihnen jetzt die Waffen aus den Händen und überlieferten die brüderlichen Streiter der Gnade oder Ungnade des Feindes, der kein Verdienſt bei dieſer Unterwerfung hatte.

O, das Gefühl iſt unbeſchreiblich, mit dem wir im Anfange des Jahres 1851 unſre Feſtung Rendsburg den Händen der Oeſterreicher und Preußen übergaben!

Wer war unſer ſchlimmſter Feind, die Dänen, deren wir uns erwehren konnten, oder die Oeſterreicher und Preußen, denen wir ſtillhalten mußten? —

Der Winter legte ſich über das verrathene Land mit ſeiner weißen Decke; wie ein tödtlicher Mehlthau verbreiteten ſich die weißen Schaaren Oeſterreichs über die letzten grünen Halme deutſcher Freiheit.

Frühling, Frühling, wann wirſt du wiederkehren?

Ihr, meine alten, tapferen Kameraden, wann hören wir doch wieder das alte, vertraute Signal: „Zweites Jägercorps! Sammeln!“

Nicht wahr? wir ſtellten uns Alle, Alle wieder ein!

Deutſche Bauern.

Bilder aus der alt-dithmarſiſchen Geſchichte.

I.

Die Dithmarſcher und die Bökelenburg.

An der Meeresküſte zwiſchen den breiten Buchten, in denen ſich die beiden großen Lebensadern des norddeutſchen Landes, die Elbe und die Eider, mit der Nordſee vereinigen, wohnt ſeit Alters der Stamm der Dithmarſcher. Von ſächſiſcher Herkunft iſt er, behaupten die Einen, von frieſiſcher die Andern. Für beide Behauptungen ſind Gründe und Gegengründe beigebracht und erörtert worden, und andere Hiſtoriker ſind in die Mitte der Meinungsverſchiedenheit getreten und haben die ſächſiſche Abſtammung der Dithmarſcher aufrecht erhalten, aber ihre ſpätere Vermiſchung mit frieſiſchen Einwanderern zugegeben. So Dahlmann.

Der Boden der dithmarſiſchen Wohnſitze iſt größtentheils Marſch, tief, ſchwer und fruchtbar, namentlich an den Flüſſen, weniger an der Nordſee. Diejenigen, die ſich auf ihm niederließen und ihn bebauten, — und Bauern waren faſt alle Dithmarſcher, — wurden allmählig wohlhabend, ja reich; und da das Land nicht allein

den gewaltigen Fluthen abgerungen war, ſondern noch fort und fort gegen die Uebergriffe des feindlichen Elementes vertheidigt werden mußte, ſo waren ſeine Bewohner kräftig, ausdauernd und vor allen Dingen voll Selbſtbewußtſein und Liebe zur Freiheit.

Trotzdem beherrſchten ſchon im zehnten Jahrhundert Fürſten einen großen Theil von Dithmarſchen, wenn wir nicht ſogar bis auf die Zeit Karls des Großen zurückgehen und zu den Sachſen, die ſich dieſem gewaltigen Streiter für das irdiſche Reich Chriſti nach einem dreißigjährigen, blutigen Kampfe beugen mußten, auch die überelbiſchen Dithmarſcher zählen wollen.

Die ſpäteren Herren des Landes waren die Grafen von Stade, denen die deutſchen Kaiſer die Hoheit über beide Ufer der Elbmündung vornehmlich wohl deßhalb verliehen haben, damit ſie ſo beſſer im Stande ſeien, das für Deutſchland als Waffenplatz und Miſſionsanſtalt ſo wichtige Hamburg, damals freilich noch ein unbedeutendes Städtlein auf einer Inſel der Alſter,*) vor den Angriffen der eiferſüchtigen und habgierigen Normänner und Dänen zu ſchützen.

Die Grafen von Stade hatten ihre Reſidenz auf dem linken Ufer der Elbe, auf dem der Haupttheil ihres Gebietes lag. Dies ließ den freiheitliebenden Bauern

*) Das gegenwärtige St. Petri-Kirchſpiel Hamburg's.

Dithmarſchens ihre Abhängigkeit wahrſcheinlich weniger drückend erſcheinen und ſo verhielten ſie ſich ruhig. Um das Jahr 1030 aber ſiedelte ein Graf Lippold von Stade nach Dithmarſchen hinüber, um das Land abgeſondert von Stade zu beherrſchen. Wie er ſich zu dem eigentlichen Inhaber der Grafſchaft, Siegfried II., deſſen Verwandter er war, verhalten habe, und unter welchen Bedingungen die Trennung vor ſich ging, leuchtet aus den Chroniken nicht recht ein.

Bei dem bekannten und gefürchteten Freiheitsſinne der kräftigen Bauern konnte Graf Lippold's Gedanke, die Herrſchaft im Lande ſelbſt auszuüben, nicht wohl durchgeführt werden, wenn er ſich nicht auf eine ſtarke Feſte in Dithmarſchen ſtützen konnte. Da ſoll er denn das Schloß zu Burg, dem Hauptorte des gleichnamigen Kirchſpiels, angelegt haben. Die Bökelenburg hieß ſie, weil ſie auf einem mit Buchen bewachſenen Hügel erbaut wurde oder ſich doch ein Buchengehölz in ihrer Nachbarſchaft befand.

Ob die getroffene Maßregel ſich bis an's Ende Lippold's als ausreichend bewährte, ob er eines natürlichen Todes geſtorben iſt, oder ob die Dithmarſcher ihn aus Liebe zur Freiheit erſchlagen haben, darüber läßt uns die Geſchichte im Dunkeln. Dagegen führt ſie ausdrücklich an, daß Lippold's beide Nachfolger, die gleich ihm im Lande wohnen und herrſchen wollten, die Grafen Dedo

und Etheler der Weiße, einen gewaltſamen Tod erlitten, weil der Anblick der Herrſcher den freigeſinnten Bauern unerträglich war.

Solche Erfahrungen waren geeignet, von einer Wiederholung des gemachten Verſuches abzuſchrecken. Dithmarſchen ward wieder mit den Beſitzungen auf dem linken Elbufer vereinigt und von hier aus regiert. Faſt ein volles Jahrhundert verging unter dieſen Verhältniſſen, da ſchlug wieder ein Graf von Stade, Rudolf II., der im Jahre 1135 zur Regierung gekommen war, ſeine Reſidenz in der Bökelenburg auf, ungewarnt durch das Schickſal ſeiner Vorfahren, nur dem Drange nach Erweiterung ſeiner Macht folgend. Das Trachten nach Befeſtigung der Herrſchaft über das ſüdliche Dithmarſchen, und die beabſichtigte Unterjochung des zu jener Zeit noch freien nördlichen Theils, in der Rudolf eine Entſchädigung für die kurz zuvor ſeinem Hauſe entriſſene Grafſchaft Salzwedel *) erblickte, das waren die Gründe, welche den Grafen zu dem antrieben, was nach den Erfahrungen der Vergangenheit gewiß als ein gefährliches Wagniß angeſehen werden mußte.

Der Aufgabe, die ſich Graf Rudolf II. geſtellt hatte,

*) Die Markgrafſchaft Salzwedel war an das ſtader Grafenhaus kurz nach 1056 gekommen und fiel durch die Schlacht bei Aſchersleben 1130 an die Grafen von Anhalt.

war er hinſichtlich ſeines Charakters durchaus gewachſen. Er wird uns als ein ſtrenger, rückſichtsloſer, gewaltthätiger Herrſcher geſchildert. Zu keiner Zeit aber mußte den Dithmarſchern das überhaupt ſchon verhaßte Fürſtenregiment unerträglicher erſcheinen, als gerade damals, wo eine große Ueberſchwemmung der Elbe die Felder verwüſtet, ein äußerſt langer, ſtrenger Winter die Vorräthe der Bewohner verzehrt und demnächſt erfolgter Mißwachs eine ungewöhnliche Theurung, ja Hungersnoth herbeigeführt hatte, ſo daß es den Meiſten unmöglich war, den harten Anforderungen des Grafen in Bezug auf Steuern und Lieferungen nachzukommen.

Zwar wollte hie und da der dithmarſiſche Stolz die Armuth nicht eingeſtehen und ſo beſtärkte namentlich ein Mann den Grafen in ſeiner Meinung, das Land ſei noch immer reich und könne nicht nur die laufenden Abgaben entrichten, ſondern auch noch die Rückſtände früherer Jahre aufbringen. Dieſer Mann, Maes Claus Maes, ein reicher Hofbeſitzer auf Heine Vierth bei Eckſtedt, war einſt vom Grafen Rudolf eingeladen und glänzend bewirthet, unter Anderm auch mit Tafelmuſik geehrt worden.*)

In Erwiderung dieſer Einladung gab der reiche Bauer

*) „Stattlik trakteret mit Seidenſpille.“ Johann Adolphi's, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarſchen; herausgegeben von Dahlmann.

ſeinem Herrn ein Gaſtgebot, das ſich durch eigenthümliche Schauſtellung bäueriſchen Reichthums in dieſer Zeit allgemeiner Noth auszeichnete. Statt der Bänke dienten den Geladenen ſtrotzende Säcke voll Korn zum Sitze, Ueberfluß an Speiſen aller Art herrſchte auf der Tafel und draußen auf dem Hofe liefen und ſprangen Schafe, Schweine, Rinder und Pferde durcheinander und erſetzten durch ihr Geblöke, Geſchrei, Gebrüll und Gewieher die Tafelmuſik bei dem gräflichen Schmauſe.

Nach dieſer Wahrnehmung ſo reicher Verhältniſſe zeigte ſich der Graf noch ſtrenger im Eintreiben der Steuern als zuvor, und ſeine Gemahlinn Walburgis ſoll ihn darin nicht wenig beſtärkt haben. Da aber beſchließen die auf's Aeußerſte gereizten Dithmarſcher der Tyrannei ein Ende zu machen.

Am Morgen des 15. März 1145, alſo an den berüchtigten Iden, erſcheint vor dem Schloſſe eine lange Reihe von Wagen, hochauf mit gefüllten Säcken beladen. So ſind die ſtörrigen Bauern alſo gefügig geworden und bringen das auferlegte Herrenkorn! Ja, auch in einer andern Weiſe kommen ſie ihres geſtrengen Herrn Wünſchen entgegen! Schon längſt hatte der Graf ſein Auge auf die ſchöne, kräftig-blühende Tochter eines Bauern geworfen, und ſiehe da! auf dem vorderſten Wagen ſitzt die Jungfrau, ſchön geſchmückt, wie um ihrem Liebſten zugeführt zu werden. Natürlich ließ man bei ſo friedlichem,

verführeriſchem Anſchein den Wagenzug und ſeine Führer und Begleiter arglos in die Burg ein.

Als aber der letzte der Wagen gerade unter dem Thore hielt, ſo daß das Gatter nicht niederfallen konnte, da ertönte plötzlich ein Loſungswort:

„Röhret de Hände, ſchnidet de Sacksbände!“

und ſiehe — aus den vermeintlichen Kornſäcken wickeln ſich bewaffnete Männer heraus, wie einſt dem Bauche des hölzernen Pferdes die griechiſchen Helden zum Verderben Troja's entſtiegen. Die Fuhrleute ziehen gleichzeitig im Nu verborgene Waffen unter ihren Kleidern hervor und ſo ſtürzt man ſich auf die überraſchte Beſatzung der Bökelenburg. Nach kurzem Kampfe wird ſie überwältigt und niedergemacht. Die Gräfinn Walpurgis, ihres Stolzes wegen den Dithmarſchern beſonders verhaßt, findet nach grauſamen Mißhandlungen ihren Tod, — aber das Hauptziel des Rachedurſtes der empörten Bauern, der Graf Rudolf, iſt nicht zu finden.

Die Sieger beginnen denn mit dem Niederreißen der verhaßten Zwingburg. Da, am dritten Tage nach der Einnahme des Schloſſes, vernehmen Einige aus dem Mauerwerk heraus das Geſchrei oder Geſchwätz einer Elſter. Wie? Hatte nicht Graf Rudolf einen ſolchen Vogel ſtets um ſich und liebte und hegte ihn ſeines Geplauders halber ganz beſonders? Aufmerkſam gemacht,

forſcht man weiter nach; ein verborgenes Gemach wird entdeckt und der Graf in ihm.

Die Bauern, deren Grimm durch die gefallenen Opfer, durch die begonnene Zerſtörung der Burg, durch die Zeit noch keineswegs abgekühlt iſt, dringen ein; an ihrer Spitze beſonders eifrig der junge Edemann Jürgens. Ein kurzer Kampf erhebt ſich und bald entwaffnet endet der Graf ſein Leben, durchbohrt von dem Spieße des jungen Bauern.

Sollte der Eifer dieſes vielleicht noch durch ein Anderes als den Freiheitsdrang allein angefeuert worden ſein? Sollte ihm vielleicht jene Jungfrau, die Auserkorene des Grafen, nicht ſo ganz fern geſtanden haben? Die Geſchichte erzählt uns Nichts über dieſes Verhältniß, ſo bleibt alſo der Phantaſie der weiteſte Spielraum offen.

II.

Bornhöved.

Es fehlte viel daran, daß die Ermordung des Grafen Rudolf und die Zerstörung der Bökelenburg den Dithmarschern die volle Selbstständigkeit wiedergegeben hätte. Nur den einen Gewinn zogen sie aus ihrer That, daß sie hinfort die verhaßten Herren auf längere Zeit nicht mehr vor Augen zu haben brauchten. Das Land ging übrigens in dem folgenden Zeitraume von achtzig Jahren aus einer Hand in die andere über. Zunächst erhielt es Hartwig, der einzige noch lebende Bruder des Ermordeten, doch nicht, ohne ernste Verwicklungen mit dem jungen Herzoge von Sachsen, Heinrich dem Löwen, bestanden zu haben, der selbst Gelüste nach der Hinterlassenschaft Rudolf's trug. Hartwig war früh in den geistlichen Stand getreten, und bestieg im Jahre 1148 den erzbischöflichen Stuhl zu Bremen. So ward die Grafschaft Stade und Dithmarschen mit ihr der Herrschaft des Krummstabs unterworfen.

Aber nur acht Jahre lebte Hartwig mit ſeinem gefährlichen Nachbarn, dem Sachſenherzoge, in gutem Einvernehmen, da, im Jahre 1156, riß Heinrich der Löwe Dithmarſchen an ſich und belehnte damit einen ſeiner Vaſallen, den Grafen Reinold. Wie die Dithmarſcher nun wieder einen Herrn im Lande hatten, ſo erhielten ſie auch eine neue Herrenburg. Heinrich baute, um den Grafen Reinold vor dem Freiheitsſinne der Dithmarſcher zu ſchützen, die Stellerburg, die in dem ſpäteren Kirchſpiel Weddingſtedt lag und deren Platz und Ueberreſte noch in unſrer Zeit gezeigt wurden.

Wiederum vergingen acht Jahre, da änderte ſich der Zuſtand der Dinge abermals. Heinrich, der Sachſenherzog, zog mit ſeinen Mannen zum Kriege gegen die Wenden aus, erlitt aber im Jahre 1164 bei Demmin im heutigen Mecklenburg eine gewaltige Niederlage, in der eine große Anzahl ſeiner Leute erſchlagen ward. Auch Reinold, der dithmarſiſche Graf, fand hier ſeinen Tod.

Als die Kunde von dem Ableben ihres Grafen ſich unter den Dithmarſchern verbreitete, glaubten ſie, die Stunde der Befreiung habe geſchlagen. Sie erhoben ſich, überrumpelten die Stellerburg und verfuhren mit ihr wie einſt mit dem Zwinghofe zu Burg. Aber ihre Hoffnung ward zu Schanden. Heinrich der Löwe behauptete ſich im Beſitz des Landes bis zum Jahre 1180. Da war ſein berühmtes Zerwürfniß mit dem großen Hohenſtaufen-

kaiſer Friedrich, dem Rothbart, das auf den lombardiſchen Ebenen kurz vor der unglücklichen Schlacht bei Legnano zum offenen Bruche geführt hatte, ſo weit gediehen, daß der Kaiſer ihn in die Reichsacht erklärte und ihn aller ſeiner Lehen los und ledig ſprach. Da waren auch die Dithmarſcher ihrer Unterthanenpflicht entbunden und glaubten nun wieder, den erſehnten Tag der Freiheit anbrechen zu ſehen. Aber wieder wurden ſie getäuſcht. Der Erzbiſchof Siegfried von Bremen, ein Bruder Bernhards von Anhalt, dem der Kaiſer das Herzogthum Sachſen verlieh, erhielt einen Lehnbrief über Stade und Dithmarſchen. Ehe er ſich jedoch in den Beſitz, des Letzteren ſetzen konnte, fiel Graf Adolf III. von Holſtein, der Schauenburger, in Dithmarſchen ein und nahm das Land für ſich. Das geſchah im Jahre 1182. Zwar behielt Adolf III. ſeine Eroberung nur etwas über zwei Jahre, wonach er ſie freiwillig an den damaligen Erzbiſchof von Bremen, Hartwig II., zurückgab, aber ſeine kurze Herrſchaft war den Dithmarſchern fühlbar genug geworden. Sie hatten harte Steuern bezahlen müſſen und ſahen ſich außer Stande, die Anſprüche Hartwigs II., der ein verſchwenderiſcher, tiefverſchuldeter Prälat war, zu befriedigen. So empörten ſie ſich zweimal gegen ihn und begaben ſich zuletzt in den Schutz des Biſchofs Waldemar von Schleswig, eines nahen Verwandten des Königs Knud oder Kanut VI. von Dänemark. Kaiſer

und Papst legten Verwahrung gegen diese Abtrünnigkeit der dithmarsischen Bauern ein, aber vergebens. Diese hatten sich vor ihrem begehrlichen Herrn nur durch einen solchen Schritt retten können und antworteten auf alle Anfechtungen mit ironischer Kaltblütigkeit, sie seien ja dem heiligen Petrus nicht untreu geworden, sondern hätten nur Sankt Peter zu Bremen mit Sankt Peter zu Schleswig vertauscht.

Endlich griff der Kaiser — es war Heinrich VI. — zu energischen Mitteln und Dithmarschen mußte wieder von der mit Schleswig eingegangenen Verbindung ablassen. Es fiel aber nicht an Bremen zurück. Der Erzbischof Hartwig II. nämlich hatte sich verleiten lassen, den von Neuem geächteten Heinrich den Löwen nicht nur zu unterstützen, sondern ihn sogar bei sich in Stade aufzunehmen. Darum war auch über ihn die Acht des Reiches verhängt und er von dem Vollstrecker derselben, dem Grafen Adolf von Holstein, von Land und Leuten gejagt worden. Zwar erhielt er bald darauf, da er den Kaiser um Gnade anflehte, Verzeihung und sein Erzbisthum zurück, aber mit der Grafschaft Stade und Dithmarschen mußte er Adolf III. belehnen, der ihm freilich zwei Drittheile der Einkünfte des Landes auszuzahlen verpflichtet ward. Das Jahr 1195 war es, in welchem auf diese Weise Dithmarschen mit Holstein vereinigt ward.

War dieſer Vergleich zwiſchen dem holſteiniſchen Grafen und dem Erzbiſchofe von Bremen für die dithmarſiſche Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſehr mißlich, indem er in der Folgezeit oft den Ausgangspunkt für die Anſprüche Holſteins an die Herrſchaft über das Land bildete, ſo zeigte ſich doch von weit verhängnißvollerer Bedeutung für die nächſte Zukunft jener freiwillige Anſchluß an das Bisthum Schleswig. Auf ihn gründeten nämlich die däniſchen Könige, unter deren Oberhoheit Schleswig ſtand, ihr Anrecht an den Beſitz Dithmarſchens und die zwieträchtigen Verhältniſſe in Deutſchland, wo nach dem Tode Heinichs VI. der Hohenſtaufe Philipp mit dem Welfen Otto, dem Sohne Heinrich's des Löwen, um die deutſche Kaiſerkrone rang, geſtatteten es bereits im Jahre 1200 dem Dänenkönige Knud Dithmarſchen an ſich zu reißen. Vergebens waren alle Anſtrengungen Adolf's, das Geraubte wieder zu gewinnen. Geſchlagen und gefangen von den Dänen, mußte er, um nur aus der ſchweren Haft entlaſſen zu werden, auf alle ſeine Beſitzungen an der Elbe verzichten und ſchwören, weder jemals nach Holſtein zurückzukehren noch ſich wegen des Vorgefallenen zu rächen. Adolf hat ſeinen Schwur ehrlich gehalten und iſt im Jahre 1232 als Herr ſeiner Stammgrafſchaft Schauenburg an der Weſer geſtorben.

Noch ſchlimmer aber ſah es für die Verbindung des deutſchen Nordens mit dem deutſchen Reiche unter Kanut's

Bruder und Nachfolger Waldemar II. aus, der im Jahre 1202 den Thron beſtiegen hatte. Dieſer, der ſich gleich nach ſeiner Erwählung zu Lübeck im Jahre 1203 unter großen Feierlichkeiten als König der Dänen und Wenden und als Herr von Nordalbingien hatte krönen und ausrufen laſſen, erlangte im Jahre 1214 von Friedrich II., damals noch Gegenkaiſer Otto's IV. von Braunſchweig, die Zuſage, daß ihm Alles, was er vorher im nördlichen Deutſchland mit Gewalt an ſich geriſſen hatte, erb- und eigenthümlich gehören ſollte. Der Kaiſer und dreizehn deutſche Fürſten mit ihm waren ehr- und vaterlandsvergeſſen genug, um perſönlicher Vortheile willen dem däniſchen Könige alles deutſche Gebiet abzutreten, das jenſeit der Elbe und Elde lag.

So gab ein großer deutſcher Kaiſer, ein „allzeit Mehrer des Reichs," das deutſche Intereſſe dem Feinde Preis und lieferte an den König von Dänemark ein Gebiet aus, das größer war, als deſſen ererbter Beſitz, und ein kleiner deutſcher Graf ſollte Veranlaſſung werden, daß Deutſchland ſchon 9 Jahre ſpäter Alles wieder gewann, was es verloren hatte.

König Waldemar II. war ein gewaltiger Krieger, ein großer Eroberer, der nach dem Rechte auf ſeine Erwerbungen nicht viel fragte. So hatte er durch den Generalſtatthalter aller ſeiner Länder in Deutſchland, durch den gewaltthätigen Albrecht von Orlamünde, dem Grafen

Heinrich von Schwerin ſeine Beſitzungen wegnehmen laſſen und dieſen dadurch zu ſeinem erbittertſten Feinde gemacht. Heinrich von Schwerin, der einſah, daß mit Gewalt gegen den mächtigen Dänenkönig Nichts auszurichten ſei, verſuchte, mit Liſt zum Ziele zu kommen. Er begab ſich mit einigen Vertrauten an den Hof Waldemar's, ſchloß ſich eng an ihn an und begleitete ihn auf allen ſeinen Jagden, indem er auf eine Gelegenheit wartete, den König zu überfallen und zu entführen. Dieſe fand ſich im Jahre 1223 bei einer Jagd auf der kleinen Inſel Lyoe bei Fühnen. Heinrich überfiel Waldemar Nachts in ſeinem Zelte, ſchleppte ihn und ſeinen Sohn auf ein bereit gehaltenes Schiff und führte ſeine Gefangenen zuerſt nach Mecklenburg, dann nach dem Lüneburgiſchen, wo er ſie in die Veſte eines Freundes und Verbündeten einſchloß.

Die Kunde von dieſer plötzlichen Wendung des Schickſals des gehaßten und gefürchteten Dänenkönigs war für alle von ihm Gedrückten und Beeinträchtigten das Signal zum Aufſtande. Graf Heinrich von Schwerin hielt ſeinen werthvollen Raub feſt, wie ſehr auch Dänemark drohte, ja ſelbſt der Aufforderung des Papſtes Honorius III., den Gefangenen freizulaſſen, ſpottete er. So mußten die Waffen zwiſchen ihm und den Dänen entſcheiden. An Heinrich von Schwerin hatte ſich außer mehren kleineren Fürſten auch Adolf, der Sohn des vertriebenen Grafen

von Holstein angeschlossen. Gern wäre Adolf III. selbst von der Schauenburg zum Kampfe herbeigeeilt, wenn er sich nicht durch seinen Eid gebunden geglaubt hätte. Gegen das Heer der Deutschen zogen die Dänen unter ihrem Reichsverweser, jenem vorhin genannten Albrecht von Orlamünde, heran. Es kam im Jahre 1225 bei Mölln zu einem hitzigen Treffen, das mit der Gefangennehmung des dänischen Anführers und mit der gänzlichen Vernichtung des dänischen Heeres endete. Alles Land bis zur Eider war noch im selben Jahre 1225 von der dänischen Herrschaft frei.

Nun war der gefangene König zur Nachgiebigkeit bereit. Er verpflichtete sich, ein Lösegeld von 45,000 Mark zu zahlen, den Strich Landes zwischen Elbe und Eider, sowie das Land der Wenden mit alleiniger Ausnahme der Insel Rügen an das Reich zurückzugeben, den Grafen Adolf als Herrn von Holstein einschließlich der Festung Reinoldsburg oder Rendsburg anzuerkennen, den Lübeckern, Hamburgern und allen andern mit Dänemark in Handelsverkehr stehenden deutschen Städten die früheren Freiheiten und Bevorzugungen wieder einzuräumen und endlich Geißeln für die Einhaltung aller dieser Punkte zu stellen. Der Vertrag ward beschworen und Waldemar erhielt mit seinem Sohne die Freiheit wieder.

Dänische Treue scheint bereits in jener Zeit von gleicher Art wie die zur Römerzeit berüchtigte punische gewesen

zu ſein. Kaum fühlte Waldemar ſich wieder auf freiem Fuße, als er, kein Adolf an Gewiſſenhaftigkeit und Redlichkeit, ſeinen Eid brach.

Dithmarſchen fiel als erſtes Opfer. Die wackern Bauern hatten ſich ſeit Knut's VI. Zeiten einen däniſchen Statthalter gefallen laſſen müſſen und hatten eine neue, dritte Zwingburg in ihrem Lande entſtehen ſehen. Lin hieß ſie, vielleicht das heutige Lunden. Nach Waldemar's Gefangennahme hatten ſie ſich unter Mithülfe des Erzbiſchofs von Bremen, Gerhard's II., und des Grafen Adolf die Freiheit errungen, die nun wieder, zu Anfange des Jahres 1226, nach mannhafter Gegenwehr verloren ging. Die beſiegten Dithmarſcher wurden gezwungen, das däniſche Heer zu verſtärken, mit dem Waldemar gegen Adolf von Holſtein zog, den er bei Rendsburg beſiegte. Nun aber trat in dem kurz vorher vom Kaiſer zur freien Reichsſtadt erhobenen Lübeck Alles zuſammen, was zu den Feinden Waldemar's gehörte. Ein großer Bund zu gegenſeitigem Schutz und Trutz ward abgeſchloſſen und ein neues Heer gerüſtet.

Am 22. Juli 1227 war es, daß die feindlichen Heere bei Bornhöved zuſammentrafen und eine der folgenreichſten, denkwürdigſten Schlachten in der Geſchichte des ganzen deutſchen Nordens geſchlagen ward. Das Kirchdorf Bornhöved liegt kaum zwei Meilen nordwärts von Segeberg in einer einförmigen, ſich weithin erſtreckenden Ebene und

in der höchſten Gegend von ganz Holſtein. Es iſt ein von der Geſchichte geheiligter Boden, auf dem wir hier ſtehen. Die Kirche von Bornhöved iſt eine der älteſten im Lande und von Vicelin, dem Apoſtel der Wenden und Obotriten, dem auch das Kloſter Faldera, ſpäter Neumünſter, ſeine Entſtehung verdankt, gegründet. Auf den Feldern von Bornhöved verſammelten ſich ſpäter die Holſten zu ihren Volksberathungen und die zahlreichen Hünengräber ringsum auf der braunen Haide erzählen von einer Zeit, in der längſt vergeſſene Geſchlechter hier gelebt und gekämpft haben. Die höchſte geſchichtliche Bedeutung aber erlangte der Ort durch die Schlacht des Jahres 1227, deren Verlauf, wenn wir den alten Chroniken glauben dürfen, folgender war.

Mehre Tage hatten die beiden feindlichen Heere bereits einander gegenüber geſtanden und, eins das andere ſcheuend, ſich nur mit Blicken gemeſſen, da ſandten die Dithmarſcher, die nur gezwungen dem Heere Waldemar's folgten und ſich von Herzen nach Unabhängigkeit vom däniſchen Joche ſehnten, im Geheimen Boten an den Grafen Adolf mit der Anfrage, ob er ihnen die Freiheit verſprechen wolle, wenn ſie ihm und ſeinen Verbündeten zum Siege verhülfen. Wenn er das Verſprechen leiſtete, wollten ſie mitten in der Schlacht zu den Holſten übergehen und den Dänen in Rücken und Seite fallen. Zum

Zeichen, daß ſie Freunde ſeien, wollten ſie ihre Schilde umgekehrt, mit der Spitze nach oben, tragen.

In Adolf's Lager befand ſich auch der Erzbiſchof Gerhard II. von Bremen und dieſer ſoll den Schauenburger beſtimmt haben, das gewünſchte Verſprechen zu geben, vielleicht weil die Dithmarſcher durch ihre Geſandtſchaft gleichzeitig erklärt hatten, ſie wollten die Oberhoheit des Erzſtiftes in kirchlichen Dingen fortan wie vor Zeiten anerkennen.

So begann denn die Schlacht an dem gedachten Tage, dem Feſte der Maria Magdalena. Die Erbitterung auf beiden Seiten war groß und der Sieg blieb lange unentſchieden. Aber die Deutſchen wurden von der Sonne geblendet, die ihnen entgegen ſtand, der Wind wehte ihnen den Staub des Schlachtfeldes in's Geſicht und, von der Hitze des Julitages ermattet, fingen ihre Glieder an zu weichen und ſich aufzulöſen. Angſtvoll ſpähte Graf Adolf nach der feindlichen Schlachtreihe, aber keine Bewegung in ihr gab kund, daß die Dithmarſcher ihr gegebenes Verſprechen hielten. Da ſtürzte er ſich in die Reihen der Fliehenden und ſprach mit lauter Stimme folgendes Gelübde:

„Heiliger Gott, ich ſpüre deine mächtige Hülfe und ich will auch nicht undankbar erfunden werden. Wenn du mir hilfſt, die Feinde zu beſiegen, ſo will ich zum Denkmal deiner Gnade, zu deiner Ehre und zum Andenken

dieſes Sieges Kirchen aufrichten und will mich ſelbſt aller weltlichen Dinge begeben, in ein Kloſter gehen und hinfort nur deinem Dienſte leben!“

Auch die Lübecker gelobten im Drange der Noth, der Heiligen des Tages ein Kloſter zu bauen, und Maria Magdalena, ſo lautet die fromme Sage, nahm ihr Gewand und verhüllte damit die blendende Sonne.

Schwerlich aber würde dies himmliſche Wunder ausgereicht haben, den Händen der Dänen den ſchon halb gewonnenen Sieg wieder zu entwinden, wenn die Dithmarſcher ihm nicht die Unterſtützung ihrer tapfern Arme hätten angedeihen laſſen.

In dem Augenblicke der höchſten Noth für das Heer der Deutſchen kehrten ſie ihre Schilde um und fielen mit der Wuth, die nur der Haß der Tyrannei verleihen kann, den Dänen in Flanke und Rücken. Bei dieſem Anblick ermannten ſich auch die Verbündeten wieder und drangen von Neuem muthig vor. Da gab's Verwirrung, Geſchrei und Gemetzel in den Reihen der Dänen, wie ſelten ihres Gleichen geweſen.

König Waldemar erhielt einen Pfeilſchuß in's Auge und ſank beſinnungslos zu Boden. Ein treuer Ritter, ein Deutſcher, rettete ihn vor Tod oder Gefangenſchaft, indem er ihn auf ſein Pferd nahm und ihn auf geheimen Wegen nach Kiel brachte. Otto von Lüneburg, mit dem Beinamen „das Kind“, der Enkel Heinrich's des Löwen,

fiel in die Hände der Sieger, drei däniſche Biſchöfe mit ihm und viele andere Größere und Geringere aus Waldemar's Heer. Viertauſend Todte aber und Verwundete deckten das Schlachtfeld.

Die Niederlage der Dänen bei Bornhöved war von unendlicher Wichtigkeit für das ganze nördliche Deutſchland. Wie der Sieg im Teutoburger Walde einſt dem geſammten Deutſchland Selbſtſtändigkeit in Sprache, in Sitte und Verfaſſung bewahrt hatte, ſo wurde hier der nördliche Theil unſres Vaterlands hinſichtlich dieſer Dinge von der Bedrohung Dänemarks für immer befreit. Nun erhob Lübeck ungehindert ſein ſtolzes Haupt, nun gründete ſich die Freiheit und der Wohlſtand Hamburg's ungefährdet, nun bildete ſich der Freiſtaat der Dithmarſcher, der über drei Jahrhunderte den Angriffen herrſchſüchtiger Nachbarn trotzte. Ueberall aber in Norddeutſchland zeigte ſich von nun an eine Rührigkeit des Volksgeiſtes, wie ſie vordem unerhört war, ein Aufſchwung des öffentlichen Lebens, von dem eine Reihe von damals entſtandenen Staats- und Stadtverfaſſungen Zeugniß ablegt, die ſo freiſinnig und vernünftig ſind, daß uns, den Nachkommen größerer Altvordern, die Röthe der Schaam ins Antlitz ſteigen muß, wenn wir ihre lichten, menſchlichſchönen Beſtimmungen mit den Zuſtänden vergleichen, unter denen wir uns gefallen laſſen, zu leben.

Den Dithmarſchern aber haben wir für die Erhaltung

Norddeutſchlands beim Reiche Dank zu ſagen. Mögen frömmelnde Moraliſten ihre Handlungsweiſe treulos und hinterliſtig nennen, Jeder, der in der Geſchichte, frei von Vorurtheilen, welcher Art ſie auch ſein mögen, allein auf das Natürliche, Nothwendige im höchſten Sinne blickt, wird damit einverſtanden ſein, daß ſie bei Bornhöved thaten, was ſie mußten, daß ihr wahrer Platz an der Seite ihrer deutſchen Stammesgenoſſen war, und daß der ſich nicht über Treubruch beklagen darf, der zu einer Treue zwingt, die wider die Natur iſt. So wird kein Verſtändiger — um an ähnliche Ereigniſſe in der neuern Geſchichte zu erinnern — den preußiſchen General York tadeln, der bei dem Rückzuge aus Rußland 1812 auf eigene Hand mit den Ruſſen Waffenſtillſtand machte, während ſein König noch der Verbündete Napoleons war, noch wird Jemand die ſächſiſchen und bairiſchen Bataillone verdammen, die in der leipziger Schlacht den unnatürlichen Bund mit den Franzoſen brachen und mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Reihen ihrer deutſchen Brüder übergingen.

III.

Bei Oldenwörden und in der Hamme.

Nach der Zurückweiſung eines von Waldemar im Jahre 1228 gemachten Verſuches, Dithmarſchen wieder zu erobern, bei der gelinden, kaum fühlbaren Abhängigkeit vom bremer Erzbiſchofe, im Frieden mit dem benachbarten Holſtein, deſſen Grafen lange Zeit dankbar eingedenk blieben, wie viel ſie den tapfern Bauern ſchuldeten, gründete ſich die Freiheit der dithmarſiſchen Landesgemeinde auf rein demokratiſcher Grundlage feſter und feſter. Die freien Bauern, deren oberſtes Staatsgrundgeſetz die Gleichheit Aller war, duldeten unter ſich keine Elemente, deren Natur dieſem Princip widerſprach. So trieben ſie etwa um das Jahr 1286 die adligen Geſchlechter, die ſich unter ihnen, vornehmlich aus den eingewanderten Frieſen, gebildet hatten, aus dem Lande, oder zwangen diejenigen, die da bleiben wollten, zum Verzicht auf ihre Vorrechte. Veranlaſſung und Vorwand zu dieſen Maaßregeln gaben die wiederholten Klagen der Hamburger über einzelne Adelsgeſchlechter in Dithmarſchen, die in echt ritterlicher

Weiſe wie ihre Standesgenoſſen im Innern Deutſchlands Wegelagerei trieben, nur mit dem Unterſchiede, daß die Straße, auf der ſie den Codex des Fauſtrechts zur Geltung brachten, der Elbſtrom war.

Die aus Dithmarſchen ausgetriebenen Adligen, darunter die Reventlowe und Walſtorpe, mögen in Holſtein Aufnahme gefunden und hier aus Rache für die erlittene Gewalt neue Feindſchaft gegen die Dithmarſcher geſchürt haben, oder es mögen auch andere Urſachen den Bund zwiſchen Holſtein und Dithmarſchen zerriſſen haben, genug, im Jahre 1288 traten die holſteiniſchen Grafen von Neuem mit Anſprüchen auf die Oberhoheit über das Land auf.

Graf Heinrich II. von Holſtein und Stormarn und Graf Johann I. von Wagrien zogen mit einem großen Heere heran, während die Dithmarſcher Zuzug von ihrem Erzbiſchofe erhalten hatten. Auf der dithmarſiſchen Geeſt, — wo, iſt nicht ſicher anzugeben, — ſtanden die beiden Heere einander ſchlagfertig gegenüber, als ein drolliges Ereigniß den Dithmarſchern den Sieg ohne Kampf verſchaffte. Ein Haſe oder, wie ältere Chroniſten behaupten, ein Kater, in dem kein Geringerer ſteckte, als der Fürſt der Hölle ſelbſt, ſprang vor dem Holſtenheere auf und ſuchte ſeinen Weg durch die vorderſten Reihen deſſelben. Während Einige dem geängſtigten Thiere Platz machten, liefen Andere mit lautem Huſſah und Halloh

hinter ihm drein. Die rückwärts ſtehenden Abtheilungen der Holſteiner, die den Grund dieſer Aufregung im vorderen Treffen nicht ſehen konnten, glaubten, der Angriff der Dithmarſcher habe bereits ſtattgefunden und die Ihrigen ſeien geſchlagen. „Da kam," wie ein Erzähler jener Dinge trefflich ſagt, „die Angſt der Dithmarſcher über ſie" und ſie ergriffen ſchleunigſt die Flucht. Als dies die Dithmarſcher gewahrten, rückten ſie in Wirklichkeit an und trieben auch die vordern Reihen der Holſten nach kurzem Widerſtande zurück. Bald wurde das Laufen allgemein und mancher Holſte ward, ehe er die Grenze erreichte, von den nachſetzenden Dithmarſchern erſchlagen oder gefangen.

Die beiden Grafen waren wüthend über dieſe aus ſo lächerlicher Veranlaſſung entſprungene Niederlage. Sie ſchoben die Schuld auf ihren Adel, der von vornherein geringe Luſt zu dem Zuge gezeigt und den Beginn der Flucht gemacht haben ſollte. Daraus entſtanden große Zwiſtigkeiten zwiſchen den Fürſten und ihren Adligen, in Folge deren ein Theil des holſteiniſchen Adels auswanderte, ſich in Dithmarſchen niederließ und hier die Abneigung der Bauern gegen die holſteiniſchen Grafen für ſeine Rachepläne benutzte. Einfälle der Dithmarſcher in das holſteiniſche Gebiet und Feindſeligkeiten anderer Art werden aus der Folgezeit mehrfach berichtet.

In die größte Gefahr aber gerieth die dithmarſiſche

Freiheit im Jahre 1319. Schon einige Zeit vorher hatte ſich Graf Gerhard III. von Holſtein mit Hülfe Hartwig Reventlow's, eines der aus Dithmarſchen vertriebenen Ritter, ſo mächtig gemacht, daß man ihn nur „den Großen“ nannte. Die Stufen übrigens, auf denen Gerhard zu dieſer Größe emporſtieg, waren mit dem Blute ſeiner nächſten Verwandten beſpritzt, und um die begangenen Gewaltthaten, namentlich die Ermordung des jungen Grafen Adolf von Segeberg, eines leiblichen Neffen Gerhard's, zu rächen, hatte ſich ein großer Bund der noch verſchont gebliebenen Anverwandten ſeines Hauſes wider ihn zuſammen gethan. Auch die Dithmarſcher nahmen Theil an demſelben.

Der Sieg war indeß Anfangs entſchieden auf Gerhards des Großen Seite. Er griff ſeine gräflichen Feinde einzeln an und ſchlug ſie, namentlich Adolf den Jüngeren von Schauenburg, im Jahre 1317 bei Bramſtedt. Da erſt erſchienen die Dithmarſcher im Felde. Obwohl ſie nur gegen tauſend Mann ſtark waren, beſiegten ſie doch das Heer Gerhards in zwei Schlachten, befreiten den bei Bramſtedt gefangen genommenen Grafen von Schauenburg und verweilten darauf plündernd, mordend und ſengend faſt zwei Jahre in Holſtein.

Um die Mitte des Juli's 1319 lagerten ſie auf den Feldern bei Bornhöved, auf derſelben Stelle, die durch ihre Vorfahren vor faſt 100 Jahren für die Geſchicke Norddeutſchlands ſo bedeutungsvoll geworden war. Hier

überfiel ſie Graf Gerhard eines frühen Morgens, als ſie ſich meiſtens noch in ahnungsloſem Schlummer befanden, und richtete ſie faſt gänzlich zu Grunde. Nur Wenige entkamen, um die Botſchaft von ihrem Unglück und dem Falle ihrer Kameraden daheim zu verkünden.

Graf Gerhard glaubte natürlich nach dieſer Niederlage der Dithmarſcher, nun ſei die rechte Zeit zu ihrer Unterwerfung gekommen. Er verband ſich daher mit ſeinem Bruder Johann, dem Grafen Heinrich von Mecklenburg und zwölf andern Fürſten und Grafen und zog am 7. September 1319 an der Spitze eines ſtattlichen Heeres in Dithmarſchen ein.

Hartwig Reventlow, der Freund und Rathgeber Gerhard's, hatte die Stelle des Einbruchs und die Richtung des Zuges angegeben, vermuthlich hierbei von perſönlichen Rachegefühlen geleitet, denn in den Gauen Dithmarſchens, durch die das holſteiniſche Heer zog, war das den Reventlow's feindliche mächtige dithmarſiſche Geſchlecht der Woldersmannen vorzüglich begütert. Ueberall wohin die Holſten kamen, gingen die Dörfer in Rauch und Flammen auf, die Bewohner verloren meiſtens zu der Habe auch noch das Leben und noch immer ſtellte ſich kein Heer dem Feinde entgegen. Endlich hatten die überraſchten, unvorbereiteten Bauern ſich geſammelt und bewehrt und in der Gegend von Hemmingſtedt kam es an einem Tage zu zwei Gefechten. In beiden wurden die Dithmarſcher

unter bedeutendem Verluſte beſiegt und flohen nun bis Oldenwörden, wo ſie ſich in die Kirche warfen und dieſe eiligſt befeſtigten, um ſich hier ſo lange zu halten, bis ihre Landsleute aus den andern Theilen Dithmarſchens ihnen vielleicht Entſatz brächten.

Gerhard rückte mit ſeinem Heere heran, umſtellte die Kirche und befahl, Feuer rund um ſie her anzulegen, um ſo die Eingeſchloſſenen zu zwingen, ihren Zufluchtsort zu verlaſſen. Wirklich ſahen dieſe keine Möglichkeit, ſich in Mitten der Gluth und des Rauches länger zu halten. Sie wollen ſich denn in ihr Schickſal ergeben, bitten den Sieger um Gnade und verſprechen, ihn als ihren Herrn anzuerkennen. Hätte der Graf an dieſer Stelle eine rechtzeitige, noch dazu ſo wohlfeile Gnade geübt, ſo wäre Dithmarſchen für die nächſte Zukunft wenigſtens ſein geweſen, „aber," ſagt ein alter Chroniſt, „die Holſten waren ihnen viel zu ſtolz und wollten die armen Dithmarſcher nicht zu Gnaden annehmen." Der Graf weiſ't alſo die Bitte und das Anerbieten der Belagerten ab und befiehlt im Gegentheil, die Flamme noch heftiger anzuſchüren. Schon hat das Feuer die Kirche ſelbſt ergriffen, das Blei des Daches beginnt zu ſchmelzen und auf die innen Befindlichen herabzuträufeln. Dieſe in ihrer höchſten Noth faſſen einen verzweifelten Entſchluß. „Sollen wir denn," ſagen ſie, „eines jämmerlichen Todes ſterben, ſo wollen wir zu-

ſehen, ob nicht ein Jeder von uns noch einen Holſten mit auf die Fahrt nehmen kann.“

Plötzlich kracht die Thür der brennenden Kirche auf und heraus ſtürzen die mit der Wuth der Verzweiflung und dem glühendſten Rachebegehren erfüllten Dithmarſcher. Auf eine ſolche Wendung der Dinge waren die Holſten nicht gefaßt. Der Vernichtung des geringen feindlichen Häufleins in der Kirche gewiß, hatte ſich der größte Theil des Heeres in die Umgegend zerſtreut, um zu plündern, nur Wenige waren zur Bewachung der Kirche zurückgeblieben. Dieſe wurden mit leichter Mühe niedergemacht oder in die Flucht geſchlagen, die Uebrigen wurden überfallen und fanden den Tod, ſobald ſie in einzelnen kleinen Trupps, von dem Herumſtreifen ermattet, mit Beute beladen, in Oldenwörden eintrafen.

Als ſich die Kunde von dieſem unerwarteten Siege der Dithmarſcher durch's Land verbreitete, erhoben ſich überall Diejenigen wieder, die ſchon, an dem glücklichen Ausgange der Sache verzweifelnd, die Waffen niedergelegt und ſich verſteckt hatten, um den vereinzelt fliehenden Feinden den Rückweg abzuſchneiden. Das geſchah mit dem beſten Erfolge. Zwölf deutſche Fürſten und Herren und über 2000 vom Heere ſollen von den Dithmarſchern erſchlagen worden ſein. Dieſe Kämpfe ereigneten ſich im Jahre 1322.

Die Freude der geretteten Bauern über den Sieg

und ihre Dankbarkeit gegen die höhere Macht, die ihre Freiheit beſchützt hatte, war groß. Die Kirche zu Oldenwörden erſtand in großer Pracht aus ihrer Aſche und zu Marne ward zum Gedächtniß des Sieges ein reich ausgeſtattetes Kloſter gebaut.

Gerhard der Große aber war traurig mit dem Ueberreſte ſeines ſtolzen Heeres heimgezogen und trug hinfort kein Gelüſte mehr nach der Herrſchaft über Dithmarſchen. Ja, der Heldenmuth ſeiner Feinde nöthigte ihm eine ſolche Achtung ab, daß er kurz nach ſeinem verunglückten Zuge einen förmlichen Frieden mit den Dithmarſchern unter manchen für dieſe äußerſt günſtigen und ehrenvollen Bedingungen abſchloß.

Trotz dieſes Friedens, der in ſpäterer Zeit erneuert ward, fehlte es in der Folgezeit nicht an Verwicklungen und feindlichen Berührungen zwiſchen Holſten und Dithmarſchern, namentlich in der für Holſtein unruhigen und verwirrten Zeit, die auf Gerhard's des Großen Regierung folgte. Dieſer hatte zuletzt Dänemark ſeinen mächtigen Arm fühlen laſſen, hatte Schleswig mit Holſtein vereinigt und war tief in Jütland eingedrungen, als ihn däniſcher Meuchelmord am 1. April 1340 dahin raffte.

Die Kämpfe zwiſchen Holſten und Dithmarſchern während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts ſind indeſſen von zu geringer Wichtigkeit, als daß eine Aufzählung derſelben an dieſem Orte ſtattfinden könnte. Deſto

großartiger und bedeutungsvoller ist der Zusammenstoß der feindlichen Nachbarn zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts.

Zu dieser Zeit regierte in Holstein Gerhard IV., ein Großneffe Gerhard's III., den die Königinn Margareta, „die nordische Semiramis," wie ihre Bewunderer, „König Hosenlos", wie ihre Spötter sie nannten, mit dem ganzen Schleswig belehnt hatte, während er Holstein mit seinen beiden Brüdern Albrecht und Heinrich theilen mußte.

Die Eroberung Dithmarschens war ein Lieblingsgedanke der gräflichen Brüder und der Vorwand zu einem Angriffe ward mit unerhörter Verachtung von Recht und Wahrheit gefunden.

Im Jahre 1402 erschien plötzlich ohne vorhergegangene Sendung eines Fehdebriefes ein Heer unter dem Herzoge Erich von Lauenburg, dem Schwiegervater des Grafen Albrecht von Holstein an der Gränze Dithmarschens, angeblich um Rache wegen einer geringfügigen Streitigkeit zu üben, die zwischen den Dithmarschern und den lauenburgischen Unterthanen obgewaltet hatte. Erich kehrte nach Erreichung seines eigentlichen Zweckes, reiche Beute zu gewinnen, wieder um. Die Dithmarscher aber erhoben mit Recht laute Klage über den Grafen Albrecht, ihren Nachbarn, der den Raubzug seines Schwiegervaters durch sein eigenes Gebiet nicht gehindert hatte. Gerhard IV.

ſtellte zum Scheine eine Unterſuchung wider ſeinen Bruder an, dieſem jedoch kam es auf einen falſchen Eid nicht an. Er reinigte ſich durch einen ſolchen von dem Verdachte der Mitwiſſenſchaft um jenen Raubzug und Gerhard ſpielte nun den Schwergekränkten darüber, daß man ſeinen Bruder einer ſolchen Handlungsweiſe zu beſchuldigen gewagt hatte. Das Ende des ganzen, ſicherlich vorher abgekarteten Spiels ſollte nun ein Rachekrieg gegen die Dithmarſcher ſein.

Vergebens ſuchten Hamburg und Lübeck zu vermitteln, vergebens erklärten ſich ſelbſt die Dithmarſcher in allen billigen Dingen zur Nachgiebigkeit bereit, die holſteiniſchen Grafen wollten nun einmal Krieg und ſo ging denn die Sache vor ſich.

Mit größerer Vorſicht und Sorgfalt denn je waren die Rüſtungen betrieben worden und rückte man in das gefährliche und gefürchtete Land ein. Claus von Ahlefeld, ein erfahrener Feldhauptmann, führte den Oberbefehl über das Heer, trotzdem daß beide Grafen, Gerhard und Albrecht, bei demſelben anweſend waren. Auf ſeinen Rath erbaute man auf dithmarſiſchem Grund und Boden zwiſchen der holſteiniſchen Grenze und dem Hauptorte Meldorf eine Feſtung, Delfbrücke oder Marienburg genannt, um in ihr einen Stützpunkt für die weiteren Unternehmungen gegen das Land zu haben.

Die Dithmarſcher wurden in mehren Treffen geſchlagen,

ihre Verſuche, die Marienburg zu ſtürmen, mißlangen, ihre Hauptſtadt fiel den Feinden in die Hände, ihre Friedensanerbietungen wurden zurückgewieſen und das Land litt unſäglich durch die räuberiſchen Horden des Holſtenheeres.

Um die Mitte des Jahres 1403 ſtarb Graf Albrecht eines plötzlichen Todes. Er war bei einer Affaire mit dem Pferde geſtürzt und hatte ſich dabei den ſchweren Panzer in den Leib gedrückt. Da der Graf Heinrich, der dritte Bruder Gerhard's, kurz zuvor Biſchof von Osnabrück geworden war, ſo fiel demnach Gerhard IV. das ganze Holſtein zu, wie er denn, wie oben erwähnt, ſchon lange Herr des ganzen Schleswigs war.

Sofort beſchloß er, ſeine ganze, große Macht auf die Fortſetzung des Krieges mit den Dithmarſchern zu verwenden. Den Tod ſeines Bruders zu rächen und dem Widerſtande der trotzigen Bauern mit einem Schlage ein Ende zu machen, zieht er am 4. Auguſt 1404 mit einem gewaltigen Heere, bei dem ſich die Blüthe des ſchleswigſchen und holſteiniſchen Adels befindet, in das unglückliche Land ein.

Als das Heer den Engpaß entlang zog, der durch dreifache Schutzwälle, die Süderhamme genannt, vertheidigt werden konnte, zeigte ſich kein Dithmarſcher zur Gegenwehr. Da ergießt ſich das Fußvolk freudig und an keine Gefahr mehr denkend, beuteluſtig in die reiche

Marſch und die Ortſchaften der Kirchſpiele Weddingſtedt und Lunden erfahren in vollem Maße die Anweſenheit des raubſüchtigen, gewaltthätigen Feindes. Heinrich von Ahlefeld, der ſich mit ſeinem Bruder Claus als Mitanführer beim Heere Gerhards befindet, läßt gegen Abend die Beute zuſammenbringen und ſendet einen Theil des Geraubten, namentlich Schaaren von Rindern und Pferden, in das Holſteiniſche voraus. Er ſelbſt findet ſo viel Vergnügen an Plünderung und Brand, daß er noch der Einäſcherung mehrer Häuſer beiwohnt und als ſein Bruder Claus ihn ermahnt: „Es iſt Zeit, daß wir umkehren, wenn wir ungeſchlagen von den Dithmarſchern bleiben wollen!“ begiebt er ſich, um ſeine Verachtung aller Gefahr recht deutlich an den Tag zu legen, noch zu einer fernliegenden, bis dahin verſchont gebliebenen Mühle, um auch dieſe anzuzünden.

Erſt nach dieſer Heldenthat treten die Plünderer den Rückweg an, der wieder durch die Hamme gehen mußte, in deren Nähe Herzog Gerhard bereits auf die Seinen wartete.

Als ſich die holſteiniſchen Haufen bei ihrem Herzoge vereinigt hatten, giebt er den Knappen, den jugendlichen Schildträgern der Ritter, Befehl, den Zug zu eröffnen, während er ſelbſt mit ſeinen Rittern und Kriegern die Nachhut bilden will, denn Jedermann im Heere erwartet

gleich dem Herzoge die Dithmarſcher, wenn ſie ſich überhaupt noch zeigen ſollten, im Rücken und nicht vor ſich.

Kaum ſind die Knappen in den Engpaß eingetreten, ſo erhebt ſich aus demſelben ein heftiges Geſchrei. Herzog Gerhard glaubt, es ſei ein Zank unter den Knaben ausgebrochen, den zu beſchwichtigen er ſchnell herbeieilt. Ohne Rüſtung war er, ohne Helm, ohne andere Waffe als einen Pflugſtock in der Hand. Wie wird ihm zu Sinne, als er ſich plötzlich in der Hamme von bewaffneten Dithmarſchern umringt ſieht. Zwölf Männer fallen ihn an und nach kurzer Friſt ſinkt er mit geſpaltenem Haupte todt zu Boden. Inzwiſchen iſt auch das Heer in die Hamme eingezogen und ſieht ſeinen Herzog gefallen. Aber ehe es ſich von ſeiner Beſtürzung erholen kann, fallen die Dithmarſcher, die hinter allen Wällen und Gebüſchen, 300 Mann ſtark, gelauert hatten, über die in die Enge des Paſſes eingekeilten, ſchwerbeweglichen Reiter her, denen ſie mit ihren kurzen Waffen trefflich beikommen können. Ein Theil der Bedrängten ſtieg von den Pferden, um ſo beſſer Widerſtand leiſten zu können, aber nur Wenige konnten dem Schwerte der Dithmarſcher entgehen, Andre flüchteten rückwärts, aber dieſe waren nun gar verloren. Den beſten Rath ergriffen diejenigen, die ſich vorwärts Bahn zu brechen und durch die Hamme zu entkommen ſuchten. Einer von denen, die ſich auf dieſe Weiſe gerettet hatten, war der alte Feldmarſchall

Heinrich von Siggen. Er war dem Herzoge Gerhard so treu, daß er, als er draußen in Sicherheit erfuhr, sein Herr sei geblieben, mit dem von ihm geborgenen Banner und in Begleitung seiner beiden Söhne wieder in den Engpaß zurückkehrte, um bei seinem Herrn zu sterben. Dies Verlangen ist ihm denn auch gestillt worden.

Welch' einen Anblick bot die Hamme dar, als die Sonne des 5. Augusts darüber aufging! Vierhundert vom Adel lagen entseelt in dem Engpaß und in der Nähe seines Aus- und Eingangs. Beide Ahlefeld waren unter den Todten, Wulf Pogwisch mit seinen acht Söhnen und fast von jedem adligen Geschlechte Holsteins und Schleswigs ein Angehöriger. Außer den Edelleuten waren viele Bürgermeister, Rathsherren und Bürger aus den Städten, sowie eine ungezählte Menge gemeiner Krieger erschlagen worden.

Die siegreichen Dithmarscher waren noch so erbittert auf die nun bestraften Bedränger ihrer heißgeliebten Freiheit, daß sie den Leichen kein Begräbniß zu Theil werden, sondern sie als Speise für Hunde und Raubvögel auf dem Felde liegen lassen wollten. Nur den Bitten einer Schaar von Nonnen, die sich einige Tage nach der Schlacht auf der Wahlstatt einstellte und um die Bestattung der Leichname bat, gaben sie nach, vielleicht weil sie nicht vermutheten, daß diese angeblichen

Nonnen die Mütter, Gattinnen, Schweſtern und Bräute der gefallenen holſteiniſchen Ritter waren.

Der Jahrestag des Sieges in der Hamme ward noch lange in Dithmarſchen hoch gefeiert. Das Landrecht forderte ſeine Heilighaltung bei einer Brüche von 60 Mark, ja er ſoll dem Oſtertage gleich gehalten worden ſein. Großes Anſehen aber trug den freien, tapfern Bauern ihr Heldenmuth nah und fern ein und lange Zeit wagte ſich kein Fürſt an den hochgefährlichen Verſuch, ſie zu unterjochen.

So hatte ſich in demſelben Jahrhundert im äußerſten Norden wie im äußerſten Süden Deutſchlands republikaniſche Freiheit ſiegreich gegen die Angriffe fürſtlicher Herrſchſucht behauptet. Nicht allein auf den Bergen der Schweiz war der edle unabhängige Sinn erwachſen, auch an der flachen Meeresküſte, im Rauſchen der friſchen, kühlen Brandung war er groß geworden. Hoher Ruhm iſt freigebig und verſchwenderiſch den Schweizern geſpendet worden, weil ſie die Unterdrückungspläne der öſterreichiſchen Leopolde glorreich zu Schanden gemacht haben; der alten Dithmarſcher gedenkt man wenig, obgleich ihre Thaten doch den gleichen Charakter der Freiheitsliebe, der großartigen und doch einfachen Menſchennatur tragen. Ja, in einer Beziehung verdienen ſie weit höher geſtellt zu werden, als ihre Geſinnungsgenoſſen in den Bergen. Niemals haben ſie, die zu Hauſe der Freiheit lebten, ſich

dazu hergegeben, außerhalb ihres Hauſes die Unterdrücker fremder Freiheit, die willfährigen, feilen Schergen der Tyrannei zu ſpielen, wie die Schweizer es bis auf den heutigen Tag thun.

IV.

Hemmingſtedt.

Wie herrlich auch der dithmarsische Ruhm nach den beiden eben geschilderten Schlachten strahlt, und wie sehr wir uns über die wenigen von der Geschichte verzeichneten großen Siegestage der Völker zu freuen haben, doch wird man es einem deutschen Betrachter jener Dinge nicht verargen, wenn ihn ein Gefühl des Bedauerns überkommt, daß die Schmach und der Jammer beider Niederlagen auf einen verwandten Stamm fallen mußten, der verblendet genug war, seinen ländergierigen Fürsten in einen ungerechten Krieg zu folgen.

Anders ist es bei der Schlacht, die wir nun zu betrachten haben. Erlagen auch in ihr Deutsche vor den Streichen der Dithmarscher, so standen diese doch nur als untergeordnete Bundesgenossen oder gar als Söldner in dem großen Heere eines dänischen Königs, und so ist es denn die fremde, feindliche Nation, über deren beispiellosen Fall die deutschen Bauern jubelten, und der wir in ihrem heutigen Uebermuthe, der wahrlich nicht auf eigene

Thaten und Verdienſte gegründet iſt, das warnende Bild der Vorzeit zeigen können.

Die für Dithmarſchen wichtigſten Ereigniſſe, welche auf die Niederlage Gerhard's IV. in der Hamme folgten, waren zunächſt eine erbitterte, beklagenswerthe Fehde mit den nördlich, jenſeit der Eider wohnenden Frieſen, die aus althergebrachter Feindſeligkeit zwiſchen beiden Völkerſtämmen entſprungen war. Sie endete mit der Demüthigung der tapfern und edlen Frieſen, ſo daß Dithmarſchen aus ihr noch gefürchteter als vordem hervorging. Einen Beweis von dem großen Anſehen, in welchem die freie Bauerngemeine damals bei ihren Nachbarn ſtand, legt der Umſtand ab, daß König Erich von Dänemark die Dithmarſcher zu Schiedsrichtern in dem langwierigen Streite wählte, den er mit Holſtein über den Beſitz Schleswigs führte. Die dithmarſiſchen Schiedsrichter benahmen ſich bei dieſer Angelegenheit in einer Weiſe, die man heutzutage diplomatiſch nennen würde; ſie gaben erſt dem Könige von Dänemark Recht, dann dem Herzoge von Holſtein und endlich erklärten ſie, Nichts mehr mit der Sache zu thun haben zu wollen. Herzog Adolf VIII., der einzige noch lebende Sohn Gerhard's IV., der letzte Schauenburger, behauptete ſich übrigens ſiegreich im Beſitze des Herzogthums gegen Erich, der im Jahre 1435 nach 30jährigem ruhm- und ehrloſen Kampfe Frieden ſchließen mußte.

Etwa um dieſelbe Zeit hatte Dithmarſchen eine thörichte Fehde mit den Hamburgern zu führen, zu der es durch einen übermüthigen, gewaltthätigen Geſellen, den Vogt Ralves Carſten, verleitet worden war. Nach abgeſchloſſenem Vertrage mit den Hamburgern kam es, veranlaßt durch denſelben Unruhſtifter und ſeinen Anhang in Dithmarſchen ſelbſt zu inneren Zerwürfniſſen, ja zu bürgerlichen Kämpfen, als deren wichtige Folge eine Verfaſſungsveränderung, die im Jahre 1447 vorgenommen ward, zu nennen iſt. Um die allzu große Selbſtſtändigkeit der einzelnen Kirchſpiele, die, wie ſich in den inneren Unruhen ſo eben deutlich gezeigt hatte, von großer Gefahr für die Geſammtheit werden konnte, zu beſchränken, ward eine Art von Centralregierung eingeſetzt, die nach der Zahl ihrer Mitglieder die Regierung der Achtundvierziger heißt.

Im Jahre 1456 kam es zu Itzehoe zu einem für die Beurtheilung der ſpätern Ereigniſſe höchſt bedeutſamen Vertrage zwiſchen den Dithmarſchern einerſeits und dem Herzoge Adolf VIII. von Schleswig-Holſtein andrerſeits. Letzterer entſagte in dieſem Vergleiche allen ſeinen Anſprüchen auf Dithmarſchen feierlich und für immer; was aber weit wichtiger iſt, Chriſtian, des Herzogs Schweſterſohn, der ſeit dem Jahre 1448 König der drei nordiſchen Reiche war, trat dieſem Vertrage bei. So hatte alſo auch Dänemark die alten Anſprüche auf Dithmarſchen,

ſo haltlos ſie immer geweſen waren, fallen laſſen. Adolf VIII. ſtarb drei Jahre nach dem Vertrage von Itzehoe und im Jahre 1460 ward Chriſtian I. von Dänemark von den ſchleswig-holſteiniſchen Ständen zum Herzoge beider Länder erwählt.

Einem Fürſten, wie Chriſtian war, mußte der Gedanke nahe treten, ſeine Herrſchaft auch über den kleinen Theil des Landes zwiſchen Elbe und Eider auszudehnen, der ihm noch nicht gehörte, über den dithmarſiſchen Gau. Aber 13 Jahre lang nöthigten ihn die Vorſichtsmaßregeln, welche die Dithmarſcher gegen einen von ihnen wohl erwarteten Angriff des däniſchen Königs trafen, ihnen ein freundliches Geſicht zu zeigen, ja einmal ſogar ein dreijähriges Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen zu ſchließen.

Als Chriſtian I. im Jahre 1474 eine Pilgerreiſe nach Rom antrat, traf er unterwegs in Rothenburg an der Tauber mit dem deutſchen Kaiſer Friedrich III. zuſammen. Dieſer ſchwache Fürſt, eine der traurigſten Geſtalten, die je dem deutſchen Diadem zur Unzierde gereicht haben, der elende Vater eines tüchtigeren Sohnes, lebte damals gerade in Angſt vor dem mächtigen Herzoge von Burgund, Karl dem Kühnen, mit dem ſich im Jahre vorher eine Unterhandlung zu Trier über die Vermählung der Erbinn Karl's mit dem Sohne des Kaiſers, dem romantiſchen Maximilian, ſowie über die Verleihung der Königswürde an den Herzog von Burgund in

ſehr bedenklicher Weiſe zerſchlagen hatte. Was konnte dem ſchwachen Kaiſer daher angenehmer ſein, als die Freundſchaft eines ſo mächtigen Fürſten wie Chriſtian I. war? Auf den Preis derſelben kam es ihm weiter nicht an, da er ja nur verſchenken ſollte, was ihm nie gehört hatte. Der König ſtellte nämlich dem Kaiſer vor, Dithmarſchen ſei ein herrenloſes Land, habe ſich widerrechtlich die Freiheit gewonnen und mißbrauche dieſelbe zum Schaden ſeines eigenen Landes, Abhülfe dagegen ſei nur in der Einverleibung Dithmarſchens in Holſtein.

Der bereitwillige Kaiſer erklärte darauf, Dithmarſchen ſei ſeit undenklicher Zeit ein Lehen des deutſchen Reiches, ſei freilich lange nicht zu Lehen empfangen worden, werde aber nunmehr mit allen ſeinen Schlöſſern, Städten, Herrlichkeiten u. ſ. w. dem König von Dänemark gegen Leiſtung der üblichen Lehenspflicht verliehen. Demnächſt erließ der Kaiſer die Vermahnung an die Dithmarſcher, ihrem neuen Herrn gehorſam und unterwürfig zu ſein, widrigenfalls ſie eine Strafe von 100 Mark Goldes entrichten ſollten. Auch Herzog Karl der Kühne forderte die Dithmarſcher auf, ſich Chriſtian zu unterwerfen, weigerten ſie ſich, ſo würde er mit allen ſeinen Kräften zu ihrer Bezwingung behülflich ſein. Der arme Herzog! Wie bald ſollte er die Furchtbarkeit eines Volkes kennen lernen, das ſeine Freiheit vertheidigt; bei Granſon und Murten büßte er den Ruhm und bei Nancy das

Leben im Kampfe gegen die Hirten und Bauern der Schweiz ein.

Von der angegebenen Art waren die Rechtsgrundlagen, auf die König Christian I. seinen Anspruch auf die Herrschaft über Dithmarschen stützte, und es ist sehr naiv oder sehr unverschämt, wenn ein dänischer Schriftsteller sagt:

„So manche und so gesetzliche Mittel mußten dem Könige hinlänglich scheinen.“

Nun folgte eine Reihe von Verhandlungen, Protesten und Bündnissen, von dithmarsischer Seite, um die kaiserliche Belehnung null und nichtig zu machen, von dänischer, sie zur Ausführung zu bringen. Die Dithmarscher setzten, wenn auch nicht Himmel und Hölle, so doch alle möglichen Mächte in Bewegung, um ihre Freiheit zu wahren, den Erzbischof von Bremen, Hamburg und Lübeck, die vielmaligen Bundesgenossinnen Dithmarschens, ja sogar den Papst. Dieser, Sixtus IV. war es, verordnete in einer Bulle vom Jahre 1476, daß Dithmarschen unter dem Erzbisthum Bremen bleiben solle. Die schlauen Dithmarscher hatten sich nämlich in ihrer Vorstellung an ihn mit Bezug auf ihr Verhältniß zum Erzbischofe von Bremen Unterthanen der Kirche Christi genannt und dadurch dem Papste so geschmeichelt, daß er an die gnädigen Verheißungen nicht mehr dachte, die er kurz zuvor Christian I. in Rom ertheilt hatte. Endlich im Jahre 1481,

ward auch der Kaiſer dahin gebracht, die von ihm ertheilte Belehnung zu widerrufen. Er forderte Chriſtian auf, binnen 63 Tagen mit ſeinen etwaigen Einwendungen vor ihm zu erſcheinen. Sollte er ausbleiben, ſo würde dennoch die Sache zum Schluſſe gebracht werden und zwar nach Antrag der gegneriſchen Partei. Chriſtian blieb in der That aus, denn — er war bereits mehr als vier Wochen vor dem, daß der Kaiſer dieſe Treuloſigkeit beging, geſtorben.

Ihm folgte als Herr der nordiſchen Reiche ſein älteſter Sohn Johann, der vorläufig die Dithmarſcher in Ruhe laſſen mußte, da er in Norwegen und Schweden alle Hände voll zu thun hatte. Endlich, im Jahre 1499, begab er ſich zu ſeinem Bruder Friedrich, mit dem er Holſtein hatte theilen müſſen, um ſich mit dieſem über die Unterwerfung der verhaßten Bauernrepublik zu berathen. Die Verſtändigung zwiſchen den beiden Brüdern erfolgte ſehr leicht und nun ging es an die Zurüſtungen zur Ausführung des Unternehmens.

Vor allen Dingen, ſah man ein, bedurfte man eines Heeres, das den Dithmarſchern nicht nur gewachſen, ſondern vielmehr durch ſeine Größe ihren Widerſtand vollſtändig zu erdrücken im Stande ſei. Um den Kern deſſelben zu bilden, erlaſen die beiden Fürſten eine Schaar Landsknechte, die ſich in vielen Kriegen des funfzehnten Jahrhunderts unter dem Namen der großen Garde berühmt

und gefürchtet gemacht hat. Die durch die Lehnsverfassung bedingte Heerfolge der älteren Zeit des Mittelalters reichte später nicht mehr aus, die Erfindung stehender Heere war noch nicht gemacht worden, oder ward ihrer Kostspieligkeit halber noch nicht angewendet, so waren denn Miethtruppen wie die große Garde oder die Söldnerhaufen, die sich in Italien um ihre Condottieri schaarten, die sich Jedem verkauften, der sie brauchte und bezahlte, den kriegführenden Fürsten der damaligen Zeit höchst willkommen. Die große Garde nun war zwischen 4 und 6000 Mann stark, focht zu Fuß, und stand unter selbstgewählten Anführern. König Johann hatte sich ihrer bereits in seinen Kriegen mit den Schweden bedient und der scandinavische Norden hatte vor dieser Bande, die sich in der Schlacht den Kriegern, nach dem Siege den Greisen, Weibern und Säuglingen furchtbar zeigte, nicht wenig gezittert. Ihre letzte Waffenthat war weniger glänzend ausgefallen. Die Wurster-Friesen, zu deren Besiegung Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg sie gedungen hatte, hatten sich ihrer unter Anführung einer begeisterten Jungfrau, die das Banner trug, tapfer erwehrt. Nachdem die große Garde hierbei wenigstens den Vortheil erlangt hatte, in den Charakter der Kämpfe in der Marsch eingeweiht worden zu sein, trat sie in den Dienst Johanns von Dänemark und Friedrichs von Holstein. Hauptmann der Söldnerschaar war damals ein

deutſcher Ritter, Junker Slenz aus Köln, ein Menſch von rieſiger Körpergröße, dabei muthig, verwegen und kriegskundig. Als ſich, nachdem er bei Winſen auf das rechte Elbufer hinübergegangen war, der ſchleswigſche und holſteiniſche Adel mit ſeinem Gefolge, in der Stärke von 2000 Mann, an ihn anſchloß, als 6000 aus dem däniſchen Reiche ausgehobene Gemeine zu ihm ſtießen, als einige Tauſend beuteluſtiger Deutſcher, die von den beiden Söhnen Gerhards von Oldenburg, den Grafen Adolf und Otto von Oldenburg und Delmenhorſt, geführt wurden, als Kampfgenoſſen erſchienen, als ferner noch 8000 Freiwillige herbeiſtrömten und das ganze Angriffsheer, wie die meiſten Geſchichtsſchreiber angeben, auf 30,000 Mann geſtiegen war, ſoll Junker Slenz, verwundert über die enormen Rüſtungen im Vergleich zu dem kleinen Ländchen, um deſſen Unterjochung es ſich handelte, das höchſtens 7000 waffenfähige Männer aufſtellen konnte, den König gefragt haben, ob etwa Dithmarſchen im Himmel läge. „Nein," war die Antwort. „Nun denn," lachte Junker Slenz, „wenn nur hineinzukommen iſt, ſo will ich es wohl gebunden und überwunden liefern!"

Das war übrigens auch die allgemeine Meinung. Man war des Sieges, des reichen Lohn eintragenden Sieges ſo gewiß, daß man wie zu fröhlichem Feſt, nicht wie zur Schlacht einherzog. Viele Ritter trugen gar keinen Harniſch, ſondern waren reich geſchmückt und ließen

ſich, gleichſam als wäre es ein Spazierritt, von ihren jungen, noch im Knabenalter ſtehenden Söhnen begleiten. Manche führten eine Menge Geldes bei ſich, um Beute kaufen zu können, Petſchafte und Siegelringe waren vorſorglich mitgenommen worden, um gleich an Ort und Stelle Verſchreibungen aller Art vornehmen zu können. Eine unabſehbare Reihe leerer Wagen aber folgte dem Heere, um die gemachte Beute fortzuſchaffen. Genug, Alles träumte von Sieg, Ruhm, Ehrenſtellen und Beuteglück.

Es war am 11. Februar des Jahres 1500, als das ungeheure Heer, bei dem ſich beide Brüder, der König wie der Herzog, befanden, die dithmarſiſche Grenze überſchritt. Freilich war der vorher den Dithmarſchern bewilligte dreimonatliche Waffenſtillſtand an jenem Tage noch nicht abgelaufen, aber die Fürſten ſahen ſich zu dieſem Wortbruche wohl durch die Wahrnehmung gedrängt, wie mißlich es ſei, Leute wie die Angehörigen der großen Garde im eigenen Lande zu haben. Außerdem wollte man den Krieg wo möglich noch während des Winters, zu welcher Jahreszeit die Marſch wegſamer iſt, beendigen.

Wie benahmen ſich aber nun die Dithmarſcher der großen Gefahr gegenüber?

„Gott der Allmächtige“, ſagt der Chroniſt Neocorus, „gab den Dithmarſchern ein fröhliches und unverzagtes Herz, auch getröſteten ſie ſich ihrer gerechten Sache, und

Frauen und Jungfrauen traten wider ihre Natur in die Reihen der kämpfenden Männer.“ Die meiſten Bewohner der an Holſtein ſtoßenden dithmarſiſchen Geeſt hatten ſich mit Weib und Kind und ihrer beweglichen Habe in die Marſch geflüchtet und die Zugänge zu dieſer, namentlich die Norderhamme, waren ſtark beſetzt. Das feindliche Heer aber umging dieſes Bollwerk des Landes und drang bereits am 13. Februar bis Meldorf vor. Dieſer nur ſchwach beſetzte, ſchwer zu vertheidigende Hauptort des Landes ward ohne Widerſtand eingenommen und die große Garde legte hier die erſte Probe ihrer Meiſterſchaft ab, indem ſie, ſicherlich auf höheren Befehl, um das übrige Land durch Schrecken zur Unterwerfung zu bringen, über hundert der allein in der Stadt zurückgebliebenen wehrloſen Greiſe, Kinder und Weiber niedermetzelte.

Wirklich gab es unter den Dithmarſchern Einige, die auf die Kunde von dem Falle Meldorfs und den daſelbſt begangenen Gräueln ihre Stimme erhoben und zur Unterwerfung riethen, ja es fehlte ſogar nicht an einigen Verräthern, die in der Hoffnung auf äußere Vortheile ſchon jetzt zum Könige übergingen, aber die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der dithmarſiſchen Männer ſprach ſich dahin aus: „Die Tapferkeit der Bewohner verbürge die Freiheit des Landes. Mit Meldorf und der hohen Geeſt ſei noch Nichts verloren, als was ſie ſelbſt freiwillig dem Feinde preisgegeben hätten. Die Marſch ſei der Haupt-

theil des Landes; dieſer gehöre ihnen noch und er könne durch Waffen und geöffnete Schleuſen vertheidigt werden. Die Niederlage der Wehrloſen in Meldorf dürfe den Muth nicht beugen, ſondern das dort Geſchehene ſie nur zur Rache entflammen. Ein Feind, der durch ſeinen Bruch des Waffenſtillſtandes das Völkerrecht verletzt habe, könne nicht auf den göttlichen Beiſtand rechnen. Die Dithmarſcher aber ſollten ſich der Heldenthaten ihrer Vorfahren erinnern und bedenken, wie oft der Höchſte ſie aus ebenſo großer Gefahr errettet habe. Wenn der Himmel ihnen auch jetzt wieder den Sieg verleihe, ſo ſei dieſer noch ehrenvoller als alle früheren wegen der großen Anzahl der Feinde, und ſei es beſchloſſen, daß ſie aufhören ſollten, ein freies Volk zu ſein, ſo ſei es beſſer, wie die Väter zu ſterben, als in Knechtſchaft zu leben und Knechtſchaft auf Kind und Kindeskind zu vererben.“

Betrachtungen ſolcher Art führten die Dithmarſcher zu dem Entſchluſſe, das Aeußerſte aufzubieten, um entweder zu ſiegen oder zu ſterben.

Ein wahrhaft großartiger Zug iſt es, daß ſie nunmehr die wenigen Söldner, die ſie in Dienſt genommen hatten, entließen, weil ſie meinten, nur Söhne des Vaterlandes könnten den Muth beſitzen, der zu ſeiner Vertheidigung erforderlich ſei.

Nachdem der däniſche König mit ſeinem Heere drei Tage lang in und um Meldorf geraſtet hatte, während

welcher Frist das Land, soweit es schon in Feindeshand war, keineswegs von Plünderung, Mord und Brand verschont blieb, brach er auf, um gegen Heide und Lunden zu ziehen.

Von diesem Vorhaben erhielten die Dithmarscher rechtzeitig Kunde; wie man sagt, durch einen aufgefangenen friesischen Spion, dem man das Leben unter der Bedingung, die Wahrheit auszusagen, schenkte. Da trat unter ihnen ein tapferer und kluger Mann auf, Wolf Isebrand, „der theure Held“, wie die Volkslieder und Chroniken jener Zeit ihn nennen, und bewirkte den Beschluß, den Weg zwischen Meldorf und Hemmingstedt durch eine Verschanzung zu sperren und in dieser den Versuch zu machen, das Heer der Feinde so lange aufzuhalten, bis die Bewaffneten aller Kirchspiele sich gerüstet und versammelt hätten.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag, zu dem Montag, auf den der Aufbruch des dänischen Heeres festgesetzt war, warfen die Dithmarscher unter Wolf Isebrand's Leitung in der Nähe des Dorfes Hemmingstedt, in dem sogenannten Schweinemoor, das damals Dusendbüwelswarf hieß, die Schanze auf, die ihnen zum Schutze dienen sollte. Thauwetter, das inzwischen eingetreten war, förderte die Arbeit wesentlich. Einige Geschütze wurden in dem Werke aufgepflanzt und Wolf Isebrand legte sich mit nur 200 Bewaffneten hinein.

Das Banner der verwegenen Heldenschaar, die nicht allein um ihrer Zahl willen mit den 300 Spartanern des Leonidas in den Thermopylen zu vergleichen ist, führte auch hier, wie im Jahre vorher bei dem Kampfe der Wurster-Friesen gegen die große Garde, eine Jungfrau, die gelobt hatte, im Fall des Sieges ihr ganzes Leben in jungfräulichem Stande hinzubringen. Wir finden also auch hier an den Ufern der Nordsee Beweise für jenen mystischen Glauben an die Wunderkraft reiner Jungfräulichkeit, wie er etwa siebenzig Jahre früher im Herzen von Frankreich das Auftreten und die Erfolge des Mädchens von Orleans möglich gemacht hatte, und wie er im Mittelalter in katholischen Völkern in Folge der übertriebenen Verehrung, die man der Jungfrau der Jungfrauen, der Maria, zollte, erklärlich ist. Wie die dithmarsische Jeanne d'Arc geheißen habe, giebt uns der ausführlichste und zuverlässigste Chronist, Neocorus, nicht an; ein anderer nennt sie Telse, Olde Kumpens Hans' Tochter aus Hohenwörden. Vielleicht ist der nicht gerade wohllautende Name des kühnen und frommen Mädchens einer der wesentlichsten Gründe dafür, daß die Poesie sich nicht längst ihre Verherrlichung zur Aufgabe gestellt hat.

Der Morgen des verhängnißvollen Montags brach an und das königliche Heer setzte sich unter kriegerischer Musik und dem grüßenden Donner des Geschützes in Marsch. Das Wetter war so ungünstig wie möglich.

Ein heftiger Wind blies aus Nordweſten, Regen- und Hagelſchauer fielen auf die Marſchirenden nieder und Schneegeſtöber wechſelte damit ab. Indeß hatten Anfangs Alle guten Muth. Junker Sleuz, der ſeine beſte Rüſtung angelegt hatte, ritt ſtrahlend von Gold an der Spitze ſeiner Garde, die den Heereszug eröffnete. „Wahr di, Buer, de Garde de kumt!“ war der Wahlſpruch und das Feldgeſchrei dieſer gefühlloſen Schaar, die den Augenblick der Plünderung und Verwüſtung der reichen Marſchlande mit heißer Ungeduld erwartete.

Auf die Garde folgte das übrige Fußvolk, daran ſchloß ſich die Reiterei und an dieſe die Fürſten. Hinter den Bewaffneten aber zog eine unabſehbare Menge von Schlitten und Wagen einher, theils mit den Kriegsbedürfniſſen und der Habe der Officiere und Soldaten beladen, theils noch leer und zur Aufnahme der zu machenden Beute beſtimmt.

Nach kurzem Marſche ſchon verlor ſich die erhöhte Stimmung, die Anfangs im Heere geherrſcht hatte. Das Unwetter und das höchſt beſchwerliche Marſchiren auf der ſchmalen, lehmigen, tiefaufgeweichten Straße erregten ſchnell Ueberdruß und den Wunſch, man möchte bald die trocknere, feſtere Geeſt erreichen. Da plötzlich ſahen die Vorderſten im Heere die neuerrichtete Schanze, aus der auch ſofort ein heftiges Feuer aus großem und kleinem Geſchütze die Stutzenden begrüßte. Seine Wirkung war furchtbar.

Der Weg, auf dem das Heer vorrückte, war zu beiden Seiten von breiten, tiefen Gräben eingefaßt, die kein Ausweichen erlaubten. Da ſtand denn nun die Menge der Streiter dicht gedrängt, vor ſich den Tod aus Feindes Hand, zur Seite das naſſe Grab und hinten ſperrten die nachrückenden Schaaren, die Reiter und Wagen den Weg, ſo daß auch die Umkehr für die Vorderſten unmöglich war. Die dithmarſiſchen Kugeln aber riſſen lange blutige Lücken in den feſtgekeilten Haufen. Zwar fuhren auch die Dänen ihre Geſchütze auf und beſchoſſen die Schanze, aber der Regen verhinderte die Unterhaltung eines energiſchen Feuers. Da legten Einige aus der großen Garde ihre Spieße über die Seitengräben, deckten Bretter und Geflechte, die zu dem Behufe von den des Krieges in der Marſch Kundigen mitgeführt waren, darauf, und gelangten über dieſe Brücken ſeitwärts auf das Feld. Aber die Abſicht, ſich hier in einer Schlachtordnung aufzuſtellen und gegen die Schanze vorzurücken, konnte nicht erreicht werden, denn auf dem Felde befand man ſich in einem Gewirr von Neben- und Queergräben, in dem jede Taktik verloren war.

Ein ſo günſtiger Beginn des Kampfes mußte den Muth der Dithmarſcher ungemein erhöhen. Einige von ihnen machten einen Ausfall aus der Schanze auf das feindliche Geſchütz und es gelang ihnen nach einiger An-

ſtrengung, die Kanonen theils umzuwerfen, theils gar in die Gräben zu ſtürzen.

Die feindlichen Anführer ſahen bald ein, daß es bei der mehr und mehr in ihrem Heere einreißenden Unruhe und Verwirrung die höchſte Zeit ſei, durch die Ausdehnung zur Seite und die Ueberflügelung der Schanze die verhängnißvolle Lage zu beendigen, in der ſie ſich befanden. Die große Garde machte demnach den Verſuch, die Schanze zu umgehen. Wolf Iſebrand aber und ſeine dreihundert Tapfern gewahrten nicht ſobald das Vorhaben des Feindes, als ſie in verwegenſtem Muthe aus ihrer Schanze hervorbrachen und ſich auf die Gegner warfen. Dreihundert gegen Dreißigtauſend! Wo hat jemals ein ähnliches Verhältniß ſtattgefunden?

Zweimal noch gelang es den vor Näſſe und Kälte faſt erſtarrten, im Schlamme des aufgeweichten Marſchbodens ſteckenden Feinden, ſich der heranſtürmenden Dithmarſcher zu erwehren, als dieſe aber ihren Angriff zum dritten Male unter dem umgekehrten Feldgeſchrei der Garde: „Wahr di, Garde, de Buer de kumt!“ erneuerten, da war kein Halten mehr. Die Garde ward zerſprengt; die Reihen der bis dahin unbeſiegten Landsknechte löſten ſich auf und die Mehrzahl ſuchte ihr Heil in der Flucht. Trefflich waren die Dithmarſcher zu dem Gefechte, das nun begann, angethan. Barfuß und ohne Rüſtung, nur mit einer Blechhaube und einem leichten Bruſtharniſch

verſehen und mit einer kurzen Hellebarde bewaffnet, führten ſie lange Stangen, Klub- oder Pullſtaken genannt, mittelſt deren ſie gewandt über die Gräben hinüber- und herüberſetzen konnten. So überfielen ſie die vereinzelten Gegner und ſtießen ihrer eine große Anzahl in's Waſſer hinab. Noch fochten indeß einzelne Abtheilungen der Garde, wenn auch nicht um den Sieg, ſo doch um die Ehre der Schaar zu retten. Vor Allen ihr Führer ſelbſt, Junker Slenz. Da machte ſich, wie erzählt wird, der große Reimer von Wiemerſtedt an ihn und ſtieß ihm ſeinen Spieß mit ſolcher Gewalt in den Panzer, daß die Spitze ſich krümmte und in der Rüſtung ſtecken blieb. Zwei andere Dithmarſcher eilten herbei, zogen den Ritter am Spieße vom Pferde herab, tödteten ihn und warfen die Leiche in den Graben. Bei dieſem Anblick ſank den Ueberbleibſeln der weiland furchtbaren Garde der letzte Reſt von Muth; von nun an gab es keinen Widerſtand mehr, nur angſtvolles Suchen nach einem Auswege und Fliehen, ſo weit das Auge ſah.

Aber zu dem Feinde, der ſich dem däniſchen Heere bereits ſo verhängnißvoll kund gethan hatte, kam noch ein andrer, weit gefährlicherer hinzu.

Die Dithmarſcher, welche im Kirchſpiele Norder-Meldorf die Wache auf den Deichen hielten, öffneten, als die erſten Schüſſe von der Schanze zu ihnen herüberdröhnten, die Schleuſen, und, von dem zum Sturme ge-

wordenen Nordweſtwinde getrieben, füllte das Waſſer in raſender Eile die landeinwärts führenden Gräben bis zum Rande, trat über die Ufer und bildete ſo eine Ueberſchwemmung, durch die Niemand einen ſichern Pfad zu finden wußte, als die landeskundigen Eingebornen.

Nach der Flucht der Garde hatten ſich die Dithmarſcher, den Muth vom Siege erhöht, die Erbitterung durch den Taumel der Mordluſt geſteigert, außerdem durch fortwährend herbeieilende Männer und Weiber verſtärkt, auf das übrige Fußvolk geworfen. Bald war auch hier die Niederlage allgemein. Rettung war auf keiner Seite, nur zwiſchen Erſchlagen- oder Ertränktwerden ſtand die Wahl.

Die Reiterei des Heeres verſuchte vergeblich, dem Fußvolke zu Hülfe zu kommen. Hätte das dicht gedrängte Fußvolk auch nicht den einzigen vorwärtsführenden Pfad geſperrt, die Pferde würden doch auf dem aufgeweichten Boden unbrauchbar geweſen ſein; jede Bewegung zur Seite aber brachte Tod durch die tiefen, unter der Ueberſchwemmung unſichtbar lauernden Gräben.

Endlich drang das Gemetzel auch bis zu den Reitern ſelbſt vor, die ruhig dieſem Augenblicke hatten entgegen harren müſſen, da die von ihren Führern verlaſſenen zahlloſen Wagen und Schlitten als eine undurchdringliche Wagenburg den einzigen Rückweg ſperrten.

„Schone den Mann und ſchlage die Pferde!“ riefen

die Dithmarſcher anfänglich, aber nicht aus Menſchlichkeit, ſondern um durch den Sturz oder die Verwundung der Pferde die Verwirrung in dem Haufen der unglücklichen Reiter zu vermehren. Das gelang ihnen im vollſten Maaße. Das Gewimmer der zum Tode Getroffenen, das Angſtgeſchrei der vergeblich nach Flucht umher Irrenden, der Siegesjubel der Dithmarſcher miſchten ſich furchtbar; dazwiſchen krachten Schüſſe, klirrten die Waffen, wieherten und ſtampften die Pferde. Das Waſſer ſpritzte klatſchend hoch empor, wenn es einen Lebenden oder einen Todten verſchlang, und Schnee, Regen und Nebel ſenkten ſich auf das grauſige Getümmel.

„Sie ſahen nichts Andres vor ihren Augen, als den unerſättlichen Lebenfreſſer, den Tod,“ ſagt der Chroniſt.

Als der Sieg auch hier entſchieden war, kehrten die Dithmarſcher ihre Loſung um, die Luſt nach Beute erwachte in ihnen und „Schlage den Mann, ſchone die Pferde!“ klang nun ihr Feldgeſchrei. Nur die hinterſten Reiter entkamen, indem ſie ſich einen Weg durch die umgeſtürzten Wagen bahnten. So entrannen auch die beiden Brüder, König Johann und Herzog Friedrich, der nahen Todesgefahr.

Drei Stunden hatte man gekämpft, da war das ſtolze Heer des Dänenkönigs vernichtet. Da lagen ſie nun, die herangezogen waren, dem Volke verachteter und gehaßter Bauern die freie Scholle zu nehmen, um dieſe Scholle

mit ihrem Herzblute zu düngen! Jahrelang füllten die Gebeine der Erſchlagenen die Gräben der Marſch, ein ſchauriges Warnungsmal der Freiheit, ein Denkzeichen der Tapferkeit der Dithmarſcher und ihres Haſſes der Dänen und des Adels. Wie viel der Getödteten waren, läßt ſich natürlich mit Sicherheit nicht angeben, aber man wird nicht übertreiben, wenn man die Geſammtzahl des feindlichen Verluſtes auf fünfzehn- bis zwanzigtauſend Menſchen anſchlägt.

Unter den Gebliebenen waren die beiden oldenburgiſchen Fürſten, die Vettern des Königs, der Bannerträger Hans von Ahlefeld mit zehn Andern, die dieſen Namen trugen, vier Ranzau's, vier Buchwald's und überhaupt gegen 400 Adlige. Aber auch der Bürgerſtand hatte zahlreiche Vertreter unter den bei Hemmingſtedt Erſchlagenen; 140 Vögte, darunter auch die Staller von Nordfriesland, die aus altem Haſſe gegen die Nachbarn mit ihrem Volke an dem Zuge theilgenommen hatten, büßten ihr Leben ein. Solchen Verlüſten gegenüber, wie unbedeutend erſcheint die Zahl der Dithmarſcher, die ihr Leben im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes verloren hatten! Nur 50—60 Mann waren bei Hemmingſtedt gefallen und rechnet man die zu Meldorf Ermordeten und alle im ganzen Kriege Umgekommenen hinzu, ſo ergiebt ſich kaum die Zahl von dreihundert Todten.

Ueberaus groß und werthvoll war die Beute, die den

Siegern in die Hände fiel, ſo daß ſie das Sammeln derſelben am Tage der Schlacht nicht einmal beendigen konnten. Die erbeuteten Schätze waren, ſo erzählt ein alter Chroniſt, mehr werth, als ganz Dithmarſchen über der Erde. Die Feſtkleider des Adels, ſein Schmuck an Gold, Silber, Perlen und Edelſteinen, ſeine prächtigen Waffen und viele ſilberne Geräthſchaften fand man nach der Schlacht. Alles, was zur Tafel der Fürſten gehörte, war ſtehen geblieben, darunter 25 ſilberne Schüſſeln und der prachtvolle, goldene Mundbecher Herzog Friedrichs. Des Königs Wagen mit ungemünztem Silber, 70,000 Gulden werth, ward erbeutet, ebenſo der Wagen des Herzogs mit einem großen Schatze und 24 reichbeladene Wagen von Adligen. Selbſt König Johanns Krone, Siegel und Schwert waren im Stiche gelaſſen worden. Die eigentliche Kriegsbeute beſtand in 3000 Rüſtwagen mit Lebensmitteln und Kriegsgeräth, einigen tauſend Pferden, 4 Laſt Pulver, 8 großen Kanonen, 8 ganzen und 18 halben Feldſchlangen, 3 Mörſern, 2 Karthaunen, und vielen andern großen und kleinen Schußwaffen, 60 goldenen Degen und endlich 8 Fahnen.

Unter dieſen befand ſich das däniſche Nationalheiligthum: die Danebrogsfahne. Welch' einen Schickſalswechſel hatte dieſes Banner ſomit erfahren! In einer Schlacht Waldemar's II. auf ſeinem eſthländiſchen Eroberungszuge war es, wie der Aberglaube behauptete, als

Siegeszeichen vom Himmel gefallen, hatte dann das däniſche Heer auf jedem wichtigen Kriegszuge gleich dem heiligen Fahnenwagen der Lombarden begleitet, war jedem neuen Könige Dänemarks bei der Huldigung vom Erzbiſchofe von Lund feierlich überreicht worden, und mußte nun in der beſcheidenen Dorfkirche zu Oldenwörden als Trophäe und Erinnerung an eine über alle Begriffe ſchmachvolle Niederlage des däniſchen Heeres prangen.

Die Trümmer der Armee König Johanns räumten in höchſter Eile das dithmarſiſche Gebiet. Die Sieger verfolgten ſie bis über ihre Grenzen hinaus und eroberten wenige Tage nach der Schlacht die holſteiniſche Grenzfeſtung Tielenburg, die ihnen ſchon längſt ein Stein des Anſtoßes geweſen war und die ſie nun dem Erdboden gleich machten.

Wohl hatte König Johann gedroht, bald wiederkommen zu wollen, wohl hielt er an die geſammelten Reſte ſeines Heeres eine Anrede, durch die er es ermahnte, den Muth nicht ſinken zu laſſen, denn bald würde er im Stande ſein, mit größerer Macht wieder umzukehren, um an einem Feinde Rache zu nehmen, der nicht durch ſeine Tapferkeit, ſondern durch die Gunſt der Umſtände geſiegt habe, aber bald traten Dinge ein, welche dieſe Abſicht des Königs gänzlich vereitelten.

Auf die Kunde von der furchtbaren Niederlage der Dänen erhob ſich Schweden unter Steen Sture zum

Kampfe für ſeine Unabhängigkeit, der die ganze fernere Regierungszeit König Johanns hindurch währte, ſo daß er ſich genöthigt ſah, Dithmarſchen in Ruhe zu laſſen. Ja, bereits am 15. Mai 1500 ward zu Hamburg ein vorläufiger Vertrag zwiſchen den Siegern und den Fürſten abgeſchloſſen.

Gleichwie der Sieg von Bornhöved, den man den Dithmarſchern zu verdanken hat, von der höchſten Wichtigkeit war, inſofern er die däniſche Obmacht in dem nördlichen Deutſchland brach, ſo ward die Schlacht bei Hemmingſtedt für den ſcandinaviſchen Norden höchſt bedeutungsvoll, indem ſie, wie geſagt, das Signal zu der ſchwediſchen Erhebung gab, die mit der Selbſtſtändigkeit Schwedens ſchloß. Was die Dithmarſcher ſelbſt aber betrifft, ſo füllt die Erzählung der Schlacht von Hemmingſtedt die glänzendſte Seite ihrer Geſchichte. Wolf Iſebrand und ſeine dreihundert Helden ſowie das ganze tapfre, ausdauernde dithmarſiſche Volk verdienen den glorreichſten Helden und Heldenvölkern aller Zeiten und Nationen an die Seite geſetzt zu werden.

Wahr und ſchön ſagte einſt ein dithmarſiſcher Pfarrer: „Die Heldenſchlacht bei Hemmingſtedt iſt, wenn wir auf den Geiſt ſehen, aus welchem ſie kämpften, auf die Kraft, die ſie anwandten, und auf den Sieg, den ſie errangen, die Krone der Dithmarſcher, die ihnen noch die Augen helle macht im fröhlichen Anſchauen, und auch in das

Auge eines fremden Schauers werfen wird einige glänzende Strahlen.“

Zahlreiche Siegeslieder feierten die ruhmreiche That der freien Bauern, Volkslieder, die in ihrer eigenen Mitte entſtanden. Aus allen weht das Gefühl des Stolzes auf die theure Freiheit, die ſie ſich ſelbſt errungen und bewahrt hatten, aus vielen der Hohn des freien Mannes über die jämmerlich zu Schanden gewordenen Unterdrücker und ihre Werkzeuge. So klingt ein wilder, grauſiger Humor in dieſen Schlußzeilen eines jener Lieder:

„Geſtern, da ſchwoll ihnen ſo hoch der Kamm,
Heute ſtecken ſie tief in Koth und Schlamm,
Geſtern noch wollten ſie ſo hoch hinaus,
Heute hacken ihnen die Raben die Augen aus!“

V.

Die letzte Fehde.

Die Dithmarſcher kannten den unverſöhnlichen Freiheitshaß und die ruheloſe Eroberungsſucht der Feinde, deren ſie ſich bei Hemmingſtedt ſo glorreich erwehrt hatten, zu gut, als daß ſie ſich nach dem Siege einem ſorgenloſen Genuſſe ihrer friſch erkämpften Freiheit überlaſſen hätten. Sie fürchteten im Gegentheil beſtändig, König Johann möchte, trotz des zu Hamburg geſchloſſenen Vertrages, ſeinen Angriff erneuern, und waren ſtets auf ihrer Hut. Sie befeſtigten Meldorf und ſchloſſen mit Lübeck, dem Haupte der Hanſa, das damals gerade der höchſten Blüthe entgegenreifte, ein Schutz- und Trutzbündniß, das ſie nach ſeinem jedesmaligen Ablaufe ſofort zu erneuern ſorgten.

König Johann ſtarb indeß im Jahre 1513, ohne daß es ihm möglich geweſen wäre, ſeine Drohung, Dithmarſchen zum zweiten Male mit Krieg zu überziehen, wahr zu machen. Sein Nachfolger war Chriſtian II. Da ſich die freien Bauern von ihm nichts Beſſeres ver-

ſahen, als von ſeinem Vater, ſo hielten ſie ſich auch gegen ihn fortwährend gerüſtet. Chriſtian II. hatte von ſeinem Vater den unerledigten Kampf mit Schweden geerbt; es iſt bekannt, wie er hier gegen den Adel wüthete, wie er die Krone an Guſtav Erichſon Waſa verlor, wie er, deſſen vorzüglichſte Rathgeber eine Hökerinn und ein Barbiergeſell waren, auch die Liebe und Achtung ſeiner däniſchen Unterthanen verlor, und wie man ihn im Jahre 1523 auf einem Reichstage zu Wiborg in Jütland für abgeſetzt erklärte und die Krone ſeinem Oheim Friedrich I., Herzog von Holſtein, übertrug. Zur Befeſtigung ſeiner anfänglich noch ſchwankenden Regierung ſah ſich dieſer neue König nach allen Seiten nach Freunden und Bundesgenoſſen um, und ſo fühlte er ſich denn bewogen, ſammt ſeinem Sohne, dem ſpäteren Könige Chriſtian III., gleich im Jahre ſeiner Erwählung mit den Dithmarſchern einen ähnlichen, nur beſtimmter gefaßten Vertrag, wie der des Jahres 1500 geweſen war, abzuſchließen. Die Fürſten entſagten unter Anderm in ihm feierlich allem alten Haſſe und gelobten, den Freiſtaat während ihres ganzen Lebens nie mit Krieg überziehen zu wollen. Bräche ein Zwiſt in Zukunft zwiſchen den Fürſten und den Dithmarſchern aus, ſo ſollte er durch acht Edelleute und acht Bauern, die ſich am Holſtengraben oder auf dem Kuckswall zu verſammeln hätten, zur Entſcheidung gebracht werden. Beſtimmungen

über gegenseitigen Schutz, freien Handel u. s. w., in denen sich Achtung und Anerkennung der Dithmarscher aussprach, fehlten gleichfalls nicht, und um das Mißvergnügen der freien Bauern nicht, sei's auch nur durch Kleinigkeiten, zu reizen, verzichtete man bei Abfassung der Vertragsschrift auf die Anführung des Zusatzes „Herzog von Dithmarschen" zu dem Titel des Königs, der seit dem Jahre 1474 üblich geworden war.

König Friedrich I. sowohl, der im Jahre 1533 starb, wie sein Sohn Christian III. hielten den Dithmarschern den Vertrag, so mancherlei Veranlassungen zu feindseligem Einschreiten ihnen diesmal die Dithmarscher, wie nicht geläugnet werden kann, gaben. Ganz andern Sinnes aber war Christian's III. nächster Verwandter, sein Bruder Adolf, dem er einen Theil der deutschen Herzogthümer Schleswig und Holstein abgetreten hatte, wie er einen andern Bruder, Johann, in den Besitz eines andern Stückes derselben hatte setzen müssen. Herzog von Gottorp nannte Adolf sich, von Hadersleben Johann. Adolf von Gottorp haßte die Dithmarscher zunächst schon um ihrer Freiheit willen, dann wegen der Niederlagen, die sie seinen Vorgängern und Ahnen beigebracht hatten, endlich auch noch wegen einer ihm persönlich zugefügten Beleidigung, wofür er wenigstens eine Gewaltthat ansah, welche von den Dithmarschern auf der Insel Helgoland, die er zu seinen Besitzungen zählte, verübt worden war. Hierhin

hatte ſich nämlich ein von ſeinen Landsleuten geächteter Friedensſtörer, Wiben Peter, zurückgezogen und trieb von hier aus unter dem Namen Hans Pommerink Seeräuberei gegen ſeine Landsleute, bis ihn die Dithmarſcher im Jahre 1545 überfielen und ihn und die Seinigen erſchlugen.

So lange Chriſtian III. lebte, der feſt entſchloſſen war, den Dithmarſchern Frieden und Freundſchaft zu halten, konnte Adolf nicht zur Ausführung ſeines Rache- und Eroberungsplanes ſchreiten, aber er benutzte die Zeit, um ſo vielen Schein des Rechtes wenigſtens, wie möglich war, für ſich zu gewinnen. Dazu gehört, daß er im Jahre 1548 vom Kaiſer Karl V. die Einverleibung Dithmarſchens in Holſtein, die bereits 1474, wenn gleich erfolglos, ausgeſprochen worden war, beſtätigen und ſich und ſeine Brüder mit Holſtein, Stormarn und auch Dithmarſchen belehnen ließ.

Als Adolf im Jahre 1552 den Hof des Kaiſers verlaſſen hatte und wieder in ſeine Länder zurückgekehrt war, ſoll er, um das Land, an deſſen eigenthümlicher Beſchaffenheit zum Theil die früheren Unternehmungen mit geſcheitert waren, gehörig auszukundſchaften, ſich verkleidet in daſſelbe geſchlichen und die wichtigſten Gegenden in Augenſchein genommen haben.

Endlich, im Jahre 1559, ſtarb der friedliebende Chriſtian III. und nun verlor Adolf von Gottorp keinen Augenblick Zeit, um ſeinen Plan in's Werk zu ſetzen.

In Erwartung des baldigen Ablebens ſeines kränklichen Bruders hatte er mancherlei Vorkehrungen getroffen, namentlich Geld aufgenommen und Söldner geworben. Dieſe Zurüſtungen ſetzte er nun eifrig fort, hielt ſie aber ſo geheim wie möglich, um nicht etwa durch den neugewählten König Friedrich II., ſowie durch ſeinen Bruder Johann von Hadersleben an der Ausführung ſeines Vorhabens gehindert zu werden. Da ſich indeß das Geheimniß nicht bis zum letzten Augenblicke bewahren ließ, ſo enthüllte Adolf ſeinen Plan den genannten beiden Fürſten und lud ſie zur Theilnahme an dem Zuge ein; er wollte alſo lieber auf den alleinigen Gewinn der ganzen Beute und des ganzen Ruhmes verzichten, als ſich vielleicht durch den Widerſpruch ſeines Neffen und ſeines Bruders gänzlich an der Unternehmung gehindert ſehen. Friedrich II. und Johann von Hadersleben konnten dem lockenden Antrage nicht widerſtehen. Berathungen der drei Fürſten fanden im April und Mai 1559 zu Jevenſtedt und zu Nortorf in Holſtein Statt, die Verſtändigung erfolgte und hinfort betrieb man die Rüſtungen gemeinſchaftlich. Bald waren 20,000 Mann Infanterie, 4000 Reiter und 1000 Schanzgräber auf die Beine gebracht, dem däniſchen Adel ward befohlen, ſich marſchfertig zu halten, für Schiffbrücken und Lebensmittel ward geſorgt und vier große Kriegsſchiffe nebſt einem zahlreichen Geſchwader von Frachtſchiffen ſchickte man die

Elbe hinauf, theils um den Angriff von hier aus zu unterſtützen, theils um den Dithmarſchern etwaige Hülfe von dieſer Seite abzuſchneiden. Zum Unglück für die Dithmarſcher war das alte Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen ihnen und den Hanſeſtädten im Jahre vorher abgelaufen und ſeine Wiedererneuerung verſäumt worden. Jetzt erhielten Hamburg und Lübeck von den drei verbündeten Fürſten die gemeſſene Aufforderung, ſich aller Einmiſchung in ihren Handel mit der Republik zu enthalten. Auch von dem Erzbiſchofe von Bremen, ihrem kirchlichen Oberherrn, hatten die Hartbedrängten Nichts zu erwarten, denn die Macht des Erzſtiftes war längſt dahin. So ſtanden die Dithmarſcher denn allein auf ihre Tapferkeit und auf die Gerechtigkeit ihrer Sache angewieſen da, und der größere Theil der Bevölkerung beſchloß, auf ſolche Stützen ſich verlaſſend, den ungleichen Kampf aufzunehmen.

Aber es ſah aus vielen Gründen für die Dithmarſcher nicht mehr ſo günſtig aus, wie noch vor 60 Jahren. Die alte energiſche Vaterlandsliebe, die damals Wunder gethan hatte, war durch innere Zwiſtigkeiten erſchüttert und geſchwächt worden, häufigere Berührungen mit der Fremde hatten das Heimathsgefühl verringert und die Bande der Familie gelockert, dann aber waren auch die feindlichen Truppen, diesmal unter Anführern, die in der neuern Kriegskunſt, von der die Dithmarſcher noch wenig

kannten, wohl erfahren waren, durch ihre durchgängige Bewaffnung mit Feuergewehren den aufs Einfachſte bewehrten Bauern bei Weitem überlegen, und endlich hatten die Dithmarſcher ſich ſelbſt dadurch geſchwächt, daß ſie Meldorf, das an ſich unhaltbar war, befeſtigt hatten und dadurch den eigentlichen Mauern des Landes, den Hammen, einen Theil der Vertheidiger entzogen.

Einem ſo ungünſtigen Anſchein der Dinge gegenüber fehlte es unter den Dithmarſchern denn nicht weder an Solchen, die vor dem Ausbruche des herannahenden Gewitters ſich und ihre Habe in die ſichere Nachbarſchaft flüchteten, noch an Solchen, die, wenn ſie gleich im Vaterlande ausharrten, ſich doch der Theilnahme am Freiheitskampfe entzogen. Der größere und edlere Theil der Bevölkerung jedoch griff freudig zu den Waffen und eilte herbei, die mit dem Blute der Vorfahren ſo oft glorreich beſiegelte Unabhängigkeit abermals gegen fürſtliche und adlige Unterdrückungsgelüſte zu vertheidigen, oder, wenn denn der Untergang des theuern Beſitzthums unabwendbar wäre, mit ihm zu ſterben.

Es gelang den Dithmarſchern binnen Kurzem 7000 bewaffnete Männer aufzuſtellen und 100 Feldgeſchütze auszurüſten; unabläſſig, Tag und Nacht, arbeitete man an der Ausbeſſerung und Verſtärkung der bereits vorhandenen Befeſtigungswerke wie an der Errichtung neuer Verſchanzungen. Weiber und Kinder legten Hand mit

an und überall klang freudiger Eifer und der männliche Zuſpruch, lieber den Tod zu wählen als die Knechtſchaft.

Gegen die Mitte des Maimonats waren die drei Fürſten mit ihren Rüſtungen fertig. Den Oberbefehl über das vereinigte Heer führte der 67jährige aber ungebeugte Johann von Ranzau von Breitenburg, ein Feldherr von großer Umſicht und Kriegserfahrung. Unter ihm befehligten die einzelnen Regimenter lauter Ausländer, fahrende Hauptleute, wie Junker Slenz einer geweſen war; Reimer von Walle, Wolfgang von Schönewieſe, Wilhelm von Wallerthum, Didrich von Halle und von Blankenburg hießen die bedeutendſten unter ihnen. Zu Hohenweſtedt kamen die Fürſten nochmals zuſammen und erließen von hier aus unterm 18. Mai einen Fehdebrief an die Dithmarſcher, nur drei Tage vor dem zur Eröffnung der Feindſeligkeiten von ihnen feſtgeſetzten Tage. Was in dieſer Kriegserklärung als Urſachen des Angriffs aufgeſtellt wird, das ſind nur leere, nichtige Vorwände. Den Hauptbeweggrund führt eine im Jahre 1569 zu Straßburg gedruckte Schrift, das „warhafftige Verzeichniß“ der in dem Kriege vorgefallenen Ereigniſſe, als deren Verfaſſer man ziemlich allgemein den Feldherrn Johann v. Ranzau ſelbſt anſieht, in folgenden Worten an:

„Graf Adolf ginge auß rachgirigem angebornen fürſtlichen gemüte allein darauff aus, wie er die unglücklich

von ſeinen vordern gethane Schlachten in Dietmarſen etwa mit einer neuen Victory und Ueberwindunge widerumb möchte vergelten, ſeinen namen dadurch bey männiglichen berühmt zu machen, und ſein järliches Einkommen zu vermehren.“

Die Dithmarſcher gaben auf den Abſagebrief eine beſcheidene aber männliche Antwort, durch die ſie zeigten, wie wohl ſie den Ernſt des Augenblickes fühlten, aber auch, wie ſie von der Nothwendigkeit durchdrungen ſeien, ihm ernſt, und wie es einem ehrenwerthen Volke geziemt, entgegen zu gehen.

So begann denn der Einmarſch der Feinde am Morgen des 22. Mai's 1559. Der vorſichtige Anführer unternahm in der erſten Zeit nur Recognoscirungen der drei hauptſächlichſten Grenzbefeſtigungen der Dithmarſcher: der Tielenbrücke, der Hamme berüchtigten Andenkens und Meldorfs. Auf die letztere Stadt wurde der Hauptangriff beſchloſſen; gleichzeitige Scheinangriffe auf die beiden andern Punkte ſollten die Dithmarſcher täuſchen und ihre Hauptmacht an einen falſchen Punkt bringen. Das glückte auch. Noch einmal verſuchte das den Dithmarſchern befreundete Lübeck ſeine Vermittlung; ſein Abgeſandter, der Stadtſchreiber Sebaſtian Ehrſam, ward jedoch, ohne daß er den Entſchluß der Fürſten hätte beugen können, wieder heimgeſchickt.

Am dritten Juni ward der Sturm auf Meldorf von

allen Seiten begonnen. Zweimal ſchlugen die wackern Vertheidiger, ſo ſchwach an Zahl ſie auch waren, den überlegenen Feind mit großem Verluſte zurück. Wolfgang von Schönewieſe büßte hierbei ſein Leben ein, eine Kanonenkugel durchbohrte ihn. Er hatte ſich, wie die Chroniken erzählen, nach dem Lande geſehnt, in dem die Schweine aus ſilbernen Trögen freſſen ſollten; nun wollte es das Schickſal, daß er es betrat, um es nie wieder zu verlaſſen. Erſt bei dem dritten Sturme gelang es den Feinden, über die Wälle in die Straßen der Stadt zu dringen. Hier entſtand nun ein furchtbares Gemetzel, das, als die Beſatzung der Stadt, ſo viel ihrer dem Schwert und der Kugel entronnen war, den Rückzug nach der Südermarſch angetreten hatte, Weiber und Kinder zu Opfern wählte. Freilich hatten die Frauen ihren Männern an Tapferkeit und Vaterlandsliebe nicht nachgeſtanden, ſondern in ihren Reihen mit ihnen gewetteifert und manche weibliche Hand hatte einen oder gar mehre der feindlichen Söldner zu Tode getroffen. Ganz Meldorf ſammt der Kirche ward den Soldaten zur Plünderung überlaſſen und faſt wäre es unter den Siegern ſelbſt über die Beute zu blutigem Gefechte gekommen.

Den von Meldorf abgezogenen Dithmarſchern ſperrte Anton von Oldenburg mit ſeinen Reitern bei Ammerswurth den Weg. Ein wüthender Angriff der Dithmarſcher, um ſich den Durchweg zu erkämpfen, fand Statt.

Die oldenburgiſchen Schaaren geriethen in große Bedrängniß, da ſie eben erſt von einem langen und beſchwerlichen Marſche kamen und auch wohl von vornherein Furcht vor den Dithmarſchern haben mochten. Das Schickſal der Freiheit Dithmarſchens hing vielleicht von dem Ausgange dieſes Treffens ab. Wären die Oldenburger in ihm geſchlagen und vernichtet worden, wozu bereits der glücklichſte Anfang gemacht war, gewiß hätten ſich die Dithmarſcher, neubegeiſtert und durch Zuzüge aus der Nachbarſchaft verſtärkt, auf Meldorf geworfen und die Stadt dem plündernden und unter ſich uneinigen Feinde wieder abgenommen. Aber zur rechten Zeit noch eilte Moritz Ranzau, des Feldherrn Anverwandter, der Befehlshaber der Reiterei des däniſchen Heeres, zur Rettung der ſchwerbedrängten Oldenburger herbei. Die Dithmarſcher mußten mit einem Verluſte von 300 Mann und 25 Kanonen das Schlachtfeld bei Ammerswurth räumen und die Oldenburger zogen ſiegreich in Meldorf ein.

Nach dieſen erſten Niederlagen der Dithmarſcher war unter ihnen keineswegs Muthloſigkeit und Neigung zur Unterwerfung zu verſpüren, man drang vielmehr im Gegentheil darauf, einen ſofortigen nächtlichen Angriff auf Meldorf mit geſammter Macht und von allen Seiten zu unternehmen. Die vorſichtigere Anſicht der Anwohner der Norderhamme und des Kirchſpiels Weſſelburen jedoch, man müſſe dem weitern Angriff des Feindes, den man

auf demſelben Punkte erwartete, gegen den König Johann vor 59 Jahren herangezogen war, ruhig entgegen ſehen, gewann, wie die Folge zeigte zum Verderben des Landes, die Oberhand und ſo vereinigte ſich denn die Hauptmacht der Dithmarſcher bei Hemmingſtedt.

Johann Ranzau aber war zu klug, den Dithmarſchern den Willen zu thun. Er ließ vorläufig den Nordertheil des Landes gänzlich unberückſichtigt und brach am 6. Juni von Meldorf mit einem Theile des Heeres zur Unterwerfung der Südermarſch auf. Dies gelang ihm ohne große Mühe. Eine bei Brunsbüttel aufgeworfene Schanze ward umgangen und ſo die Beſatzung derſelben zum Rückzuge genöthigt. Ein großer Theil der Fliehenden aber ward eingeholt, umzingelt und niedergemacht. Die meiſten Bewohner der Südermarſch hatten ſich bei der feindlichen Annäherung mit Weib und Kind und ihrer beweglichen Habe in Sicherheit gebracht, nur 700 Mann, darunter nur 400 Bewaffnete, harrten innerhalb einer Verſchanzung des feindlichen Heeres. Als ſie jedoch deſſen große Uebermacht gewahrten, ergaben ſie ſich ſogleich, ohne daß ſie den geringſten Widerſtand geleiſtet hätten. Dennoch wollten die beiden Herzöge, ſo groß war ihr Haß gegen die Dithmarſcher, die Gefangenen niedermetzeln laſſen und einige Oberſten ſchloſſen ſich in dem darüber gehaltenen Kriegsrathe den blutigen Wünſchen der Fürſten an. Nur die Milde Johann Ranzau's und die weichere

Sinnesart des jungen Königs erhielt das Leben der 700 Unglücklichen.

So gemein und verächtlich die Gründe waren, welche die Fürsten, namentlich den Herzog Adolf, zum Angriffe auf das dithmarsische Ländchen bewogen hatten, ebenso jämmerlich und gesinnungslos waren die Werkzeuge, deren sie sich zur Durchführung ihrer schlechten Sache bedienten, das Heer von beuteluſtigem Gesindel hohen und niedern Standes. Eine vollständige Meuterei brach in ihm über die Vertheilung der Beute aus, die mit großer Mühe kaum dadurch gedämpft ward, daß besondere Beutemeister eingesetzt wurden, die über eine gleiche Vertheilung der geraubten Güter wachen sollten. Wehrlose und schlechtbewaffnete Bauern im Kampfe, wenn Zehn gegen Einen stehen konnten, zu morden, und gar Weiber und Kinder zu mißhandeln und umzubringen, dazu waren wohl alle Angehörigen des fürstlichen Kriegsheeres zu gebrauchen, als es sich aber darum handelte, die Regimenter zu bezeichnen, welche den Angriff auf die Norderdmarsch machen sollten, während die andern in den sichern Lagern bei Meldorf und Albersdorf zurückblieben, da wollten die meisten Hauptleute und Soldaten zu den letzteren gehören und ein großer Zwist brach zwischen dem Feldherrn und seinen Untergebenen aus. Wie Schade war es, daß die Dithmarscher zu dieser Zeit nicht zahlreich und vor allen Dingen nicht einig genug waren, um Vortheil aus diesen

Unordnungen des Feindes zu ziehen. Wieder waren es die Nordhamminger und Weſſelburner, welche einen Plan, Meldorf zu überfallen, durch ihren Eigenſinn oder ihre Feigheit vereitelten und dadurch zum zweiten Male eine Gelegenheit, die Freiheit des Vaterlandes zu retten, ungenützt vorübergehen ließen.

Nachdem Johann Ranzau einen Scheinangriff auf Hemmingſtedt hatte ausführen laſſen, um die Aufmerkſamkeit und die Macht der Dithmarſcher an dieſem Punkte feſtzuhalten, wandte er ſich gegen die befeſtigte Tielenbrücke, eines der drei Hauptgrenzbollwerke des Landes. Vernachläſſigt wie hier die Befeſtigungen ſeit der letzten Zeit waren und ſchwach beſetzt, konnten ſie dem übermächtigen Feinde kein Hinderniß ſein. Die Tielenbrücke fiel ohne einen Schwertſtreich in Ranzau's Hände, da die geringe Beſatzung bei ſeinem Herannahen ſich auf die bei Hemmingſtedt befindliche Hauptmacht zurückzog, um hier zugleich die unerwartete Meldung zu bringen, der Feind ſei an jener Stelle erſchienen.

Auch eine zweite Verſchanzung fiel dem Feinde ohne Widerſtand in die Hände, die Auebrücke, das letzte Hemmniß auf dem Wege in's Herz des Landes, auf dem Wege nach Heide, der zweiten jüngern und ſchönern Hauptſtadt Dithmarſchens. Erſt ein Jahrhundert früher gegründet, der jüngſte Ort im ganzen Dithmarſchenlande, ſchien Heide darum nur ſo ſchnell emporgeblüht zu ſein,

um den Untergang der Freiheit durch den eigenen Untergang noch bezeichnender, noch empfindlicher zu machen.

Eine Reihe von Gefechten entſpann ſich nun um dieſe Hauptſtadt, in denen die Dithmarſcher, deren Hauptmacht, endlich aus ihrem Wahne geriſſen, ſich in Eile von Hemmingſtedt gegen Heide gewandt hatte, ſich ihrer großen tapfern Ahnen, der Sieger von Oldenwörden, der Hamme und Hemmingſtedt vollkommen würdig und ihnen ebenbürtig zeigten. Der Feind erlitt großen Abbruch, der junge König gerieth mehr als ein Mal in Lebensgefahr, und Herzog Adolf, der Schürer des verderblichen Krieges, ward von der Hellebarde eines Bauern, der, von des Herzogs Piſtolenkugel durchſchoſſen, alle ſeine Kräfte zur Rache zuſammennahm, ſo ſchwer in die Seite zwiſchen Rückgrat und Hüfte getroffen, daß er ſich zu Wagen nach einem nahen Orte bringen laſſen mußte, um ſich hier verbinden zu laſſen.

In dieſen Kämpfen war es, wo jeder Dithmarſcher wenigſtens mit fünf, oft gar mit zehn Feinden zugleich zu fechten hatte; was vermochte da alle Tapferkeit gegen eine ſolche Uebermacht! Anderthalbtauſend Dithmarſcher waren bereits in der Umgegend von Heide den ſchönſten Tod geſtorben, alle feſten Punkte in der Nachbarſchaft der Stadt waren in des Feindes Hände gefallen, da beſchloß Johann Ranzau, Heide ſelbſt mit Fußvolk und Reiterei anzugreifen.

Die Reiterei drang zuerſt in die Thore der Stadt ein, aber es bekam ihr übel. Jede Straße, jedes Haus war von den zum Aeußerſten gebrachten Dithmarſchern in eine Feſtung umgewandelt, aus der Tod und Verderben ſich in die feindlichen Reihen ergoß. Die Reiter wichen, nachdem ſie ſchweren Verluſt erlitten hatten. Da rückte das oldenburgiſche Fußvolk zum Angriffe vor, daſſelbe, das ſchon bei Ammerswurth ſich den tapfern Bauern nicht gewachſen gezeigt hatte. Es gelang ihm nicht, die Scharte von damals auszuwetzen. Siebenhundert aus ſeiner Mitte todt oder verwundet in den Straßen von Heide zurücklaſſend, floh es denſelben Weg, den die Reiterei zurückgeſprengt war.

So leuchtete noch einmal der Freiheit Dithmarſchens der Zauberſchein der Hoffnung. Wollte es werden wie damals bei Oldenwörden? Sollten die mit dem Muthe der Verzweiflung Erfüllten, die, denen nur die Wahl zwiſchen Tod oder Knechtſchaft geblieben zu ſein ſchien, wie dort aus der brennenden Kirche hier aus der flammenden Stadt herausſtürzen und, wo ſie nur ein ehrenvolles Ende geſucht hatten, den Sieg, die Freiheit des Vaterlandes und ewigen Ruhm finden? O, nur einer geringen Verſtärkung der kleinen Schaar, die in Heide auf den Tod focht, bedurfte es, um den Entſchluß, ſich aus Angegriffenen zu Angreifern zu machen, faſſen und ausführen zu laſſen. Und eine ſolche Verſtärkung war

nicht fern. Die ſtarke Mannſchaft der nördlichen Kirchſpiele, namentlich Weſſelburens, ſtand unter Anführung Reimer Grote's in der Nähe, zwiſchen Lohe und Rickelshoff.

Als aber der entſcheidende Moment gekommen war, als es galt, den günſtigen Beginn des Gefechtes in den Straßen von Heide durch das Erſcheinen in der Stadt zum glücklichen Fortgang und glorreichen Ende zu führen, da — weigerte ſich Reimer Grote, der Führer jener Schaar, den bedrängten Brüdern zu Hülfe zu ziehen, rollte ſeine Fahne zuſammen und marſchirte mit den Seinigen davon.

Wer vermöchte zu erklären, was kaum zu glauben iſt? Aber die Geſchichte iſt nicht karg in Aufdeckung ſolcher Abgründe der Menſchennatur. Hatte doch auch Hellas einen Ephialtes neben ſeinem Leonidas, einen Aeſchines neben ſeinem Demoſthenes! Und wo bliebe der Enthuſiasmus, den die Geſchichte bei den Spätern entzünden ſoll, wenn ſie nicht der Größe die Erbärmlichkeit, der Treue den tückiſchen Verrath, der Ehre die Schmach zur Folie geben könnte?

Der Widerſtand der Dithmarſcher in Heide ward nach der ſchimpflichen Flucht Reimer Grote's und ſeiner Mannſchaft ein hoffnungsloſer, er ward gebrochen und beendet, als Moritz Ranzau von Hemmingſtedt her den Heidern unvermuthet in den Rücken fiel. Aber es gab

keine Bitte um Schonung, kein Anerbieten der Unterwerfung. Aus den brennenden Häuſern erwiderten die Dithmarſcher das Feuer der ſtürmenden Feinde ſo lange, bis ſie entweder niedergemacht oder von den Flammen erſtickt oder unter den ſtürzenden Trümmern begraben waren. Dreitauſend Streiter, faſt die Hälfte der ganzen waffenfähigen Mannſchaft des Landes, waren nun gefallen.

Das ſiegreiche Heer der Fürſten hielt am 14. Juni Raſt. Es war wohl dazu gezwungen. Der Feldherr und viele Unteranführer, darunter Anton von Oldenburg, waren verwundet, Diedrich von Halle war todt, Alle aber von den Anſtrengungen des vorigen Tages ſo erſchöpft, daß ſie nicht im Stande waren, die noch übrigen Dithmarſcher aufzuſuchen.

Dieſe hielten an dem gedachten Tage Rath zu Oldenwörden, wo ſich die wenigen noch lebenden Regenten des Landes befanden. Wohl ward hier erwogen, daß man noch die nördlichen Marſchkirchſpiele frei vom Feinde habe, daß ſich hier die geflüchteten Weiber und Kinder mit dem beſten Theile der Habe Dithmarſchens befänden, daß der Reſt der waffenfähigen Mannſchaft noch ſtark genug ſei, den verzweifelten Kampf eine Weile fortzuführen, aber das konnte ſich Niemand mehr verhehlen, daß Vernichtung das Ergebniß dieſes Kampfes ſein würde. So drangen denn gemäßigtere Meinungen in dem Kriegsrathe durch. Man beſchloß zu unterhandeln und, wenn die

Bedingungen der Unterwerfung nicht allzu hart wären, ſich in die Botmäßigkeit der drei Fürſten zu begeben.

Zwei Prediger mit weißen Stäben und einem offenen Schreiben, in welchem die Dithmarſcher um Einſtellung des Kampfes und der Plünderung, ſowie um freies Geleit für einige Achtundvierziger baten, die das ganze Land der Gnade der Fürſten empfehlen ſollten, wurden noch am Abende des 14. Juni's in das feindliche Lager geſendet. Hier wurden die Friedensboten, namentlich von dem jungen Könige, freundlich empfangen und die Vorbereitungen zu weiteren Friedensunterhandlungen getroffen. Nach der Rückkehr der beiden Prediger ſandten die Dithmarſcher am Morgen des 15. Juni's ihren Landkanzler mit fünf Achtundvierzigern und einem Geiſtlichen nach Heide, um die Unterhandlungen zu führen. Wider alles Erwarten rieth Herzog Adolf hier am eifrigſten zum Frieden und zur Gewährung mäßiger Bedingungen. Gewiß hatten beſſere Gefühle an dieſem Benehmen keinen Theil, vielleicht war es Eigennutz, der ihn bewog, einer ferneren Verwüſtung und Entwerthung des Landes entgegenzutreten, deſſen dritten Theil er als ſein baldiges Eigenthum anſah, vielleicht ſchmerzte ihn auch die Wunde, die eine dithmarſiſche Hand geſchlagen hatte, ſo heftig, daß er nicht darnach verlangte, dieſem allen Fürſten ſo verderblichen Volke länger feindlich gegenüber zu ſtehen.

Die Capitulation, welche man den dithmarſiſchen

Abgeordneten übergab, enthielt in den meiſten Punkten Verzichtleiſtungen auf diejenigen Rechte und Befugniſſe, die Zeichen eines ſelbſtſtändigen Volkes ſind. Außerdem ward die Zahlung von 600,000 Gulden als Kriegskoſten, die Auslieferung alles Kriegsgeräths, ſowie der in früheren Jahren gemachten Beute an Fahnen und Kleinodien, ferner die Uebergabe aller Documente von einigem Werthe verlangt. Für ein Volk von dem Charakter des dithmarſiſchen aber waren, abgeſehen von der Nothwendigkeit der Unterwerfung ſelbſt, die Bedingungen die empfindlichſten, daß ſie ſich die Anlage dreier Feſtungen in ihrem Lande gefallen laſſen und die Fürſten fußfällig um Gnade bitten ſollten. Drei Tage Bedenkzeit wurden den Dithmarſchern bewilligt, eine kurze Friſt, um ſich an ſo ſchwere Gedanken zu gewöhnen und ſich in den Wechſel von Freiheit in Knechtſchaft zu finden. Wie es aber der Menſchennatur eigen iſt, daß ſie im Angeſichte eines unabwendbaren Uebels Stärkung und Troſt, ja eine Art von Vergnügen darin findet, den Kelch voll bittern Trankes ſo raſch wie möglich zu ergreifen und zu leeren, ſo geſchah es auch hier. Die Abgeſandten der Dithmarſcher kamen vor Ablauf der gewährten Friſt mit der Erklärung in's fürſtliche Lager zurück, daß das Volk zur Unterwerfung bereit ſei, daß es aber um Erlaß einiger allzuharter Bedingungen bäte. Die Fürſten verzichteten hierauf auf die Zahlung der 600,000 Gulden und auf die Anlegung

der Feſtungen; auch verſprachen ſie, die Gerichte in Dithmarſchen nach einem eigenen Landrechte verwalten laſſen zu wollen.

Als nun am 20. Juni des Jahres 1559 die 4000 wehrhaften dithmarſiſchen Männer nebſt den ſämmtlichen übrigen Einwohnern jedes Standes, jedes Alters und jedes Geſchlechts, in der Nähe des Dorfes Lohe, umgeben von dem Heere der drei Fürſten, auf ein gegebenes Zeichen die Kniee beugten und entblößten Hauptes, mit weißen Stäben in den Händen, den Huldigungseid leiſteten, da war es mit dem letzten und glorreichſten Ueberreſte ächt-demokratiſcher Freiheit in dem eigentlichen Deutſchland für immer vorbei, und nur auf den Gipfeln der Alpen, in der durch die Natur des Ortes vor fürſtlichen Gelüſten beſſer als die deutſchen Flachlande geſchützten Schweiz, der Akropolis Europa's, hat ſich das freie Bürger- und Bauernthum eine Stätte bewahrt bis auf unſre Tage.

24 (7) - he

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
943.1Sch3 En25
Endrulat, Bernhard Ferdinand Julius, 182
Von einem verlorenen posten : ein buch d
3 1951 002 085 071 1
WILSON
ANNEX
AISLE 73